

Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv  
Nr. 23/2004

Gedruckt mit Unterstützung des Amtes der Tiroler Landesregierung (Kulturabteilung)  
und der Stadt Innsbruck (Kulturamt)



ISSN 1027-5649

Eigentümer und Verleger: Brenner-Forum und Forschungsinstitut Brenner-Archiv

Innsbruck 2005

Bestellungen sind zu richten an: Forschungsinstitut Brenner-Archiv  
Universität Innsbruck (Tel. 0512/507-4511)  
A-6020 Innsbruck, Josef-Hirn-Str. 5  
<http://brenner-archiv.uibk.ac.at/>

Druck: Steigerdruck, 6094 Axams, Lindenweg 37

Herausgeber: Johann Holzner und Eberhard Saueremann  
Satz: Barbara Halder und Christoph Wild  
Layout und Design: Christoph Wild

Nachdruck oder Vervielfältigung nur mit Genehmigung der Herausgeber gestattet

# Inhalt

Editorial	5
<b>Aufsätze</b>	
Wolfgang Wieser: <i>Adalbert Stifter und das Geheimnis der Introspektion</i>	7
Eberhard Saueremann: <i>Bruder Willram, ein Tiroler Kriegsslyriker</i>	15
Johann Holzner: <i>Eigenständigkeit um den Preis der Einsamkeit: Über Wilhelm Szabo</i>	37
<b>Edition</b>	
Walter Fähnders und Andreas Tobler: <i>Zum Erstdruck von Annemarie Schwarzenbachs Georg Trakl</i>	47
Annemarie Schwarzenbach: <i>Georg Trakl</i>	61
<b>Aus dem Archiv</b>	
Anton Unterkircher: <i>Zum Nachlass von Josef Wenter (1880-1947)</i>	83
<b>Texte</b>	
Birgit Unterholzner: <i>Die Blechbüchse</i>	99
Rainer Hackel: <i>Interview mit Gertrud Fussenegger</i>	125
<b>Notizen</b>	
Eberhard Saueremann: <i>Trakls Goethe-Rezeption</i>	129
Othmar Costa: <i>Bert Breit 25.7.1927 – 17.9.2004</i>	133
<b>Rezensionen und Buchzugänge</b>	135
<b>Bericht des Institutsleiters</b>	153
<b>Neuerscheinungen</b>	163



## Editorial

Am 17. September 2004 feierte das Brenner-Archiv seinen 40. Geburtstag. Am selben Tag starb Bert Breit. – Wir bringen in diesem Heft keinen Rückblick auf die Festveranstaltung, obgleich das Genre der Selbstbeweihräucherung im universitären Leben so hoch im Kurs steht wie nie zuvor. Aber wir bringen Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, einen Nachruf auf Bert Breit von Othmar Costa.

Ferner einen Aufsatz von em. Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Wieser (Institut für Zoologie und Limnologie der Universität Innsbruck) zum Stifterjahr 2005: einen Aufsatz, der an Reflexionen Adalbert Stifters erinnert, die an Grundprobleme rühren, über deren Lösung erst in jüngster Zeit unter Naturwissenschaftlern wieder diskutiert wird. Zwei weitere Aufsätze sind diesmal Lyrikern gewidmet; der eine gilt Bruder Willram (Anton Müller) und plädiert für eine kritische Betrachtung dieses Tiroler Autors und Priesters, der andere erörtert das Werk von Wilhelm Szabo und versteht sich als Anregung, dieses Werk, das im übrigen schon Ludwig v. Ficker sehr geschätzt hat, neu zu lesen.

Den Schwerpunkt dieser Nummer bildet eine Edition: die von Walter Fähnders und Andreas Tobler besorgte und kommentierte erste Druckfassung der Trakl-Arbeit, die Annemarie Schwarzenbach (1908-1942) im Jahr 1931 geschrieben hat, um sie an der Universität Zürich als Prüfungsarbeit einzureichen. Diese Arbeit, das Original liegt im Staatsarchiv des Kantons Zürich, ist nicht nur ein interessantes Zeugnis der Trakl-Rezeption, sie stellt zugleich auch den ersten Ausgangspunkt dar für die literarische Produktion der Autorin des Romans *Tod in Persien*.

Mit der Erzählung *Die Blechbüchse* stellen wir eine junge Autorin aus Südtirol vor. Birgit Unterholzner, 1971 in Bozen geboren, hat in Innsbruck Deutsche Philologie, Medienkunde, Zeitgeschichte und Geographie studiert; sie ist Mittelschullehrerin für Literarische Fächer und Fachberaterin für Theaterpädagogik, seit 2004 auch Mitglied der Südtiroler Autorenvereinigung.

Unter den Rezensionen befindet sich dieses Mal eine Buchbesprechung, die den herkömmlichen Rahmen des Genres sprengt: Werner Zilligs Bemerkungen über Alois Pichlers Wittgenstein-Buch wären korrekt wohl in einer neuen Rubrik, unter der Überschrift „review essay“ einzuordnen. – Wir würden nicht ungern dieses Genre in Zukunft fördern.





# Adalbert Stifter und das Geheimnis der Introspektion

## von Wolfgang Wieser (Innsbruck)

Nur wenige Menschen erinnern sich an die noch sprachlose Phase ihrer frühen Kindheit, in der Gestalten, Farben und Geräusche erstmals aus einer formlosen Umwelt heraustreten und sich mit spezifischen Empfindungen verknüpfen. Der Schriftsteller Adalbert Stifter (1805-1868) hat uns eine derartige Schilderung hinterlassen: die Erinnerung an eine Entwicklungsphase, in der sein Welt- und Menschenbild die ersten Konturen erhielt.<sup>1</sup>

Weit zurück in dem leeren Nichts ist etwas wie Wonne und Entzücken, das gewaltig fassend, fast vernichtend in mein Wesen drang, und dem nichts mehr in meinem künftigen Leben glich. Die Merkmale, die fest gehalten wurden, sind: es war Glanz, es war Gewühl, es war unten. Dies muß sehr früh gewesen sein; denn mir ist, als liege eine sehr weite Finsterniß des Nichts um das Ding herum.

Dann war etwas Anderes, das sanft und lindernd durch mein Innres ging. Das Merkmal ist: es waren Klänge.

Dann schwamm ich in etwas Fächelndem, ich schwamm hin und wider, es wurde immer weicher und weicher in mir, dann wurde ich wie trunken, dann war nichts mehr.

Diese drei Inseln liegen wie feen- und sagenhaft in dem Schleiermeere der Vergangenheit, wie Urerinnerungen eines Volkes.

Die folgenden Spizen werden immer bestimmter. Klingen von Glocken, ein breiter Schein, eine rothe Dämmerung.

Ganz klar war etwas, das sich immer wiederholte. Eine Stimme, die zu mir sprach, Augen, die mich anschauten, und Arme, die alles milderten: Ich schrie nach diesen Dingen.

Dann war Jammervolles, Unleidliches, dann Süßes, Stillendes. Ich erinnere mich an Strebungen, die nichts erreichten, und an das Aufhören von Entsezlichem und Zugrunderichtendem. Ich erinnere mich an Glanz und Farben, die in meinen Augen, an Töne, die in meinen Ohren, und an Holdseligkeiten, die in meinem Wesen waren.

Immer mehr fühlte ich die Augen, die mich anschauten, die Stimme, die zu mir sprach, und die Arme, die Alles milderten. Ich erinnere mich, daß ich das „Mam“ nannte. Diese Arme fühlte ich mich einmal tragen. Es waren dunkle Fleke in mir. Die Erinnerung sagte mir später, daß es Wälder gewesen sind, die außerhalb mir waren. Dann war eine Empfindung wie die erste meines Lebens, Glanz und Gewühl. Dann war nichts mehr.

Nach dieser Empfindung ist wieder eine große Lücke. Zustände, die gewesen sind, mußten vergessen worden sein.

Hierauf erhob sich die Außenwelt vor mir, da bisher nur Empfindungen wahrgenommen worden waren. Selbst Mam, Augen, Stimme, Arme, waren nur als Empfindung in mir gewesen, sogar auch Wälder, wie ich eben gesagt

habe. Merkwürdig ist es, daß in der allerersten Empfindung meines Lebens etwas Äußerliches war, und zwar etwas, das meist schwierig und erst spät in das Vorstellungsvermögen gelangt, etwas Räumliches, ein Unten. Das ist ein Zeichen, wie gewaltig die Einwirkung gewesen sein muß, die jene Empfindung hervor gebracht hat.

Diese Reflexion eines empfindsamen Geistes enthält Erinnerungen, über deren Anlässe nicht nur Philosophen seit Jahrhunderten grübeln, sondern die auch an ungelöste oder erst kürzlich in die Blickfelder von Naturwissenschaftlern geratene Probleme rühren.

## Wie kommt die Welt in den Kopf?

Es waren dunkle Fleke in mir. Die Erinnerung sagte mir später, daß es Wälder gewesen sind, die außerhalb mir waren [...]. Hierauf erhob sich die Außenwelt vor mir, da bisher nur Empfindungen wahrgenommen worden waren.

Am Faden dieser Erinnerung hängt eine klassische Paradoxie der Philosophie, die auch den modernen Gehirnforscher beschäftigt. Wie kommt es, fragt dieser, dass sowohl der „Kopf in der Welt“ wie die „Welt im Kopf“ sein kann? „Wenn kognitive Tätigkeit Kopf-Arbeit ist, dann bedeutet das, daß die Gegenstände, die wir wahrnehmen, die Gedanken, die uns durch den Kopf gehen (!), und die Pläne, die wir verfolgen, ihren Ursprung und ihre Grundlage in Prozessen haben, die sich in unserem Kopf abspielen. Und obwohl wir genau wissen, daß es sich so verhält, würden wir niemals auf die Idee kommen, z.B. den Baum, den wir gerade betrachten ... in unserem Kopf zu lokalisieren. Wie kann man diese Tatsachen miteinander vereinbaren? Warum befindet sich die Welt, die wir wahrnehmen, nicht in unserem Kopf – nachdem doch die Prozesse, die sie erzeugen, zweifellos in unserem Kopf ablaufen?“<sup>2</sup>

Die Behauptung von Naturwissenschaftlern, dass sich die Welt, die wir wahrnehmen, nicht in unserem Kopf befindet, wird somit vom Dichter durch die Erfahrung korrigiert, dass es eine frühe Entwicklungsphase gibt, in der jeder Mensch sehr wohl „auf die Idee kommt“, den Baum, den er gerade betrachtet, in seinem Kopf zu lokalisieren.

Die uns allen geläufige Unterscheidung zwischen „Außenwelt und „Innenwelt“ ist somit das Ergebnis eines Entwicklungsprozesses, der vermutlich darin besteht, dass im frühkindlichen Gehirn elektrophysiologische Signale je nach ihrer Herkunft („Außen“ oder „Innen“) durch spezifische Markierungen kenntlich gemacht werden. Ab diesem Zeitpunkt erhebt sich die Außenwelt sowohl vor dem äußeren wie dem inneren Auge, während „bisher nur Empfindungen wahrgenommen worden waren.“

Das Resultat dieser Transformation verweist auf eines der großen Themen der Philosophiegeschichte, nämlich auf die Auseinandersetzung zwischen „Realisten“ und „Idealisten“. Stifters Erinnerung sagt uns nicht mehr und nicht weniger, als dass derartige Auseinandersetzungen *bloß die Gedankenspiele von Erwachsenen sind!*

## Kategorien der Erkenntnis

Merkwürdig ist es, daß in der allerersten Empfindung meines Lebens etwas Äußerliches war, und zwar etwas, das meist schwierig und erst spät in das Vorstellungsvermögen gelangt, etwas Räumliches, ein Unten.

In seinem Erlebnisbericht schildert Stifter die subjektive Aneignung der Umwelt. Einige dieser Aneignungen sind unwiderruflich, so zum Beispiel das Raumgefühl. Die im frühkindlichen Gehirn stattfindenden Verwandlungen bilden die biologische Basis, auf der Kants Lehre von den Kategorien ruht: Raum, Zeit und Kausalität befinden sich „vor aller Erfahrung“ im Gehirn des Menschen. Aber welches Gewicht hat diese Definition im Lichte der Entwicklungsbiologie? War es nicht so, dass der einige Monate alte Adalbert Stifter gelernt hatte, die „dunklen Fleke“ in seinem Kopf in die Umwelt hinaus zu projizieren und als „Wald“ zu identifizieren? „Gelernt“ allerdings nur in dem Sinne, dass ihm ein angeborener neuronaler Algorithmus beigebracht hatte, aus gewissen Signalen, die seinem Gehirn übermittelt worden waren, die richtigen Schlüsse zu ziehen. Dennoch war es, so will mir scheinen, das Bild vom aufsteigenden Wald, das ihn veranlaßte, zwischen einem Innen und einem Außen zu unterscheiden und damit eine Vorstellung von „Raum“ und „Räumlichkeit“ zu erwerben. Hier deutet sich an, dass die Transformation „dunkler Fleken“ im Innenraum der Empfindung in „Wälder [...], die außerhalb mir waren“, eine Folge der Entwicklung des räumlichen Sehens gewesen sein muss. Wie wir seit den bahnbrechenden Verhaltensstudien des Schweizer Psychologen Jean Piaget (1952, 1954) wissen, beginnen Kleinkinder etwa ab dem vierten Lebensmonat gezielt nach Objekten zu greifen. Damit dürfte der Zeitpunkt definiert sein, zu dem die visuellen Zentren im Thalamus und in der Großhirnrinde des Babys imstande sind, die aus dem rechten und dem linken Auge eintreffenden elektrophysiologischen Signale nicht mehr getrennt zu registrieren, sondern gemeinsam zu verarbeiten. Neurobiologische Untersuchungen bestätigen diese Annahme (Pinker 1997). Die Erfahrung der Dreidimensionalität des Raumes – eines der Kantschen Apriori – korreliert mit der Erfahrung der Position des eigenen Körpers im Raum, vor allem in bezug auf eine vertikale Achse, durch die der Außenwelt ein „Oben“ und ein „Unten“ zugeordnet wird.

Diese körperliche Erfahrung wird auch im Erwachsenen stets präsent sein, in seinem Verhalten und in seiner Sprache zum Ausdruck kommen. Amerikanischen Linguisten verdanken wir die Erkenntnis, dass menschliche Sprachen (hier am Beispiel der englischen) in hohem Maße auf die Orientierung des Körpers im Raum bezug nehmen. In ihrem brillianten Essay „Metaphors We Live By“, sprechen George Lakoff und Mark Johnson von „orientational metaphors, since most of them have to do with spatial orientation: up-down, in-out, front-back, on-off, deep-shallow, central-peripheral. These spatial orientations arise from the fact that we have bodies of the sort we have and that they function as they do in our physical environment.“ Zum Beispiel: „HAPPY IS UP; SAD IS DOWN: I'm feeling up. That boosted my spirit. I'm feeling down. I fell into a depression .... etc.“<sup>3</sup> Auf der Suche nach Quellen dieser Einsicht stoßen wir

neuerlich auf den Altmeister der biologischen Erkenntnislehre: „Die Sprache ist aber weder das Denken selbst noch sein einziger Ursprung oder seine zureichende Bedingung. Die Wurzeln des Denkens sind im Verhalten zu suchen.“<sup>4</sup>

## Macht der Gefühle

Weit zurück in dem leeren Nichts ist etwas wie Wonne und Entzücken, das gewaltig fassend, fast vernichtend in mein Wesen drang, und dem nichts mehr in meinem künftigen Leben glich [...]. Die folgenden Spizen werden immer bestimmter. Klingen von Glocken, ein breiter Schein, eine rothe Dämmerung. Ganz klar war etwas, das sich immer wiederholte. Eine Stimme, die zu mir sprach, Augen, die mich anschauten...

Seit William James (1884) wird in der Psychologie über die Entstehung und die Funktionen von Empfindungen nachgedacht. In den letzten Jahrzehnten ist dieses Thema auch zu einem populären Forschungsgegenstand der Neurobiologie geworden (Damasio 1997, G.Roth 2001, LeDoux 2002, Spitzer 2004). Man kann diese Neuorientierung einer analytischen Wissenschaft auch als den Versuch deuten, das Cartesianische Diktum „cogito ergo sum“, das im Gefolge des zunehmenden Zweifels an der Existenz einer immateriellen Seele etwas verloren im geistigen Raum schwebt, mithilfe neuer wissenschaftlicher Argumente auf den Boden der Realität zurückzuführen. Die oben genannten Neurobiologen tun dies, indem sie zeigen, dass das was Descartes unter „cogito“ verstand (und was durch das Wort „Denken“ nicht adäquat wiedergegeben wird), in einem tieferen und älteren Substrat, dem der Empfindungen und Gefühle wurzelt.

Bei Primaten und anderen Säugetieren werden Signale aus sämtlichen Geweben und Organen des Körpers mit dem Blut sowie über afferente Nervenfasern an autonome Zentren im Rückenmark und Stammhirn und von diesen über den Thalamus im Zwischenhirn an somatosensorische Zentren im Großhirn geleitet. Auf diese Weise wird im Gehirn eine fast vollständige Repräsentation von Körperzuständen aufgebaut: Informationen über Temperatur- und pH-Werte, über die Konzentrationen chemischer Moleküle im Blut, über Muskeltonus, viszerale Funktionen, Schmerz, Stress und andere Parameter des physiologischen Seins fügen sich zu operativen neuronalen Mustern zusammen. Kommt es zu einer Störung des körperlichen Gleichgewichts, dann initiieren die thalamocorticalen Projektionen Maßnahmen, deren Ziel die Wiederherstellung des ursprünglichen Zustands ist. William James deutete die Aktivitäten dieser komplexen neuro-humoralen Struktur als „emotional responses“. Da ähnliche Verhältnisse bei sämtlichen untersuchten Säugetieren herrschen, wurde angenommen, dass dieses Reaktionssystem gänzlich ohne Mitwirkung des Bewußtseins funktioniert. Im Verlauf der Primatenevolution hat das autonome System jedoch eine signifikante Erweiterung erfahren. Im menschlichen Gehirn wurden neuronale Bahnen entdeckt, die die thalamo-corticalen Projektionen mit zusätzlichen Regionen der Großhirnrinde verbinden, vor allem dem Mandelkern (Amygdala) und dem insulären Cortex (Insula). Kürzlich bot

sich die Gelegenheit, die Funktionen dieses Netzwerks an Patienten mit einer als „pure autonomic failure“ beschriebenen Pathologie des peripheren autonomen Nervensystems zu studieren (Critchley et al 2002; Morrisey 2002). Dabei wurde festgestellt, dass der Mandelkern jene Relaisstation ist, in der emotionale Reize bevorzugt in autonome Antworten übersetzt werden, während in der Insula die autonomen Antworten auf die Ebene des Bewußtseins gehoben und in subjektive Gefühle transformiert werden. Aufgrund ihrer Genese stehen diese Gefühle in enger Beziehung zu den physiologischen Funktionen des Körpers, befinden sich aber auch im Einflußbereich des Gedächtnisses und anderer kognitiver Funktionen.

Seit einigen Jahren ist es möglich, mithilfe eines neuen Verfahrens, des „functional magnetic resonance imaging“ (fMRI), die Stoffwechselaktivität des Gehirns sichtbar zu machen. Auf diese Weise läßt sich eruieren, welche Regionen des Gehirns sich unter den jeweils herrschenden Bedingungen durch eine besonders hohe Stoffwechselintensität auszeichnen. Entsprechende Versuche an Kleinkindern führten zu spektakulären neuen Einsichten in die Arbeitsweise des Gehirns im ersten Lebensjahr. So konnte gezeigt werden, dass in drei Monate alten Kindern, denen ein Text vorgelesen wird, bereits jene Region des Schläfenlappens der linken Großhirnrinde reagiert, die sich in den folgenden Monaten und Jahren zu einem der Sprachzentren (dem Broca-Zentrum) entwickeln wird. Sechs bis sieben Monate alte Babys sind imstande, aus einem vorgelesenen Text invariante Strukturen zu extrahieren sowie die phonetischen Einheiten verschiedener Sprachen voneinander zu unterscheiden

Adalbert Stifter scheint sich an eine Zeit seines Lebens erinnert zu haben, in der er räumlich zu sehen lernte, woraus folgt, dass er damals etwa vier Monate alt war. In seiner Erinnerung finden wir jedoch keinerlei Hinweise auf abstrakte kognitive Operationen, wie sie bei den oben erwähnten Leistungen seines Gehirns im Einsatz gewesen sein mußten. Woran sich Stifter hingegen sehr genau erinnerte, das waren Stimmungen, Empfindungen, Gefühle:

Dann war Jammervolles, Unleidliches, dann Süßes, Stillendes. Ich erinnere mich an Strebungen, die nichts erreichten, und an das Aufhören von Entsezlichem und Zugrunderichtendem. Ich erinnere mich an Glanz und Farben, die in meinen Augen, an Töne, die in meinen Ohren, und an Holdseligkeiten, die in meinem Wesen waren.

Mit anderen Worten: am Anfang der Entwicklung der kognitiven Fähigkeiten eines Menschen stehen physiologische Vorgänge, deren Aufgabe ist, die Bedeutung jener Signale zu bewerten, die über Kreislauf und Nervensystem an das Gehirn herangetragen werden. Im Prozess der Entwicklung kognitiver Fähigkeiten scheint somit der Aufbau einer wertenden und abwägenden Instanz Priorität zu haben. Es ist diese durch Empfindungen geprägte Phase des Prozesses, die das Bewußtsein und das Gedächtnis des Babys aktiviert. Ansonsten hätte sie wohl nicht die zentrale Rolle in der Erinnerung des Erwachsenen spielen können. Demgegenüber verbleibt die analytische Komponente der

Informationsverarbeitung, des Denkens also, in der Verborgenheit des Unbewußtseins. Gilt dies nicht auch, quasi in umgekehrter Richtung, für die Art und Weise, wie wir im späteren Leben auf dramatische Ereignisse und unerwartete Situationen in unserem Umfeld reagieren? Das Verhalten des Bürgers Wozzeck auf der Bühne und die Sprache, in der dieses Verhalten zum Ausdruck kommt, bewegt und berührt uns zutiefst. Dass hinter diesem Verhalten jedoch rational faßbare physiologische Prozesse stehen, das bleibt uns verborgen. Selbst wenn uns die entsprechenden Daten zugänglich wären, würden sie uns in diesem Zusammenhang nicht interessieren.

## Die befreiten Hände

In Stifters Erinnerungsgewebe gibt es Dinge, die „sich immer wiederholten“: „Die Augen, die mich anschauten, die Stimme, die zu mir sprach, und die Arme, die alles milderten.“ „Ich schrie nach diesen Dingen.“ Eindringlich wird uns die Bedeutung der mütterlichen Arme und Hände vermittelt, die das Neugeborene aufnehmen, halten, wärmen und schützen. Diese elementare Erfahrung jedes unter normalen Bedingungen aufwachsenden Kindes tangiert ein grundsätzliches Phänomen der menschlichen Evolution: Die Entstehung des aufrechten Ganges. Zahlreiche Hypothesen sind formuliert worden, um den vor rund fünf Millionen Jahren sich abzeichnenden Übergang von der Vierbeinigkeit der nichtmenschlichen Primaten zur Zweibeinigkeit der frühen Menschen zu erklären. Die populärste Hypothese verknüpft die Vervollkommnung des aufrechten zweibeinigen Ganges mit den evolutionären Perspektiven der vom Zwang der Fortbewegung befreiten vorderen Extremitäten. Fast alle Forscher auf diesem Gebiet denken dabei an den Gebrauch von Werkzeugen und Waffen und sehen die Evolution der Hand abgestimmt auf die soziale Rolle des Mannes als Handwerker, Krieger und Jäger. Einem amerikanischen Neurobiologen verdanken wir jedoch ein alternatives Szenario. Harold Klawans (2000) machte darauf aufmerksam, dass sich, erstens, in der Hominidenreihe der aufrechte Gang bereits durchgesetzt hatte lange ehe Werkzeuggebrauch weit verbreitet war und dass, zweitens, die ungehinderte Beweglichkeit der vorderen Extremitäten ihren Besitzern im Rahmen eines anderen Funktionskreises von Anfang an enorme Selektionsvorteile verschafft haben könnte; und zwar innerhalb jenes Funktionskreises, an den sich Adalbert Stifter so eindrücklich erinnert: Die Pflegefunktion der Mutter, deren Arme „alles milderten.“ Die Neugeborenen der Gattung *Homo* sind in höherem Maße und wesentlich länger auf äußere Hilfe und Pflege angewiesen als die Nachkommen anderer Primaten. Die Möglichkeit, ihren unfertigen, verletzlichen Nachwuchs sofort nach der Geburt aufnehmen und an die Brust legen zu können, muss als eine der entscheidenden sozialen Anpassungsleistungen der Art angesehen werden und es waren ausschließlich die *Mütter*, die diese Leistung mit ihren vom Zwang zur Fortbewegung befreiten Armen und Händen erbrachten.

Ich weiß nicht, ob Adalbert Stifter, was seine Erinnerungsfähigkeit betrifft, eine Ausnahmerecheinung war. Jedenfalls ist er ein herausragendes Beispiel dafür, dass die Tiefe der Introspektion, die Sensibilität und Genauigkeit mit der ein Mensch imstande ist, die frühesten Spuren seiner Entwicklung zu entziffern, in enger Beziehung

steht zur Sensibilität und Genauigkeit, mit der er als Erwachsener imstande ist, die auf ihn einstürmende, ihn umfließende, äußere Realität in eine einzigartige innere Wirklichkeit zu transformieren. Dass Stifter ein großer Schriftsteller geworden ist, mag von weiteren Umständen seines Lebenslaufs sowie von Zufällen entschieden worden sein. Unter anderen Umständen wäre er vielleicht ein großer Wissenschaftler geworden, zu dessen Tugenden ja ebenfalls Sensibilität und Genauigkeit gehören. Jedenfalls ist es bemerkenswert, dass einige der Schlüsselerlebnisse seiner frühen Entwicklung, an die er sich als Erwachsener erinnert, zu Überlegungen von hoher philosophischer und biologischer Relevanz Anlaß geben, ja vielleicht sogar bewirken könnten, einige von Philosophen und Gehirnforschern vertretene erkenntnistheoretische und evolutionsbiologische Schlußfolgerungen genauer zu hinterfragen.

### Literatur

---

- Critchley, H.D. u.a. : Fear conditioning in humans. The influence of awareness and autonomic arousal on functional neuroanatomy. In: *Neuron* 33, 2002, 653-663.
- Damasio, A.R.: *Descartes' Irrtum – Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn*. München, Leipzig<sup>3</sup>1997.
- James, W.: What is an emotion? In: *Mind* 9, 1884, 188-205.
- Klawans, H.: *Defending the cave woman*. New York 2000.
- LeDoux, J.: *The emotional brain*. New York 1996.
- Morrissey, J.S.: How do you feel? In: *Trends Cogn.Sci.* 6, 2002, 317-319.
- Piaget J.: *The origins of intelligence in children*. New York 1952.
- Piaget J.: *The construction of reality in the child*. New York 1954.
- Pinker, S.: *How the mind works*. London 1997.
- Roth, G.: *Fühlen, Denken, Handeln*. Frankfurt am Main 2001.
- Spitzer, M.: *Selbstbestimmung*. Heidelberg 2004.

### Anmerkungen

---

- <sup>1</sup> Adalbert Stifter: *Sämtliche Werke XXV. Erzählungen 3. Teil. Gedichte und Biographisches*. (Reprograph. Nachdr.) Hg. v. Klaus Zelewitz. Hildesheim 1979, S.177f. Den Hinweis auf dieses Zitat verdanke ich dem Innsbrucker Stifter-Experten Professor Alfred Doppler.
- <sup>2</sup> Prinz, W., Roth, G. u. Maasen, S.: *Kognitive Leistungen und Gehirnfunktionen*. In: Roth, G. u. Prinz, W. (Hg.): *Kopf-Arbeit 3-34*. Heidelberg 1996, S.11.
- <sup>3</sup> Lakoff, G. u. Johnson, M.: *Metaphors we live by*. Chicago 1980 (Nachdr. 2003), S.14/15.
- <sup>4</sup> Piaget, J.: *Biologie und Erkenntnis*. Frankfurt am Main 1983, S.184.



# Bruder Willram, ein Tiroler Kriegslyriker von Eberhard Sauermaun (Innsbruck)

## Poetische Mobilmachung

Dass heuer in zahlreichen Veranstaltungen, Medienberichten und populärwissenschaftlichen Büchern an den 90. Jahrestag des Beginns des Ersten Weltkriegs erinnert wurde, liegt wohl an der Erkenntnis, dass dieser Krieg *die* Katastrophe des 20. Jahrhunderts war, die alle weiteren (vor allem die Nazi-Herrschaft und den Zweiten Weltkrieg) zur Folge hatte. Zum Zeitpunkt des Erscheinens des vorliegenden Hefts wird des 90. Jahrestags der Eröffnung der Front im damaligen Tirol gedacht werden. Hier wirkte ein Mann, der nicht nur als katholischer Priester und Religionslehrer ‚geistige Mobilmachung‘ betrieben hat, sondern auch als Schriftsteller ‚poetische Mobilmachung‘, was ebenso zur Kriegsbereitschaft beigetragen hat: Anton Müller, geboren in Bruneck, als Religionslehrer in Innsbruck tätig, der einflussreichste Tiroler Schriftsteller zu Beginn des 20. Jahrhunderts (Pseudonym Bruder Willram) und bis in die 30er Jahre eine der bekanntesten Persönlichkeiten Tirols. Konservative Schriftsteller wie er empfanden schon vor Kriegsbeginn die Grenzen des Lands als Schutzwälle, und zwar nicht nur im Sinne militärischer Fronten; sie versuchten alles fernzuhalten oder zu ignorieren, was politisch oder literarisch außerhalb dieser Grenzen passierte: „bodenständige, vielfach geschichtlich überholte Positionen und Wertvorstellungen wurden verteidigt“.<sup>1</sup>

Bei aller ‚splendid isolation‘ darf die Tätigkeit Bruder Willrams freilich nicht isoliert betrachtet werden. Die Parallelen zu anderen Kriegshetzern sind allein schon im deutschsprachigen Raum nicht zu übersehen. Die überwiegende Mehrheit der Kriegsgedichte jener Zeit ist kriegsbejahend, wofür die Zensur zur Erklärung nicht ausreicht. (Die wenigen kritischen Texte belegen, dass die Zensur nicht immer und überall konsequent gehandhabt wurde.) Die massenhaft gedruckten Kriegsgedichte von Studenten, Hausfrauen oder prominenten Schriftstellern zeugen weniger von gezielter Propagandatätigkeit militärischer Stellen als vielmehr von Kriegsbegeisterung oder von der Bereitschaft, sich in die Propagandapolitik einspannen zu lassen. Propaganda kann keine Meinungen schaffen, wenn nicht schon bestimmte Prädispositionen vorhanden sind, denn sie ist „von den verwurzelten Einstellungen und Vorurteilen der Menschen abhängig und kann diese allenfalls kanalisieren, zuspitzen und funktionalisieren“.<sup>2</sup>

Während kriegsbejahende Gedichte versuchten, „Schemata einer vorwiegend heroisch geprägten älteren Kriegsdichtung, die das Schlachtfeld zur Opferstätte, zum ‚Ort transzendentaler Erhöhung‘ verklärt, in den Kontext des Maschinenkrieges zu transponieren“, zeigten kriegskritische „die Dichotomie zwischen heroisierenden Kriegsbildern und dem technisierten Krieg“ auf.<sup>3</sup> Die Kriegsgedichte Bruder Willrams stimmen mit dem Gros der Kriegslyrik darin überein, dass sie die glanzvollen Eigenschaften der eigenen Nation überhöhen, die Gegner verteufeln und verhöhnen, zu Hass und Rache aufrufen, den Kampf verherrlichen und Gott für die eigene Sache in Anspruch nehmen; dass sie das reale Kriegsgeschehen weitgehend ausklammern,

die Tötungsmaschinerie ignorieren, eine Gemeinschaft vorspiegeln und Angst, Verunsicherung und Chaos vermissen lassen. ‚Herausragend‘ sind sie freilich darin, dass in ihnen nicht nur Faktoren wie Siegesgewissheit und Opferbereitschaft dominieren, sondern auch Todes- oder besser gesagt Lebensverachtung, Blutrausch und Mordgier; und dass sie sprachlich noch stärker von Pathos und Archaismen geprägt sind. Ausgeklammert bleiben bei diesem Vergleich die *Verse vom Schlachtfeld* in der Berliner Zeitschrift *Die Aktion*, die mit der Darstellung des Massentods und des Alltags im Schützengraben „die heroische Gestik der kriegsapologetischen Dichtung und die patriotischen Sinngewinnungen“ in Frage stellen<sup>4</sup>, aber auch durch Themen wie die Entmenschlichung des Soldaten und die Auflösung der geistigen Existenz des Menschen und durch sprachliche Deformationen die vom Dichter erlebte Deformation der Wirklichkeit und des Menschen nachvollziehbar machen.<sup>5</sup>

### Bruder Willrams Botschaften bei Kriegsbeginn

In seinen Predigten vom August 1914 verfolgt Anton Müller eine Doppelstrategie: In *patriotischen Gedenkrede* ruft er in der Propsteikirche St. Jakob in Innsbruck die Gläubigen zum Kampf auf, zumal noch nie ein „heiligerer Krieg“ geführt worden sei, denn es sei „ein Krieg der Kultur gegen Unkultur, der Zivilisation, der Gesittung und des gesellschaftlichen Anstandes gegen den Barbarismus eines Volkes“ (gemeint sind die Serben), und vor allem: „*Gott wird mit uns sein, weil das Recht mit uns ist*“. Völker und Monarch müssten unzerreißbar zusammengekittet werden: „Blut, rotes, schäumendes Herzblut – verspritzt aus Liebe und Treue – ist der stärkste Kitt“. Er fordert die katholische Erziehung der Jugend zur Pflichterfüllung, aber auch zur christlichen Nächstenliebe statt zu einem einseitigen Nationalismus. Zugleich macht er jedoch klar, Patriotismus sei eine „*speziell deutsche Tugend*“. Er prophezeit, der Krieg werde Leid und Elend bringen, doch Gottes Zorn sei berechtigt; um alles ertragen zu können, brauche es Gottergebenheit und das Vermeiden von Sünde.<sup>6</sup> Seiner Sammlung von *patriotischen Reden und Ansprachen*, die der damalige Landeshauptmann von Tirol, Theodor v. Kathrein, in seiner Vorrede aufs wärmste empfiehlt, schickt er ein *Motto* voraus, demzufolge Gott seinem Wort heilige Flammen verleihen möge, damit es Begeisterung wecke.<sup>7</sup> Ihm ging es darum, Österreich-Ungarn im alten Zustand zu bewahren, mit den Habsburgern an der Spitze, der engen Verbindung von Thron und Altar und der Machterhaltung der katholischen Kirche; sein Ziel war die Festigung der ‚gottgewollten‘, patriarchalischen Ordnung und die Bewahrung traditioneller Strukturen.

Auch in seinen Gedichten bekennt Bruder Willram, eine heilige Liebe zu Volk und Heimat führe ihm die Feder: „Ich darf kein Schwert an meiner Linken führen, [...] Doch meine Leier darf ich männlich rühren“.<sup>8</sup> (Womit er sich in die Tradition des bekanntesten Dichters der Freiheitskriege, Theodor Körner, stellt, dessen Kriegsgedichte unter dem Titel *Leyer und Schwerdt* 1814 erschienen und zum Jubiläum der Völkerschlacht bei Leipzig 1913 neu herausgegeben worden sind.) Die rechte Mischung aus Schwert und Leier wird zum poetischen Gebet um Gottes Segen:<sup>9</sup>

Es regnet Feuer und Blut aufs Land – –

Es regnet Feuer und Blut aufs Land;  
Der Krieg mit donnernden Hufen  
Fegt über die Völker wutentbrannt;  
Wir aber recken die Eisenhand  
Zum Gott der Schlachten und rufen:

„Herr, segne den Kaiser und segne sein Heer –  
Und segne die Waffen des Krieges;  
Und laß uns ringen um Oesterreichs Ehr' –  
Und laß uns holen aus Kämpfen schwer  
Den heiligen Lorbeer des Sieges!“

„Und segne das Herz und segne die Faust  
Mit Kraft und trotzigem Mute,  
Daß selbst dem Tod und dem Teufel graust,  
Wenns rings von Hieben und Kugeln saust –  
Und wir uns baden im Blute!“

„Und segne, ja segne die Wunden rot,  
Die wir um den Kaiser erstritten –  
Und um der Heimat grimmige Not;  
Und segne den dreimal herrlichen Tod,  
Den wir als Helden erlitten!“

Bruder Willram ist darum bemüht, Gott auf die Seite der Deutschen zu ziehen: der „liebe Gott“ gebe „Der deutschen Faust den rechten Hieb / Und deutschem Blei die stolze Kraft“, denn „Die Feinde dreschen nach Herzenslust / Und jedem das schrille Blei in die Brust“ sei „deutsches Recht“. Sein *Schlachtgebet* appelliert an Christus, uns Recht zu schaffen „im heiligen Streit“ und zu „sühnen das Blut, das zum Himmel schreit“: „Laß deutsches Schwert immer sieghaft sein“. Das Kind eines Soldaten wünscht sich vom Christkind zu Weihnachten „Ein Kriegsandenken schlicht und klein, / Es dürft' auch ein Kosake sein“.<sup>10</sup>

In seinem im *Allgemeinen Tiroler Anzeiger* vom 26.11.1914 erschienenen Gedicht *Die beiden Kaiserjäger* nimmt Bruder Willram auf die Schlacht bei Grodek (8.-11. September 1914) Bezug:

Die beiden Kaiserjäger

Sie liegen im Blute beide  
Und warten auf den Tod –

Und schauen über die Heide  
Ins letzte Abendrot. – –  
Sind Kaiserjäger – Tiroler –  
Verschlungen Hand in Hand;  
Wär' jedem leichter und wohler,  
Zu sterben im Heimatland!

Sie können sich regen nimmer  
Mit ihrer durchschoss'nen Brust,  
Und tragen doch heiligen Schimmer  
Im Aug' und stolze Lust. –

Sie haben sich beide gefunden  
Nach Grodeks heißer Schlacht;  
Hat jedem – trotz Weh und Wunden –  
Noch selig das Herz gelacht.

Und haben mit ihrem Blute  
Ihm schönsten Sieg erkaufte:  
Drum hat sie der Kaiser, der gute,  
Zu Kaiserjägern getauft.

Nun ruhen sie still und liegen  
Beisammen im Abendschein –  
Und schlummern aus Kämpfen und Kriegen  
In ewige Ruh' hinein. –

Und Hand in Hand verschlungen –  
So senkt man sie beide hinab –  
(Kein Requiem wird gesungen)  
Ins Kaiserjägergrab. – –

Die ‚Botschaft‘, dass ein Kaiserjäger sogar mit einer Kugel im Herzen nur schläft, noch dazu im Bewusstsein, für den Kaiser gesiegt zu haben, erschien notwendiger denn je, seit inoffizielle Nachrichten die Heimat erreicht hatten, dass der angeblich „schönste Sieg“ bei Grodek eigentlich eine schwere Niederlage der 3. Armee gewesen ist. In den ersten sechs Wochen sind in Galizien 10.000 Tiroler Kaiserjäger richtiggehend ‚verheizt‘ worden – immerhin zwei Drittel der Einheitsstärke.<sup>11</sup> Von den 800.000 Österreichern am nordöstlichen Kriegsschauplatz ist bis Mitte September 1914 die Hälfte ausgefallen.<sup>12</sup>

In seiner im Frühjahr 1915 zusammengestellten Gedichtsammlung *Das blutige Jahr!* hat Bruder Willram das Gedicht *Die beiden Kaiserjäger* unter einem anderen Titel (*Sie liegen im Blute beide –*) und ohne die letzte Strophe wieder veröffentlicht.<sup>13</sup> Damit berücksichtigt er die Einsicht, dass ein Grab in fremder Erde noch lang kein Kaiserjägergrab ist. Denn der im Gedicht von den todwunden Kaiserjägern geäußerte Wunsch, in der Heimat zu sterben, erwies sich als unerfüllbar, genauso wie die Absicht der Hinterbliebenen, die Gefallenen in heimatlicher Erde zu begraben. Auch dem hat Bruder Willram Rechnung getragen, wie seine Verse auf einer Postkarte des Roten Kreuzes belegen: „Laß Kamerad mich liegen; / Warum nimmst Du mich mit? / Will bluten, wo ich siegte, / Will sterben, wo ich stritt!“<sup>14</sup> Sein Gedicht *Wiegenlied*, das scheinbar Trostwerte für die Waise eines Gefallenen bereithält, richtet eigentlich an dessen Witwe den Appell, auf Trauerarbeit zu verzichten und den ‚Heldentod‘ als gottgefällig hinzunehmen.<sup>15</sup> Denn immer mehr Frauen hatten zur Kenntnis nehmen müssen, dass ihre Männer einen anonymen Tod gestorben oder vermisst waren.

Vor allem jedoch hat Bruder Willram Gedichte verfasst, die Siegesgewissheit vermitteln und sogar dermaßen ausgesetzte Situationen wie die im Schützengraben beschönigen:<sup>16</sup>

Im Schützengraben

Ob's Eisen regnet, Feuer speit: –  
S' ist immer eine lust'ge Zeit  
In unserm Schützengraben! –

Das Lager – feuchter Lehm und Stroh –  
Wem wollten da nicht Träume froh  
Den süßen Schlummer laben? –

Auch leiden wir nicht allzu sehr  
An übergroßer Hitze mehr  
In unserm Schützengraben;

Das macht, weil immer Zugluft ist,  
Und über uns zu jeder Frist  
Des Winters Stürme traben; –

Wir rauchen, schmauchen, schweigen viel –  
Und manchmal gibt's auch heit'res Spiel  
In unserm Schützengraben;  
Man wattet und man tarokiert –  
Und man gewinnt und man verliert –  
Und zählt sein Soll und Haben;

Beleuchtung ist uns Nebensach',  
Denn Gottes Sterne schau'n durchs Dach  
In unsern Schützengraben;

Auch flunzt ein trübes Kerzenlicht,  
Darunter sitzt man dumpf und dicht  
Wie wohlerzog'ne Knaben;

Frau Musika ist auch zur Stell' –  
Und Heimatjodler schmetterten hell  
Aus unserm Schützengraben;

Doch, wenn's am schönsten klingt, dann ächzt  
Laut ein Schrapnell – und heiser krächzt –  
Ob uns ein Chor von Raben;

So sind wir lebend eingesargt –  
Daß keiner uns das Glück verargt! –  
In unserm Schützengraben;

Und in der Stunden Einerlei  
Schickt uns der Feind sein zischend Blei –  
Und and're Liebesgaben;

Wir aber machen drauf den Reim –  
Und zahlen schnell und tüchtig heim  
Aus unserm Schützengraben –

Und liegen lauernd auf der Wacht –  
Und fiebern nach dem Braus der Schlacht:  
Des Kaisers wack're Zuaven!

Auch dieses Gedicht hat er wenig später wieder veröffentlicht, und zwar mit einem veränderten Schlussvers. Es bleibe dahingestellt, ob ihn der unreine Reim gestört hat oder ob er wegen des Images der Zuaven (Angehörige eines Berberstammes in Algerien, die im 19. Jahrhundert wegen ihrer kriegerischen Tüchtigkeit begehrt waren und mit deren Namen jedenfalls in Nordafrika alle Söldner bezeichnet wurden) Bedenken hatte, da die Schlachten der österreichisch-ungarischen Armee tunlichst nicht von kaiserlichen Söldnern statt von Kaiserjägern und -schützen geschlagen werden sollten. Jedenfalls endet das Gedicht nun mit dem Vers: „Um neuen Sieg zu staben!“<sup>17</sup>

## Bruder Willrams Botschaften nach dem Kriegseintritt Italiens

Seine zweite, nach einigen Monaten Krieg mit Italien zusammengestellte Gedichtsammlung *Der heilige Kampf* eröffnet Bruder Willram mit einem Gedicht, in dem ein Rückgriff ins Jahr 1809 erfolgt („Da war's wie am Berg Isel – im Ruhmesjahre Neun“), und schließt sie mit einem Gedicht, das schon im Titel diesen Bezug herstellt (*Mein Hoferland, mein Heimatland!*).<sup>18</sup> Die Opferbereitschaft von „Anno Neun“ wurde zu einem Topos, der mit dem Standschützen-Mythos untrennbar verbunden sein sollte. Das wurde schon im Aufruf General Viktor Dankls v. Krasnik, Landesverteidigungskommandant von Tirol, vom 8. Juni 1915 zugrunde gelegt: „Der Feind steht vor unserer Türe. Er will Tirol erobern und niederzwingen. So wie im Jahre 1809 müssen wir alle zusammenstehen und kämpfen für unsere heimatliche Erde, für unsere Ehre.“<sup>19</sup> Dieser Tradition hat Bruder Willram auch im Gedicht *Dem Kaiser* gehuldigt, das die Tiroler daran erinnert, dass sie Enkel derer seien, die im Neunerjahr „Gut und Blut für ihren Kaiser gaben, / Weil Tiroler nie geknausert haben“; und zum Schluss der Appell: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist: – – / Lieb' und Treue, Leib und Leben! – Amen!“<sup>20</sup> Daß er dieses Gedicht dem k. k. österreichischen Militär-Witwen- und Waisenfonds als *Feldpredigt* überlassen hat, wird darauf zurückzuführen sein, daß die Kriegsfürsorgeorganisationen in ihren Periodika Kriegsdichtungen veröffentlicht haben, die Kriegsbegeisterung und Durchhaltebereitschaft propagieren.<sup>21</sup>

In den neuen Gedichten Bruder Willrams wird betont, dass der Kampf Mann gegen Mann ausgetragen wird („Hei! wie die Schädel krachen, / Die Knochen splintern in dem Handgemenge!“) und dass der Welsche ein Meuchler und Schurke ist und vom Deutschen besiegt wird („Mit welscher Tücke robelt deutsche Kraft“).<sup>22</sup> Das Stereotyp von der ‚welschen Tücke‘ gewinnt an Brisanz, wenn man bedenkt, dass z.B. das 2. Tiroler Kaiserjäger-Regiment zur Hälfte aus Italienern bestand. (Diese Schmähung hat dieses Regiment übrigens nicht daran gehindert, im Juni 1916 Bruder Willram, „dem Barden dieses neuen Heldenzeitalters Tirols, dem Herold der Heldenhaftigkeit unserer Landessöhne“, eine Mappe mit Bildern zu überreichen.)<sup>23</sup>

Repräsentativ für diesen Band ist das Gedicht *Dolomitenwacht*, in dem die Rollen zwischen den ‚Unsrigen‘ und dem Feind klar verteilt sind: deutsche Helden versus welsche Wichte:<sup>24</sup>

### Dolomitenwacht

Wir hausen und wir horsten  
Wie eine Adlerbrut  
Hoch über Tal und Forsten  
In treuer Berge Hut;  
Und klimmen kühn und klettern  
Durch Grat und Felsenschacht –  
Und trotzen Wind und Wetter:  
Die Dolomitenwacht!

Man zwang uns – und wir morden  
Und kennen Schonung nicht; –  
Zum Freiwild ist geworden  
Der feige, welsche Wicht. – –  
Wir jagen ihn – und pirschen  
Ihn an bei Tag und Nacht –  
Mit Zorn und Zähneknirschen:  
Die Dolomitenwacht!

Und schütten Blut und Feuer  
Und hageln Eisensaat  
Aufs gift'ge Ungeheuer  
Voll Meineid und Verrat; – –  
Und säubern deutsche Erde  
Von welscher Niedertracht –  
Und hüten unsre Herde:  
Die Dolomitenwacht!

Der Heimat Felsenwarten,  
Die müssen unser sein;  
Es darf in Laurins Garten  
Kein welscher Schuft herein,  
Wo Lieb' und Treue lenzen  
In ew'ger Rosenpracht:  
Wir schirmen seine Grenzen –  
Die Dolomitenwacht!

Und bräch' mit tausend Toden  
Der Feind in unser Land:  
Nicht eine Handbreit Boden  
Wird ihm zum Unterpfund!  
Ihr Zwitter und ihr Zwerge,  
Wir spotten eurer Macht: –  
Fest steht – wie Gottes Berge –  
Die Dolomitenwacht!

Mag der und jener sinken,  
Gefällt vom Mörderblei: –  
Noch weh'n auf allen Zinken  
Die Siegesbanner frei –  
Und flattern stolz und fliegen –

Ob uns im Sturm der Schlacht;  
Wir sterben und wir siegen:  
Die Dolomitenwacht!

Von unsres Blutes Wellen  
Ist Fels und Firn betaut;  
Das sind die Glutbrunellen,  
Der Schmuck der Gletscherbraut!  
Und Hochlandsgräber melden  
Es jedem still und sacht:  
Hier schlummern deutsche Helden –  
Die Dolomitenwacht!

Dieselbe Siegesgewissheit findet sich im Gedicht *Sturmangriff*: „Schäumende Gesellen“ rasen zum Sturm, im Kugelregen ächzt der Wald, doch selbst wenn der Tod „tausend Fäuste ballt“, weichen sie nicht; „Helm und Kopf zerschellen“ vor Säbelhieben, mit Gebrüll stürmen sie ins Artilleriefeuer: „Ein harter Sieg nach heißem Blutverspritzen – / Und Heldenwunden klaffen tief und groß!“<sup>25</sup> Hier wird sozusagen ex cathedra bestimmt, dass der Tod – der hier allegorisch statt leibhaftiger Gegner den ‚Unsrigen‘ gegenübersteht – keine Macht über sie hat, damit sie sich auch künftig nicht scheuen, nur mit einem Säbel bewaffnet gegen einen waffentechnisch überlegenen Gegner anzurennen.

Schon in seinem ersten Gedichtband, „Meinen wackeren Schülern im Felde“ gewidmet, hat Bruder Willram (im Gedicht *Jünglingsklage*) einen 18-Jährigen sich darüber beklagen lassen, in dieser „stolzen Zeit“ abseits stehen zu müssen: „Das ist es, was mich schmerzt und quält, / So tatenlos zu schmachten, / Indes Ihr Euch dem Tod vermählt / In hundert blut’gen Schlachten.“<sup>26</sup> In seinem zweiten Gedichtband lässt er (im Gedicht *Der Kaiser ruft!*) einen Jugendlichen an die Mutter appellieren, ihn nicht aufzuhalten, wenn er dem Ruf des Kaisers folgt: „Ob auch aus Wunden tief / Flösse mein junges Blut, – / Mutter, der Kaiser rief: – / Und es ist gut!“ Selbst wenn er fallen sollte: „Was wär’ dabei? – – // Selig ein Held entschlief“.<sup>27</sup> Überdies sind solche Verluste wieder wettzumachen:<sup>28</sup>

Saat und Ernte

Was aus des Sämans Hand gerollt,  
Erwuchs zu vollen Garben –  
Und brachte reiches Erntegold:  
Wir brauchen nicht zu darben!

Und was der Krieg zu Boden trat  
In schonungslosem Morden:

Im Nachwuchs – in der jungen Saat –  
Ist uns ein Trost geworden; – –

Sie reift heran und füllt die Reih'n  
All derer, die geschieden; –  
Und unser wird die Zukunft sein –  
Fruchtschwer an Glück und Frieden!

Patriotismus war es wohl, was Bruder Willram veranlasst hat, in den *Innsbrucker Nachrichten* vom 9.6.1917 für „eine möglichst stramme und ausgiebige Zeichnung“ der 6. Kriegsanleihe einzutreten. (Die erbrachte dann allein in Tirol ein Ergebnis von umgerechnet 100 Millionen Euro, und das bei der immer krasser werdenden Hungersnot.) Diese Tätigkeit Bruder Willrams wird dazu beigetragen haben, dass ihm das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens verliehen worden ist.

Am „allgemeinen deutschen Tiroler Bauerntag“ vom 16. Juni 1918 ruft Bruder Willram der Versammlung zu: „Deutsch sein, heißt auch treu sein“; wenn die Bevölkerung ihre sprichwörtliche Väterüberlieferung und Kaisertreue verliere, dann nütze auch der Sieg der Waffen nichts, denn dann habe Tirol seine Eigenart, seinen Stolz und Ruhm verloren: „Man hat alles mögliche getan, um den Patriotismus der Tiroler Bauern totzuprügeln und totzuschlagen und doch will ich nicht daran glauben, daß dieser Hochquell des Tirolertums, daß dieser ewige Gesundbrunnen unseres Landes, seine dynastische Treue, ein- für allemal versiegt sein sollte“. Deshalb müssten die Tiroler gegen die „Sippe vaterlandsloser Hochverräter“ kämpfen, die an der Auflösung des alten Österreich arbeite und damit „die katholische Dynastie untergraben“ wolle; das „jüdische Schmarotzertum“ mache sich im Hinterland mit oder ohne Uniform breit: „Mit deutschem Bauernstolz wollen wir vergessen allen Hunger, alle Not, alle Bitterkeit, wollen kämpfen bis zum Ende des Krieges, das nicht mehr fern sein kann, kämpfen gegen das vaterlandslose Gesindel von Reichsfeinden und Verrätern, kämpfen um den Sieg und die Vorherrschaft des Deutschtums in Oesterreich.“<sup>29</sup>

## Bruder-Willram-Rezeption nach Kriegsende

Wie war es um die öffentliche Anerkennung Bruder Willrams nach Beendigung des Krieges bestellt? Dem 1924 gegründeten *Bruder-Willram-Bund* gehörten führende Politiker und Publizisten Tirols als Funktionäre oder Ehrenmitglieder an. Bruder Willram, der nach dem Ersten Weltkrieg Landtagsabgeordneter für Südtirol der neu gegründeten Tiroler Volkspartei geworden ist und sich mit den Zielen des deutschnationalen, anschlussfreudigen *Andreas-Hofer-Bunds* identifiziert hat, sah in den Aufgaben des *Bruder-Willram-Bunds* auch politische Ziele. Dies geht aus seiner *Widmung* in dessen Almanach hervor: „Gottesfurcht“ und „freimütiges Bekenntnis zur deutschen Vätersitte“ solle die Willram-Bündler adeln, den „würzigen Hauch der Heimatscholle“ sollen sie frohgemut in die Zukunft „unseres deutschen Volkes“ tragen „als eine Generation, die ebenso stark an Geist wie Herz ihr heiliges Vätererbe und deutsches Ahnengut

in die Forderungen der neuen Zeit tatenbringend einzubauen versteht“.<sup>30</sup> 1930 erhielt Bruder Willram das Goldene Ehrenzeichen der Republik Österreich und den Ehrenring des Landes Tirol, 1935 das österreichische Verdienstkreuz erster Klasse für Kunst und Wissenschaft.

Wie schaut die Rezeption Bruder Willrams in der katholischen Kirche aus? In einer Besprechung seiner Gedichtsammlung *Das blutige Jahr!* in der Salzburger *Katholischen Kirchenzeitung* vom 6.5.1915 werden seine Kriegsgedichte als „lebensvolle, lebensheiße“ Bilder „der schweren, aber großen Kriegszeit“ gewürdigt, deren Sprache „wahrhaft stolz und höhenstürmend wie die kämpfenden Landsleute des Dichters“ sei. Josef Weingartner, Professor für Kirchenrecht am Priesterseminar in Brixen und später Propst von St. Jakob, schreibt im Vorwort der von ihm 1921 herausgegebenen Auswahl von Dichtungen Bruder Willrams: Zu Kriegsbeginn sei in ihm „das vaterländische Feuer“ mächtig emporgeflammt. Seine Kriegsgedichte seien begeistert aufgenommen worden, womit sie eine hohe Aufgabe erfüllt hätten. Dass er jetzt von den Sozialdemokraten als Kriegshetzer und Verherrlicher des Massenmords gebrandmarkt werde, bestätige nur, dass „die Welt des Mannes Tat nicht nach ihrem sittlichen Werte und nach der inneren Überzeugung, sondern nur nach dem äußeren Erfolge beurteilt, und daß in einem Lande heute Verbrechen ist, was in anderen als höchste Bürgertugend zu den Sternen erhoben wird“.<sup>31</sup> In einem vor wenigen Jahren erschienenen Band des *Biographisch-bibliographischen Kirchenlexikons* wird Bruder Willram folgendermaßen charakterisiert:<sup>32</sup> Auch als Redner und Prediger sei er im ganzen Land bekannt und geschätzt gewesen. Seine berühmt-berüchtigten Kriegsgedichte seien „Zeichen seines leidenschaftlich-liebenden Charakters“ gewesen, „der die Heimat Tirol über alles liebte“. Er stelle den Typ eines Tiroler Priesters dar, „der in dichterischer Lust am Leben hing und aus vollem Gottvertrauen heraus sein und der anderen Leben zu meistern versuchte“. Dabei stützt sich der Verfasser, ein an der Innsbrucker Universität habilitierter Theologe, auf das Buch *Originale im Priesterrock* des oben genannten Weingartner.

Wie wird Bruder Willram in der Literaturgeschichte charakterisiert? In heutigen Literaturgeschichten sucht man ihn vergeblich. (Bezeichnenderweise beschränkt sich der Eintrag zu Bruder Willram in der Internet-Version des *Österreich-Lexikons* auf folgende Angabe: „Volksprediger. Verfasser von Kriegsliteratur während des 1. Weltkriegs, wegen der er nach 1918 heftig kritisiert wurde.“)<sup>33</sup> In der umfangreichsten deutsch-österreichischen Literaturgeschichte aus dem Jahre 1937 wird schlicht vermerkt, er habe sich an der Kriegsdichtung mit zwei Sammlungen beteiligt.<sup>34</sup> Üblich war in der Zwischenkriegszeit allerdings eine andere Darstellung: Bruder Willram habe sein Bestes auch in den Gedichten aus dem Weltkrieg gegeben, in denen er seine rhetorische Art auszuleben vermocht habe, schreibt Moriz Enzinger, Germanistik-Professor an der Universität Innsbruck, in einer Geschichte der Tiroler Gegenwartsliteratur.<sup>35</sup> Aber auch in einer Literaturgeschichte des gesamten deutschsprachigen Raums kann man lesen, Bruder Willram zähle zu den „gottbegnadeten“ Dichtern; er reiße den Leser hin, wenn

er von seinen Tiroler Kameraden im Feuer erzähle; „Begeisterung und Heimatliebe“ hätten ihm seine Kriegslieder diktiert: diese seien nicht ‚Literatur‘, „sondern der Ausfluß eines warmen Herzens“.<sup>36</sup>

## Bruder-Willram-Rezeption in der Gegenwart

Das liegt freilich schon 70 Jahre zurück. Und seither? Für Eduard Wallnöfer, den langjährigen Landeshauptmann von Tirol, war Bruder Willram der größte Dichter Tirols, würdig, sein Andenken wach zu halten. Was bis in die 80er und 90er Jahre des 20. Jahrhunderts fehlte, war eine kritische Auseinandersetzung der Tiroler bzw. Südtiroler Presse mit der Kriegshetze von Tiroler Schriftstellern. In den zahlreichen Artikeln zur Erinnerung an Bruder Willram wird seine Kriegsliteratur entweder verschwiegen, als ‚zeitgebunden‘ entschuldigt oder gar als Vorbild für den Kampf um ein freies Tirol gepriesen.<sup>37</sup> Einzige Ausnahme ist ein ironischer Artikel von Wilfried Kirsch über den „Voll-Blut-Lyriker“ Bruder Willram aus dem Jahre 1972.<sup>38</sup> Wissenschaftliche Arbeiten über Bruder Willram sind in den letzten Jahrzehnten ein paar zu verzeichnen.<sup>39</sup>

Vor kurzem erschien ein Buch über Bruder Willram und den Bruder-Willram-Bund, mit dem verharmlosenden Untertitel *Am Anfang stand ein Liebeslied*. Sein Verfasser, Gert Müller (Schriftleiter des Almanachs des Bruder-Willram-Bunds, *Tiroler Almanach – Almanacco Tirolese*), macht eingangs klar, bei allen gegenwärtigen Vorbehalten sei Bruder Willram eine faszinierende Persönlichkeit und für seine Zeit absolut liberal gewesen.<sup>40</sup> Auf dessen Kriegsgedichte Bezug nehmend, räumt er ein, sie hätten ihm nicht nur Lob eingebracht; der Dichter Bruder Willram habe manche herbe Kritik hervorgerufen, wobei es nicht so sehr um die literarische Qualität seiner Dichtung gehe, sondern um seine Kriegsliteratur.<sup>41</sup> Müllers Buch ist nicht nur eine Hommage an den Bruder-Willram-Bund, sondern stellt auch eine Rechtfertigung Bruder Willrams als Kriegsliteratur dar, gehüllt in das Mäntelchen einer um Objektivität bemühten Darstellung. (Was nicht von allen Lesern erkannt wird.)<sup>42</sup> Er habe – schreibt der Verfasser – nicht verabsäumt, „auch kritische Betrachtungsweisen aus der Gegenwart mit einzubeziehen“.<sup>43</sup> Die Rechtfertigung erfolgt unter Verwendung mehrerer Argumente bzw. Thesen und unter Beiziehung von Autoritäten, deren unterschiedliche Präsentation durch den Verfasser die Gewichtung ihrer Stellungnahmen bestimmt:

### Selbstpositionierung

„Den Krieg zu verklären, ist ein zweifelhaftes Beginnen, ja nach all dem, was im vergangenen Jahrhundert geschah, unakzeptabel.“<sup>44</sup>

### Bruder Willrams Kriegsliteratur wurzelt in seinem Patriotismus

Vor dem Ersten Weltkrieg sei die Welt zwar nicht heil gewesen, aber es habe noch so etwas „wie eine traditionsverbundene Ordnung“ gegeben. Die „Heimat zu verteidigen“ habe für die Tiroler als Ehrensache gegolten, das Jahr 1809 immer noch nachgewirkt: „Willram bange – nicht zu Unrecht – um seine Heimat Südtirol, aus der er dann unter Mussolini verbannt wurde. Ein Ereignis, das er nie verschmerzte. So kämpfte er

auf seine Weise – mit den Worten des Dichters – ‚Helden sind zwar mutiger, Dichter aber blutiger‘, wie es ein Zeitgenosse formulierte.“ Er habe als „Tiroler Patriot“ seine Landsleute in feurigen Reimen zu neuen ‚Heldentaten‘ ermuntert.<sup>45</sup>

*Autorität* Erich Egg, vorgestellt in ihrer ganzen Bedeutung (Hofrat, langjähriger Leiter des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, hervorragender Repräsentant des Tiroler Kulturlebens, Präsident des Bruder-Willram-Bunds): Bruder Willram sei von der „patriotischen Begeisterung“ mitgerissen worden und habe in historischer Erinnerung vom Heldentum gedichtet.<sup>46</sup>

*Autorität* Robert Skorpil, vorgestellt in ihrer ganzen Bedeutung (Tiroler Kaiserjäger an der Dolomitenfront, Grandseigneur des Bruder-Willram-Bunds, Jugendrichter, Kulturpolitiker, Schriftsteller, Landesrat für Unterricht, Soziales und Kultur, Präsident des Tiroler Landesgerichts): „Seine Heimatliebe hat ihn zur Kriegszeit in eine überhitzte Kampflyrik vertragen, sein Dichterwort war vielleicht zu blumig, zu prunkvoll, und schließlich hat ihn sein Temperament hie und da auch ‚explodieren‘ lassen. Dies alles rührt nicht an sein eigentliches Wesen“.<sup>47</sup>

Doch was ist ‚patriotisch‘? Ging es um den Schutz des Vaterlands? Oder um die Macht der Habsburger und der katholischen Kirche? Und wenn Schutz, brauchte es dazu ein Aufstacheln zur Mordlust und eine Schmähung der Gegner im Ausland und der Skeptiker im Inland? Und wenn Vaterland, war es auch das nach den Vorstellungen seiner nach mehr Autonomie strebenden slawischen oder italienischen Einwohner?

### *Bruder Willrams Kriegsslyrik entspricht der gesamten europäischen Kriegsslyrik*

Der „Feuergeist“ Bruder Willram habe in einer Zeit gelebt, „in der Kriegsbegeisterung und die literarische Rechtfertigung des ‚gerechten Kriegs‘ allgemein üblich“ gewesen seien; „die meisten der damals bekannten Schreiber fühlten sich gemüßigt [!], ihren Patriotismus durch kampfeslüsterne Verse und Zeilen unter Beweis zu stellen“.<sup>48</sup>

*Autorität* Hans Mayer, vorgestellt in ihrer Bedeutung (deutscher Literaturhistoriker): Die europäischen Literaten hätten einander in den verschiedenen Lagern nichts nachgegeben an nationalistischer Arroganz und intellektueller Verblendung. Die Reihe der eifrigen Kriegsverkärer habe von Dehmel über Rilke, Wildgans, Barrès und d'Annunzio bis Thomas Mann gereicht.<sup>49</sup>

*Autorität* Johann Holzner, vorgestellt ohne Hinweis auf seine damalige Funktion als Germanistik-Professor an der Universität Innsbruck oder seine jetzige als Leiter des Tiroler Literaturarchivs (Forschungsinstitut Brenner-Archiv der Universität Innsbruck), geschweige denn auf seine Bedeutung als einer der besten Kenner der Literatur Tirols: Eine Poesie, die den Krieg propagiert, sei am Beginn des 20. Jahrhunderts eine zentrale Forderung der internationalen Avantgarde gewesen, die Positionen der Tiroler Schriftsteller im und zum Ersten Weltkrieg sollten nicht isoliert betrachtet werden. Bruder Willram sei der „martialischste Wortführer“ der tirolischen Kriegsliteratur, der auch nach dem Krieg immer wieder verteidigt worden sei, unter anderem von Weingartner und Wallnöfer.<sup>50</sup>

Um die Bedeutung von Holzners Kritik an Bruder Willram zu schmälern, wird auch seine Analyse von dessen Kriegsslyrik verschwiegen, der zufolge sie die sonstige Kriegsslyrik hinsichtlich Verklärung des ‚Heldentodes‘, Blutrünstigkeit und Altertümllichkeit überrage; ebenso seine Erkenntnis, dass Bruder Willrams Ziel die Rückkehr in die Vergangenheit, die Restaurierung des althergebrachten Normengefüges gewesen sei.

### *Bruder Willrams Kriegsslyrik entspricht der Haltung der katholischen Kirche*

*Autorität* Richard Schober, vorgestellt ohne Hinweis auf seine damalige Funktion als Geschichte-Professor an der Universität Innsbruck: Ein Desiderat der Forschung sei die Untersuchung der Rolle der katholischen Kirche im Ersten Weltkrieg, die die Habsburger und den Krieg unterstützt habe, mit Gottesdiensten, Predigten und Liebesgaben; auch die Kriegspredigten von Bruder Willram wären zu analysieren.<sup>51</sup>

*Autorität* David Schnaiter, vorgestellt mit Geburtsort, Studienort (Kolsaß, Innsbruck) und wissenschaftlichem Status (Dissertant): Bruder Willram habe mit seinen Ansichten nur die dem Klerus durch die Hirtenbriefe der Bischöfe vorgegebene Linie vertreten, allerdings durch seine Radikalität und gewaltbetonte Sprache übersteigert; er sei ein Repräsentant einer weit verbreiteten Tiroler Mentalität, die Jahrhunderte lang vom politischen Katholizismus geprägt worden sei.<sup>52</sup>

Die Zitierung des Selbstbekenntnisses Schnaiters, seine Dissertation urteile nur über seine Wahrnehmung der Dinge und nicht über die Dinge an sich, dient zur Betonung der Subjektivität seiner Kritik an Bruder Willram. Demselben Zweck dient das Verschweigen seiner Analyse der Kriegsslyrik Bruder Willrams mit ihrem vernichtenden Urteil.

### *Bruder Willram entspricht einer geistigen Strömung der Jahrhundertwende, ja er müsse als modern gelten*

*Autorität* Iris Garavelli, vorgestellt nicht nur mit Geburts- und Studienort (Bruneck, Verona) und wissenschaftlichem Status (Dissertantin), sondern auch mit einer ihrer beruflichen Tätigkeiten (Schulamt der Südtiroler Landesregierung in Bozen) und in ihrer Bedeutung (Südtiroler Literaturhistorikerin): Bruder Willram sei weder ein Alttiroler Heimatdichter noch ein Kriegsslyriker, sondern ein „moderner Tiroler seiner Zeit“.<sup>53</sup>

Durch die Charakterisierung Garavellis als Forscherin, deren Erkenntnisse die „oft sehr einseitige“ Beurteilung dieser Tiroler Priestergestalt in ein „objektives“ Licht gerückt habe, soll ihrer Glorifizierung des Dichters Bruder Willram der Anspruch auf Allgemeingültigkeit zuerkannt werden. Diesem Zweck dient auch das Verschweigen der Tatsache, dass sie eine Urgroßnichte Bruder Willrams ist (und daher befangen sein könnte).

„Bruder Willram war also ein typischer Vertreter seiner Epoche“. Aus dem Umstand, dass er den Krieg verherrlicht und zugleich die Nächstenliebe gepredigt habe, könne man nicht schließen, dass seine Nächstenliebe geheuchelt sei, sondern das sei auf die Lebensphilosophie zurückzuführen, deren Relativismus von Nietzsche und Dilthey verbreitet worden sei. Bruder Willrams Kriegsbejahung sei zwar nicht aus dem

imperialistischen Drang hervorgegangen, der in Deutschland zu verspüren gewesen sei, „als guter Tiroler fühlte sich Bruder Willram geneigt, ‚seinen‘ Kaiser Franz Josef zu unterstützen, aber die Art, in der er seiner Kriegsbegeisterung Ausdruck verlieh, war der deutschen zeitgenössischen Lebensphilosophie sehr ähnlich“.<sup>54</sup>

*Anti-Autorität* Karl Kraus: Bruder Willrams Kriegsliryk habe in den letzten Kriegsjahren, aber hauptsächlich nach dem Krieg auch bekannte Persönlichkeiten wie z.B. Karl Kraus zu heftigen Kritiken gereizt. Kraus habe in seiner *Fackel* gegen den „Blutdichter“ gewettert, und zwar so heftig, dass er schließlich dessen ganze Produktion als „Unfug“ bezeichnet und somit verworfen habe. Es handle sich hier jedoch um politisch und kulturell unüberbrückbare Gegensätze: „Schließlich gehörte Karl Kraus der links gerichteten Moderne an und ließ daher einen Priester-Literaten, der sich nicht scheute, sich auch zu Tradition und Vergangenheit zu bekennen, in keiner Weise gelten.“ Obwohl Bruder Willram auch auf politischer Ebene eine zu Kraus entgegengesetzte Position eingenommen habe, könne er „trotz seiner Beziehung zur Vergangenheit“ keineswegs als „unmodern“ abgetan werden.<sup>55</sup>

Kraus in der *Fackel*: Bruder Willram sei ein grässlicher Kriegsliryker, blutbesoffen, seine antiquierte Schönheitswelt spiegle sich in Titeln wie *Blütenstaub und Blättergold*, *Aus goldenen Tagen*, *Bilder auf Goldgrund* und dergleichen „Unfug“; er sei neben „Hochwürden Kernstock der draufgängerischste Seelsorger und blutigste Dilettant der Weltkriege“.<sup>56</sup> Kraus in *Die letzten Tage der Menschheit*:<sup>57</sup> „DER NÖRGLER: [...] Das ist doch der christliche Dichter, dem Blut ein rotes Blühn ist und der von einem Blutfrühling träumt. Sie spielen vielleicht auf die Weisung dieses Seelsorgers an, die da lautet: Im Kampf mit Drachen und Molchen die stinkende Brut erdolchen? Oder: Die Feinde dreschen nach Herzenslust und jedem das schrille Blei in die Brust? DER OPTIMIST: Nein, ich meine seinen Ausruf: Zum Freiwild ist geworden der feige welsche Wicht. [...] DER NÖRGLER: Und was tut der Teufel? Ihm grausts umsomehr, je weniger es dem Priester graust.“

### *Kriegsverklärer gibt es heute noch*

Diese Erscheinungen hätten sich im 20. und sogar im 21. Jahrhundert („siehe USA“) wiederholt.<sup>58</sup>

### *Bruder Willrams Kriegsliryk hat den Erfahrungen des Kriegs Rechnung getragen*

Bruder Willram habe, „als er den Wahnsinn der modernen Kriegsführung erkannte, in ergreifenden Versen auf das große Leid der Betroffenen hingewiesen“.<sup>59</sup>

*Autorität* Erich Egg, vorgestellt in ihrer ganzen Bedeutung (siehe oben): Das Heldentum, von dem Bruder Willram gedichtet habe, sei schnell in ein Massenschlachten übergegangen: „Als Feldkurat sah er das Elend in Galizien, das für die Österreicher in einem verlustreichen Rückzug endete.“ Schnell habe Bruder Willram die Schrecken des Kriegs erfasst und die vielen Toten und Verwundeten gesehen. So seien jetzt, „von der militärischen Obrigkeit sicher nicht gern gesehen“, seine Lieder über die Grausamkeit des Kriegs entstanden, „die im Zweiten Weltkrieg sofort verboten worden wären“: „Einem

Priester, der vom Beruf her die Barmherzigkeit und den Frieden leben sollte, war das Grauen doppelt so stark, und er nahm sich kein Blatt vor den Mund, um dieses Elend anzuklagen.“ So seien Gedichte wie *Die Vergessenen* und *Der Verwundetentransport* entstanden. „Ohne Zweifel sind die Kriegslieder ein Höhepunkt seines Schaffens, Zeitdokumente, die uns ergreifen sollten und auch für den Zweiten Weltkrieg gelten könnten.“<sup>60</sup>

Jedoch sind *Die Vergessenen* und *Verwundetentransport* bereits in *Das blutige Jahr!* (1915) erschienen, während später Gedichte wie *Dolomitenwacht*, *Sturmangriff* oder *Saat und Ernte* entstanden sind, die in *Der heilige Kampf* (1916) veröffentlicht wurden. Als die Militärbehörden dazu übergingen, „halbe Kinder“<sup>61</sup> zum Beitritt zu den Standschützen aufzufordern und entgegen früheren Zusicherungen auch Wehruntaugliche unter den Standschützen an die Front zu schicken (von den 30.000 Standschützen aus Tirol und Vorarlberg – die jüngsten 13 und die ältesten weit über 70 Jahre alt – sind 18.000 an die Front abgegangen)<sup>62</sup>, propagierte Bruder Willram (im Gedicht *Zu spät*) deren Unverwundbarkeit: „tapfer stand er im Kampfeswust / Und bot den Kugeln die Knabenbrust“, doch keine habe ihn getroffen, weil seiner Mutter Gebet „zum Himmel drang“ und Mutterliebe „zum Schild ihm ward“.<sup>63</sup> Im Gedicht *Notschrei!*, das er 1919 der Weihnachtsbeilage der Zeitschrift *Tiroler Kriegsoffer* zur Verfügung stellte, wendet sich das lyrische Ich an einen Knaben: Er müsse das „bittere Weinen“ lernen, da sein Vater „im heißen Kampfe“ gefallen sei und nun „unter den Sternen“ schlummere. Doch das Mutterherz gehöre ihm für immer: „Nun soll seine Liebe dir alles sein – / Und Vater und Heimat ersetzen!“<sup>64</sup> Zwei Jahre später erscheint in dieser Zeitschrift sein Gedicht *Der Nachgeborne*, der zur Welt kam, als der Vater bereits am Col di Lana, „bei blutigem Spiel“, den Heldentod gestorben war, der aber jetzt von der Mutter fordert, den Vater zu sehen: „Da küßt sie den Herzbub’ – und murmelt leis’ –: / „Ja Kind, wir werden den Vater seh’n, / Wenn einmal die Toten aufersteh’n!“<sup>65</sup> Zwar hat Bruder Willram diese beiden Gedichte bereits in *Der heilige Kampf* veröffentlicht, bezeichnenderweise tritt er aber nach Kriegsende nicht mehr mit Gedichten auf, in denen er Blut, Schweiß und Tränen huldigt, sondern mit solchen, in denen er mit dem Mitleid für Kriegswaisen und andere Kriegsoffer hausieren geht.

### *Bruder Willram hat sich später von seiner Kriegslyrik distanziert*

„Bruder Willram hat sich später von seinen dichterischen Jugendsünden klar distanziert, etwa im ‚Testament eines Dichters‘“.<sup>66</sup>

Bruder Willram hat sich 1930 in einer sarkastischen *Dichterbeichte* für seine Kriegsgedichte gerechtfertigt: Er bekenne sich schuldig, unter allen Abarten und Unarten der Dichtkunst gerade die „*allerdümmste*“, die Lyrik, erwählt und eine Zeitlang die unartigste und garstigste Art der Lyrik, die Kriegslyrik, gepflegt zu haben. Dann beschwört er – dem Zeitgeist entsprechend – das ‚Heldentum‘: Was habe man nicht alles in seiner Begeisterung „nicht für den Krieg als solchen – sondern für das Heldentum, das er gezeitigt hat“ getan! Sei es nicht schon seit der Antike „des Sängers Recht, heroische Taten zu verewigen, um Heldenstirnen den Lorbeer des Nachruhmes

zu winden und Heldengräber mit den immergrünen Immortellen dankbarer Erinnerung zu schmücken“? Als Entschuldigung dient ihm der Hinweis auf seine Bildung: „Das waren veraltete Ansichten. Das waren die verlogenen Ideale, mit denen uns die sogenannte humanistische Bildung vollgepfropft hatte mit ihren Idealen von Opfersinn und Hingabe, von Treue und Todesbereitschaft, von Ehrfurcht gegen die Gottheit und Liebe zum Vaterlande.“ Welche Haltung eine solche Ehrfurcht und eine solche Liebe eigentlich erfordert hätten (was von manchen vorgeführt worden war), durfte freilich nicht zur Sprache kommen. Statt dessen verweist Bruder Willram auf die begeisterte Aufnahme seiner Kriegsliteratur unter den Soldaten und meint, solche Gedichte hätte man eher akzeptiert, wenn sie an der Front entstanden wären, inmitten allen Sterbens – aber so, 1000 km dahinter, „das Heldentum der Kriegszeit zu feiern, um damit guten, braven Mitbürgern das Mittagsschläfchen zu vereiteln – das war in der Auffassung mancher ein Einfall – zu komisch, um ernst genommen zu werden, und doch auch wieder zu tragisch, als daß man nicht hätte dagegen Stellung nehmen müssen“. Um seinen Sarkasmus zu legitimieren, stellt er sich als Verteidiger der alten Werte dar: wenn er, der „Blutdichter“, sich jetzt seiner Sünden anklage, „geschieht es in aufrichtiger Reue darüber, daß er sein Publikum verkannt hat und sich dessen nicht bewußt war, daß *er nicht mehr Alttirol, sondern Tiroler von heute vor sich hatte*“.<sup>67</sup>

Bruder Willrams *Testament eines Dichters* offenbart seinen letzten Wunsch: nicht über ihn zu urteilen, sondern ihn in Frieden schlafen zu lassen.<sup>68</sup>

#### Testament eines Dichters

Auf meines Herzens düst'rem Flammenherde  
Löscht aus der Lieder letzte leise Glut;  
Gönnt mir ein Grab und schaufelt mich zur Erde –  
dann ist es gut!

Dem Feuer gebt, was je die Hand geschrieben  
Geschah's mit Thränen nicht; geschah's mit Blut  
Vergebt mein Hassen und vergebt mein Lieben –  
dann ist es gut!

Ein andrer richtet! Er allein wird strafen,  
Was ich gefehlt im Jugendübermuth;  
Ihr aber laßt mich still im Frieden schlafen,  
dann ist es gut!

### *Bruder Willrams Kriegsslyrik ist eine Jugendsünde*

Bruder Willram sei damals ein junger Mann, seine Kriegsslyrik eine dichterische Jugendsünde gewesen.<sup>69</sup> Jedoch war Bruder Willram im Ersten Weltkrieg 44–48 Jahre alt (bei einer durchschnittlichen Lebenserwartung von 60–65 Jahren).

### *Bruder Willrams Kriegsslyrik ist harmlos*

*Autorität* Lothar v. Sternbach, vorgestellt mit Adelstitel, Geburtsort und Wohnort (Baron, Innsbruck, Südtiroler Wohnsitz der Familie in Bruneck), charakterisiert als Zeitgenosse Bruder Willrams mit gutem Erinnerungsvermögen: Bruder Willrams Kriegsgedichte hätten weniger Schaden angerichtet als die grausamen Fernsehfilme, die heutzutage von Kindern angeschaut werden, schon wegen der vergleichsweise geringen Verbreitung.<sup>70</sup>

Jedoch erlebten Bruder Willrams Sammlungen seiner Kriegsgedichte hohe Auflagen: *Das blutige Jahr!* brachte es von 1915 bis 1918 und *Der heilige Kampf* von 1916 bis 1917 auf je 5 Auflagen, was auf eine rege Kauftätigkeit und wohl auch Lesefreude im Hinterland schließen lässt. Jedoch muss eine Einschätzung, von wie viel Soldaten an der Front solche Texte gelesen oder gar ernst genommen wurden, spekulativ bleiben. Periodika wie die *Tiroler Soldaten-Zeitung* (in der Gedichte Bruder Willrams erschienen sind) hatten wohl viele Leser, allein schon wegen der schwierigen Zustellung von anspruchsvollen Zeitschriften oder Büchern an der Front. Mit bestimmten Werken wurde ein großer Werbeaufwand getrieben: in mehreren Inseraten empfahl der Tyrolia-Verlag im Sommer 1915 im auflagenstärksten Tiroler Periodikum, dem *Allgemeinen Tiroler Anzeiger* (in dem viele Gedichte Bruder Willrams erschienen sind), Bruder Willrams *Blutiges Jahr* als „Feldpostsendung zum Geschenk für die Soldaten“.

### *Bruder Willrams Kriegsslyrik stellt nur einen kleinen Teil seines (außer Streit stehenden) poetischen Schaffens dar*

Seine umstrittene Kriegsslyrik stelle nur einen kleinen Teil des Gesamtwerks dar; vieles davon sei wert, auch heute noch gelesen zu werden. Leider seien heute alle seine Werke vergriffen.<sup>71</sup>

### *Bruder Willram ist als Priester und Lehrer bis heute ein Vorbild*

„Als Priester und Lehrer blieb er bis heute vorbildhaft und unangefochten.“<sup>72</sup>

Die Präsentation des Buchs *Willram. Am Anfang stand ein Liebeslied* vor hohen Repräsentanten aus Politik und Kultur diene dazu, das rechte Licht, in das Bruder Willram mitsamt seiner Kriegsslyrik gerückt wird, noch zu verstärken. Gerd Sallaberger, Mitinitiator dieses Buchs, drückte seine Auffassung aus, „Willram selbst, dessen Werke, wie zu dieser Zeit allgemein üblich, ziemlich blutrünstig waren, war im Grunde seines Herzens ein großer Menschenfreund, der vor allem ein großes Herz für die Jugend hatte.“<sup>73</sup> Das erinnert fatal an die Aussage in jener Literaturgeschichte, Bruder Willrams Kriegsgedichte seien nicht ‚Literatur‘, „sondern der Ausfluß eines warmen Herzens“. Aber auch Bruder Willrams Wertschätzung der Jugend wäre in Erinnerung zu rufen,

etwa wenn er einen jungen Burschen klagen läßt, „So tatenlos zu schmachten, / Indes Ihr Euch dem Tod vermählt / In hundert blut'gen Schlachten“, oder wenn er ihn die Mutter beruhigen läßt, „Ob auch aus Wunden tief / Flösse mein junges Blut, – / [...] es ist gut“. Ebenso Bruder Willrams Vorstellung von der Bedeutung des ‚Herzens‘ im Krieg: „Blut, rotes, schäumendes Herzblut – verspritzt aus Liebe und Treue – ist der stärkste Kitt“, „Die Feinde dreschen nach Herzenslust / Und jedem das schrille Blei in die Brust“, „Hat jedem – trotz Weh und Wunden – / Noch selig das Herz gelacht“.

Offenbar hat Bruder Willram am Ende seines Lebens die Quelle seines poetischen Schaffens selbst erkannt: „meines Herzens düst'ren Flammenherd“.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Johann Holzner: Die Tiroler Literatur und der „Große Krieg“. In: Klaus Eisterer u. Rolf Steininger (Hg.): Tirol und der Erste Weltkrieg. Innsbruck 1995 (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 12), S. 211-226, hier S. 216.
- <sup>2</sup> Klaus Vondung: Propaganda oder Sinndeutung? In: K.V. (Hg.): Kriegserlebnis. Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen. Göttingen 1980, S. 11-37, hier S. 16.
- <sup>3</sup> Martin Löschnigg: Der Erste Weltkrieg in deutscher und englischer Dichtung. Heidelberg 1994 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 3/134), S. 16.
- <sup>4</sup> Thomas Anz u. Joseph Vogl: Nachwort. In: T.A. u. J.V. (Hg.): Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914-1918. München, Wien 1982, S. 225-248, hier S. 240.
- <sup>5</sup> Axel E. Walter: Kriegserlebnis und Menschheitstraum in den „Versen vom Schlachtfeld“. In: Thomas F. Schneider (Hg.): Kriegserlebnis und Legendenbildung. Bd. 1. Osnabrück 1999 (Krieg und Literatur 3/4), S. 173-188.
- <sup>6</sup> Anton Müller (Bruder Willram): Auf, auf zum Kampf! Zwei patriotische Gedenkreden. Innsbruck o.J. (1914), S. 5f., 8, 11f., 25 u. 27; die beiden Reden auch in: A. Müller (Br. Willram): Kennt Ihr das Land? Patriotische Reden und Ansprachen. Innsbruck 1914, S.76-88 u. 89-103; urspr. in: Neue Tiroler Stimmen, 4. u. 14.8.1914.
- <sup>7</sup> Müller (Br. Willram): Land (Anm. 6), o.S.
- <sup>8</sup> Bruder Willram: Das blutige Jahr! Gedichte. Brixen, Innsbruck, Bozen 1915, S. 7.
- <sup>9</sup> Ebenda, S. 31f.; urspr. in: Neue Tiroler Stimmen, 20.1.1915 (unter dem Titel *Schwertlied*).
- <sup>10</sup> Bruder Willram: Jahr (Anm. 8), S. 13, 43f. u. 76.
- <sup>11</sup> Klaus Eisterer: „Der Heldentod muß würdig geschildert werden“. Der Umgang mit der Vergangenheit am Beispiel Kaiserjäger und Kaiserjägertradition. In: Eisterer/Steininger (Anm. 1), S. 105-137, hier S. 108.
- <sup>12</sup> Manfred Rauchensteiner: Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg. Graz, Wien, Köln <sup>2</sup>1994, S. 163.
- <sup>13</sup> Bruder Willram: Jahr (Anm. 8), S. 102f.
- <sup>14</sup> Zit. nach Eisterer/Steininger (Anm. 1), Abb. 54.
- <sup>15</sup> Bruder Willram: Jahr (Anm. 8), S. 37.
- <sup>16</sup> Allgemeiner Tiroler Anzeiger, 16.1.1915.
- <sup>17</sup> Bruder Willram: Jahr (Anm. 8), S. 101. „Staben“ bedeutet eigentlich ‚einen Eid sprechen‘, ‚bekräftigen‘.
- <sup>18</sup> Bruder Willram: Der heilige Kampf. Neue Kriegslieder. Innsbruck 1916, S. 10 u. 162.
- <sup>19</sup> Zit. nach Christoph v. Hartungen: Die Tiroler und Vorarlberger Standschützen – Mythos und Realität. In: Eisterer/Steininger (Anm. 1), S. 61-104, hier S. 76.
- <sup>20</sup> Jahrbuch 1917 des k. k. österreichischen Militär-Witwen- und Waisenfondes (Wien 1916), S. 49.
- <sup>21</sup> Vgl. Eberhard Sauer mann: Literarische Kriegsfürsorge. Österreichische Dichter und Publizisten im Ersten Weltkrieg. Wien, Köln, Weimar 2000 (Literaturgeschichte in Studien und Quellen 4).
- <sup>22</sup> Bruder Willram: Kampf (Anm. 18), S. 64 u. 40.
- <sup>23</sup> Allgemeiner Tiroler Anzeiger, 2.6.1916.
- <sup>24</sup> Bruder Willram: Kampf (Anm. 18), S. 19-21; urspr. in: Tiroler Soldaten-Zeitung Nr. 77 u. 78, 1.12.1915, Literarische Beilage, S. 7.

- <sup>25</sup> Bruder Willram: Kampf (Anm. 18), S. 23.
- <sup>26</sup> Bruder Willram: Jahr (Anm. 8), S. 10f.
- <sup>27</sup> Bruder Willram: Kampf (Anm. 18), S. 12f.
- <sup>28</sup> Ebenda, S. 161.
- <sup>29</sup> N. N.: Bruder Willram spricht. In: Tiroler Bauern-Zeitung, 28.6.1918.
- <sup>30</sup> Almanach des Bruder-Willram-Bundes (Kath. Jugendschar von Innsbruck-St. Jakob im Bund der Jungtiroler). Hg. anlässlich des 60. Geburtstages seines hochwürdigsten Herrn Protectors Prälat Prof. Anton Müller (Br. Willram). Innsbruck o.J. (1929) (Nachdruck 1986), S. 2.
- <sup>31</sup> Bruder Willram: Dichtungen. Ausgew. u. eingel. v. Josef Weingartner. Innsbruck u.a. o.J. (1921), S. 14f. u. 24.
- <sup>32</sup> Ekkart Sauser: Willram, Br. In: Friedrich Wilhelm Bautz u. Traugott Bautz (Hg.): Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Bd. 13. Herzberg 1998, Sp. 1339-1341.
- <sup>33</sup> <http://www.aeiou.at/aeiou.encyclp.m/m900954.htm>.
- <sup>34</sup> Eduard Castle (Hg.): Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur in Österreich-Ungarn. Bd. 4. Wien 1937, S. 1298.
- <sup>35</sup> Moriz Enzinger: Tiroler Schrifttum der neueren Zeit. In: Österreichische Rundschau (Wien) 1, 1934, H.4, April, S. 149-160, hier S. 150.
- <sup>36</sup> Anselm Salzer: Illustrierte Geschichte der Deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Bd. 4. 2., neu bearb. Aufl. Regensburg 1931, S. 2003f.
- <sup>37</sup> Vgl. David Schnaiter: „Beten für den Krieg?“ Bruder Willram und der „Heilige Kampf“ Tirols. Diss. Innsbruck 2002.
- <sup>38</sup> Tiroler Tageszeitung, 9.5.1972, Beilage Horizonte, S. 8.
- <sup>39</sup> Vgl. die Bibliographie in Schnaiter (Anm. 37), S. 330ff.; ferner: Eberhard Saueremann: Österreichische Kriegsdichtung im Ersten Weltkrieg. Poetische Mobilmachung in Tirol. In: Brigitte Mazohl-Wallnig (Hg.): 1915-1918. Ein Krieg, zwei Schützengräben. Innsbruck 2005 (im Druck).
- <sup>40</sup> Gert Müller: Willram. Am Anfang stand ein Liebeslied. Innsbruck 2004, S. 8.
- <sup>41</sup> Ebenda, S. 18f.
- <sup>42</sup> Helmut Schönauer attestiert Gert Müller in seiner Rezension, ein sorgfältiges, ausgewogenes Porträt eines Priesterdichters verfaßt zu haben, das durchaus nicht die kritischen Stimmen verstecke, die es zu Bruder Willram gebe (wie Holzner, einen „Meilenstein in Aufklärung über und Demontage von geistigen Kriegswucherern“). Zu Bruder Willrams Kriegsliteratur hat er nur eine launige Formulierung parat: in der Literatur kenne man Bruder Willram „als den deftigsten Kriegsliteratur, den je eine Kutte in ihrem Innern gesehen hat“ ([http://www.lesen.tsn.at/index.php?menuNo=8&subMenuNo=95&archiv=1&con\\_id=124](http://www.lesen.tsn.at/index.php?menuNo=8&subMenuNo=95&archiv=1&con_id=124)).
- <sup>43</sup> Müller: Willram (Anm. 40), S. 7.
- <sup>44</sup> Ebenda, S. 19.
- <sup>45</sup> Ebenda.
- <sup>46</sup> Ebenda, S. 41.
- <sup>47</sup> Ebenda, S. 122.
- <sup>48</sup> Ebenda, S. 19.
- <sup>49</sup> Ebenda.
- <sup>50</sup> Ebenda, S. 37f.
- <sup>51</sup> Ebenda, S. 39.
- <sup>52</sup> Ebenda, S. 44.
- <sup>53</sup> Ebenda, S. 20.
- <sup>54</sup> Ebenda, S. 22f. u. 25.
- <sup>55</sup> Ebenda, S. 27f.
- <sup>56</sup> Die Fackel Nr. 531-543 vom April 1920, S. 68 u. 158f.; Die Fackel Nr. 632-639 von Mitte Oktober 1923, S. 28.
- <sup>57</sup> Karl Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog. Wien, Leipzig 1922, S. 228.
- <sup>58</sup> Müller: Willram (Anm. 40), S. 20.
- <sup>59</sup> Ebenda.
- <sup>60</sup> Ebenda, S. 41 u. 43.

- <sup>61</sup> Bezirkshauptmann von Meran, zit. nach Matthias Rettenwander: Stilles Heldentum? Wirtschafts- und Sozialgeschichte Tirols im Ersten Weltkrieg. Innsbruck 1997 (Tirol im Ersten Weltkrieg. Politik, Wirtschaft und Gesellschaft 2), S. 61.
- <sup>62</sup> Ernst Eigentler: Tirol im Innern während des Ersten Weltkrieges von 1914 – 1918. Diss. Innsbruck 1954, S. 29.
- <sup>63</sup> Donauland-Almanach 1919. Wien o.J. (1918), S. 20; auch in: Br. Willram: Aus Herz und Heimat. Vers-Epen. Innsbruck u.a. 1919, S. 67.
- <sup>64</sup> Tiroler Kriegsoffer 1, 1919, Nr. 11 vom 20.12., o.S.
- <sup>65</sup> Tiroler Kriegsoffer 3, 1921, Nr. 22/23 vom 15.12., S. 1.
- <sup>66</sup> Müller: Willram (Anm. 40), S. 20.
- <sup>67</sup> A(nton) Müller: Eine Dichterbeichte. In: Tiroler Anzeiger, 19. u. 22.4.1930.
- <sup>68</sup> Zit. nach Schnaiter: Beten (Anm. 37), S. 325.
- <sup>69</sup> Müller: Willram (Anm. 40), S. 19 u. 20.
- <sup>70</sup> Ebenda, S. 47.
- <sup>71</sup> Ebenda, S. 20 u. 35.
- <sup>72</sup> Ebenda, S. 19.
- <sup>73</sup> Innsbruck – Die Landeshauptstadt informiert (Innsbruck) Nr. 10, Okt. 2004, S. XXI.



# Eigenständigkeit um den Preis der Einsamkeit: Über Wilhelm Szabo

von Johann Holzner (Innsbruck)



Das uneingeschränkte Lob, das Ludwig von Ficker, der im Literatur- und Kulturbetrieb der Nachkriegszeit noch immer höchst angesehene Herausgeber des *Brenner*, im Herbst 1950 über Wilhelm Szabo geäußert hat: „Ich halte Wilhelm Szabo für die stärkste lyrische Begabung, die bei uns in neuester Zeit hervorgetreten ist“, dieses Lob ist damals nicht nur einem privaten Zirkel zu Ohren gekommen, es findet sich vielmehr in Fickers Gutachten für die Verleihung des Österreichischen Staatspreises 1950. Und es ist dort auch (wenig verwunderlich, wenn man weiß, mit welcher Sorgfalt Ficker sich seine Urteile überlegt hat) wohl begründet: „Was die Schwermut dieses Dichters an Tiefe der Besinnung – auch der Sprachbesinnung – offenbart, hat das Gewicht großer Eigenständigkeit.“ Gleichwohl, Szabo hat den Staatspreis nicht erhalten; der vom Bundesministerium für Unterricht verliehene Große Österreichische Staatspreis geht, merkwürdig genug, 1950 an einen Freund

des *Brenner*-Herausgebers, den Ficker allerdings in seinem ausführlichen, zahlreiche Namen anführenden Gutachten mit keinem Wort erwähnt hat, an Josef Leitgeb.

Ludwig von Ficker hat indessen, unbeirrt von all dem, an seinem Urteil festgehalten und sich auch in der Folgezeit hartnäckig für Szabo eingesetzt. Darüber später mehr.

Hier sei zunächst nur dieses Faktum in Erinnerung gerufen, weil es, weil Fickers Engagement in einem denkwürdigen Kontrast steht zur späteren Rezeption des Werkes von Wilhelm Szabo: zu dessen nahezu gänzlichem Verschwinden aus dem deutschsprachigen Literaturbetrieb.

Zwar, ganz verschwunden ist es nicht; und erst in jüngster Zeit haben Wendelin Schmidt-Dengler, Jörg Thunecke, Wolfgang Wiesmüller und Klaus Zeyringer wieder darauf aufmerksam gemacht. Aber, in einschlägigen Anthologien und in einschlägigen Darstellungen der jüngeren deutschsprachigen Literatur fehlt es bereits. Auch in der sehr umfassenden und bestimmt nach wie vor empfehlenswerten *Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart* von Wilfried Barner. Es ist also zu

fragen, ob Fickers Urteil, mehr als ein halbes Jahrhundert später, nicht doch endlich revisionsbedürftig ist oder, anders herum, der 100. Geburtstag Szabos Anlass genug hätte sein müssen, seine Gedichte wieder zu lesen und neu zu werten.

Letzteres soll im Folgenden versucht werden. In mehreren Anläufen, die verschiedene, noch immer höchst interessante Aspekte der Lyrik Szabos zu Tage fördern sollten; namentlich, um noch einmal Ficker zu zitieren, seine „Eigenständigkeit“.

Szabo nämlich hält diese tatsächlich zeitlebens über alles. Eigenständigkeit, auch um den Preis der Einsamkeit, erscheint schon in einem seiner frühen Gedichte (aus dem Gedichtband *Im Dunkel der Dörfer*, 1940), in seiner „Erinnerung an eine Kammer“ als das höchste Gut.

#### Erinnerung an eine Kammer

Kein Spiegel zierte die Mauer.  
Kein Kasten verschloß mein Gewand.  
Draußen mähte der Bauer.  
Draußen lag unwirsch das Land.

Nächtens, beim Glimmen der Kerze,  
hielt ich zu wachen nicht ein,  
ob auch die schreckhafte Schwärze  
spähte zum Fenster herein.

Wälder rauschten. Es schlugen  
die Uhren vergessene Zeit.  
Durch alle Spalten und Fugen  
sickerte Einsamkeit.

Armut, Ausgesetzt-Sein, Angst, alles, was in der Erinnerung des lyrischen Ich auftaucht, wird schon hier aus einer Perspektive nachgezeichnet, die keinen Zweifel aufkommen lässt darüber, dass das Draußen, eine Außenwelt, die „unwirsch“, schwarz auftritt, die Innenwelt des Ich nie hat gefangen nehmen können und ihr auch weiterhin nichts, beinahe nichts anzuhaben vermag. Sei es ein Einzelner, „der Bauer“, sei es eine Gemeinschaft, „das Land“, sei es auch eine gar nicht näher fassbare Bedrohung („die schreckhafte Schwärze“ kann für vieles als Metapher stehen), wer oder was auch immer das Ich bedrückt, es ausgrenzt oder einschnürt, das „Draußen“ kann ein Ich nicht weiter einschüchtern, das seinen Durst nach Zugehörigkeit selbst zu löschen weiß.

Dass Einsamkeit nichts anderes sei als ein Unglück, ein Nicht-Zugelassen-Sein, das erzählen zahllose Geschichten der Moderne. Eine der ergreifendsten aus dieser Reihe ist die folgende kurze Geschichte, die Günther Anders uns überliefert und unter einem kommentiert hat, in einem einzigen Satz:

Der barfüßige Junge, den ich, gleichaltriger Bürgerssohn, etwa 1910 vor dem Nobelrestaurant in Breslau beobachtete, und der, sich die Nase an der Glasscheibe plattdrückend, hineinzublicken versuchte, und den der Polizist mit der Frage: „was hast du hier denn eigentlich verloren?“ fortschubste, und der fortstolpernd „Nichts!“ antwortete, der hatte in der Tat recht: denn er hatte deshalb nichts verloren, weil er zuvor nichts gehabt hatte, was er hätte verlieren können.

Der Junge, der in einem Nobelrestaurant nichts zu suchen und nichts zu verlieren bzw. verloren hat, dem alles verschlossen und fremd ist, was ihn lockt, der kann sich mit der Welt nicht identifizieren. Das junge Ich in Szabos „Erinnerung an eine Kammer“ dagegen will auch gar nicht dazugehören zu einer Welt, die kalt, unheimlich kalt wirkt und Eigenständigkeit, in welcher Form auch immer („Kein Kasten verschloß mein Gewand“), nicht gewährt. Dieser Welt sich anzuschließen, das hieße doch nichts anderes als: alles Eigene aufzugeben.

Gerade das aber ist Szabos Sache nie gewesen. Eine lange Reihe von Gedichten bestätigt eindrucksvoll, dass der Dichter solches Dazugehören immer als gefährlich, als lebensgefährlich angesehen hat.

Das betrifft die Identifikation mit der Region, mit dem Dorf, die im Gedicht „Dorfseele“ (aus: *Herz in der Kelter*, 1954) paradigmatisch thematisiert wird:

#### Dorfseele

Ach, meine Seele wird ein Dorf,  
feindselig, heuchlerisch,  
und kehrt betrunken täglich heim  
nach Mitternacht vom Bauertisch.

Verdammt das Amt, das mich hier hält  
gefangen sieben Jahre lang!  
Vergebens hoff' ich, daß der Wald zerfällt.  
Vergebens wart' ich auf der Dörfer Untergang.

Zerstör das Haus, zerbrich den Gurt  
der Haine und entwisch!  
Denn deine Seele wird ein Dorf,  
heimtückisch, prahlerisch.

Du suchst dein Bett und greifest Torf.  
Schon graut der Tag. Schlaf ein, verlisch!  
Ja, deine Seele wird ein Dorf,  
verkommen, lügenerisch.

Mein Traum ist wirres Strauchgestrüpp,  
mein Schlaf zerrissen und behext.  
Denn meine Seele wird ein Dorf,  
das Moor und Dorn verwächst.

Das betrifft nicht zuletzt aber auch die Identifikation mit jenem Strom der Literatur, der aus der traditionellen Heimatdichtung kommt und direkt einmündet in die von den Nationalsozialisten nach Kräften geförderte Blut- und Boden-Dichtung. Wenngleich Szabo immer und immer wieder an die Tradition der Heimat- und Naturlyrik anknüpft und sein Lyrik „nicht frei ist von konservativer Zivilisationskritik“ (Wolfgang Wiesmüller), wahrt er energisch Distanz zu jenen Dichtern, die sich dem „christlich-germanischen Schönheitsideal“ (Karl Kraus) angeschlossen und demnach, in Österreich, ins Fahrwasser der katholischen und zugleich der nationalsozialistischen Zivilisationskritik gestürzt haben. – Vor das in diesem Zusammenhang anschaulichste und wohl auch bitterste Zeugnis, vor das folgende Gedicht hat Szabo ein Zitat von Josef Weinheber gestellt:

*Zerstört die Städte, eh sie euch  
zerstören –  
Gott hält Gericht!  
Josef Weinheber*

„Zerstört die Städte!“ – Betörung

„Zerstört die Städte!“ – Betörung  
ließ es euch rufen empört,  
ihr Dichter, in blinder Verschwörung.  
Wohlan, euer Schrei ward erhört.

Lobredner des Urtums, dreiste,  
Früchte trug euer Verrat.  
Was ihr vollzagt längst im Geiste,  
vollstreckt hat es grausig die Tat.

In Schutt liegen Dome, Paläste.  
Ruin herrscht, wo Schlotte geragt.  
Kommt, seht unsrer Heime die Reste,  
Verflucher der Städte, und klagt

nicht an nur die äußeren Frevel  
und zeiht euch der inneren Schuld,  
die den Hagel von Pech rief und Schwefel,  
und wimmert um Gnad' nicht und Huld!

Um das „Äußere“ abzuwehren und das „Innere“ zu bewahren, zieht sich Szabo von 1938 bis 1945 in die ‚Innere Emigration‘ zurück. Aber er schreibt und veröffentlicht Gedichte, die im Grunde unmissverständlich sind und (wie seine Frau Valerie Lorenz-Szabo viel später, in einem Manuskript über die ‚Innere Emigration‘ mit Recht formuliert) einzig und allein als Darstellungen „der Bedrohung durch den Faschismus“ angemessen verstanden werden können.

Heuschreckenschwärme des Jahres 1338

Sie kamen ostwärts vor dem Abendrot gezogen  
wie Säulen eines Heers, in schwarzen Wogen,  
beschatteten das Feld und hingen,  
dem aufgeschreckten Volk ein Greuel,  
lang überm Land in finstern Knäuel,  
ehvor sie auf die Saaten niedergingen.

Und um die neunte Stunde fielen sie in das Getreide,  
das scheckig war von ihnen, brachen in die Weide,  
belagerten den Klee und schwärmten in die Hecken.  
Und wo sie in der Dämmerung zahllos niederschwirrten,  
an jedem Rain, in allen Fluren klirrten  
und knatterten die harten Flügeldecken.

Und in den Dörfern hob das Volk die Hände  
zum Himmel auf und legte auf den Höhen Brände  
und in die heimgesuchten Lüsse wallte es in langen Reihen.  
Und Bauern mit Laternen tappten in den Halmen;  
sie leierten Gebete oder sangen Psalmen  
und unaufhörlich scholl das Flehn der Litaneien.

Sie aber hockten malmend bei dem Mahle  
der jungen Ähren, und es blieben weithin kahle,  
halmlose Strecken, wo in trägen  
und dichten Schwaden saß das Ungeziefer.  
Wo sonst die Sensen mähten, mahlten ihre Kiefer.  
Die zarten Haferrispen füllten ihre Mägen.

Am Morgen ließen sie die starren Leiber von der Sonne wärmen,  
eh' sie sich langsam ordneten zu neuen Schwärmen.  
Erst als kein Tau mehr lag im harten Ginster,  
hob lautlos sich der Wanderzug wie eine Wolke  
und schwand vor dem entsetzten Volke,  
und westwärts machte er den Himmel finster.

Die Naturmetaphern kollidieren derart hart mit lexikalischen Elementen, die mittelbar und auch direkt auf das Wortfeld ‚Krieg‘ verweisen, dass Zweifel gar nicht sich entfalten können. Was das Erzählgedicht berichtet, in streng geordneten, jeweils sechszeiligen Strophen, ist auf eine exakt sechs Jahrhunderte später in Österreich eingetretene Katastrophe zu beziehen, auf die politische Katastrophe des Jahres 1938. Besetzer auf der einen Seite, Entsetzte auf der anderen. 1338 wie 1938.

Gegenüberstellungen dieser Art sind freilich von vornherein noch nicht sonderlich auffallende Unternehmungen. Was das Gedicht aus einer Reihe ähnlicher, auf den ersten Blick ähnlicher Gedichte zeitgenössischer Autorinnen und Autoren deutlich heraushebt, ist auch etwas anderes als die Methode des Vergleichs. Es ist der Blickpunkt, von dem aus Parallelen und Kontraste aufgedeckt und bewertet werden. Ein Blickpunkt nämlich, der die Verfolger in den düstersten Farben zeigt und trotzdem sich nicht einfach mit der Perspektive der Verfolgten mischt, sondern auch zu diesen Abstand hält; verrät sich doch, in der gesamten Klaviatur der Wörter, die das Verhalten der Entsetzten wiedergeben („tappten“, „leierten“, „sangen“ usw.), ein dumpfes Zusammenfallen von Hilflosigkeit und mangelnder Bereitschaft zu entschlossenem Widerstand und erst darin das wahre Ausmaß der „Bedrohung durch den Faschismus“ für den weiterhin nirgends dazugehörenden, ganz am Rand stehenden Beobachter.

Nach der Lektüre solcher Gedichte wird schlagartig verständlich, was Christine Busta meint, wenn sie (in einem Schreiben an Felix Braun vom 6. August 1950; es befindet sich im Wiener Stadt- und Landesarchiv) sich dazu bekennt, dass sie Szabo „aufrichtig verehere ob seiner rauhen Wahrhaftigkeit u. großen Verhaltenheit“ (das Schreiben befindet sich und klarer wird auch die reichlich verklausulierte Feststellung, mit der (fast zur gleichen Zeit) Ludwig von Ficker das hier bereits erwähnte Gutachten über Szabo abschließt:

„Die Art, wie er seine Wortwahrnehmung im Dunkeltönenden seiner Verse einer Lichtspur anvertraut, die alle Fremde, die in und über den Dingen liegt, in ein Gleichnis seiner eigenen Ausgesetztheit inmitten eines Heimatlichen verwandelt, das ihn fremd berührt und seiner Liebe wie ein Stachel ist: diese Rückbesinnung auf alles Wesentliche, was zum eigentlichen Beruf des Dichters gehört und seinen Rang bestimmt, hat augenblicklich, scheint mir, bei uns nicht ihresgleichen.“

Ficker hat, auch das ist hier schon angedeutet worden, neben Szabo eine Reihe weiterer Autorinnen und Autoren noch genannt, die aus seiner Sicht bereits 1950 einen Staatspreis redlich sich verdient hätten, unter anderem Ingeborg Bachmann, Christine Busta, Johann Gunert, Michael Guttenbrunner, Hans Lebert und Rudolf Stibill. Es wäre bestimmt aufschlussreich und könnte auf neue Facetten der Lyrik Szabos führen, wenn

dessen Gedichte, vor allem die Gedichte der ersten Nachkriegsphase, auch einmal in diesem Kontext gelesen würden und nicht nur vor der Folie der Gedichte Weinhebers oder Joseph Georg Oberkoflers und im Verbund mit dem Gesamtwerk Theodor Kramers (obgleich gerade dieser Zusammenhang eminent wichtig ist).

Szabos Lyrik behauptet ihren Platz ohne weiteres auch in anderen Zusammenhängen.

Eine der wenigen jüngeren Anthologien, die Szabo mitberücksichtigen, die Sammlung *Neue deutsche Erzählgedichte* von Heinz Piontek, reiht Szabo nicht nur in die Kategorie der „Rollen“-Gedichte (dort geradezu eingekreist von Gedichten Kramers), sondern auch, unter der Rubrik „Könige und Hirten“, in einen Traditionsstrang, in dem, neben anderen, Gedichte von Bertolt Brecht, Peter Huchel, Georg Britting, Paul Celan, Christoph Meckel und Ilse Aichinger den Ton angeben. Das „Meier Helmbrecht“-Gedicht ist auch in dieser Nachbarschaft alles andere als ein Fremdkörper.

#### Meier Helmbrecht

Als Meier Helmbrecht nicht mehr sah  
und keine rechte Hand mehr hatte, keinen linken Fuß,  
ließ man ihn schrein vorm Tor und da  
trat aus dem Haus der Vater und er bot ihm Hohn als Gruß.

In seinen Böden roch das Heu.  
Im Stalle brüllte Vieh, die Kühe ruhten falb.  
Er gab kein Brot. Er ließ den Sohn nicht kauern in die Streu.  
Er schlachtete kein Kalb.

Verspottete den Krüppel, frug voll Hohn  
ihn nach dem Drilch und den Getreidesäcken.  
Er schlug das Hoftor zu vor dem verlornen Sohn  
und ließ den Blinden stehn bei seinem Stecken.

Meier Helmbrecht, wo ist dein gelbes Haar?  
Es hängt am Zaun wie Werg am Rocken.  
Im Frühjahr bauen Meis' und Star  
ihr Nest aus deinen Locken.

Die wilden Bauern geben dir den Rest.  
Aus ihren Weilern kommen sie in Herden.  
Sie stoßen dich zum Wald. Du siehst nicht das Geäst,  
dran sie dich hängen werden.

In der mittelhochdeutschen Verserzählung *Helmbrecht* von Wernher dem Gartenaere, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden ist – sie ist im übrigen im Innviertel angesiedelt – wird die Geschichte eines geltungssüchtigen Bauernburschen nacherzählt, der alle Mahnungen des Vaters in den Wind schlägt, Ritter werden möchte und dabei zum Räuber und Mörder wird. Er schert sich den Teufel um das vierte Gebot, er verstößt gegen die Ordnung der Familie und schließlich gegen die Ordnung der Gesellschaft, indem er den ihm zugewiesenen Stand verlässt und als Raubritter alle geltenden Fundamente umstößt; aber am Ende ereilt ihn die gerechte Strafe, die Augen werden ihm ausgestochen, man schlägt ihm die rechte Hand und den linken Fuß ab, und zuguterletzt wird er von Bauern, die er früher einmal gequält hat, aufgegriffen und gehängt.

Soweit Wernher der Gartenaere, der ganz auf der Seite des Vaters des jungen Helmbrecht steht. Völlig anders dagegen Szabo. Ihn interessiert auch nicht die Vorgeschichte, sondern ausschließlich das tragische Ende der Geschichte, ihn interessiert vor allem die Aktualität der Parabel vom verlorenen Sohn. Deshalb erzählt er lediglich die Schluss-Sequenzen der Geschichte (die Kenntnis des Vorangegangenen setzt er wohl voraus) und legt den Finger, statt auf das Fehlverhalten des Titelhelden, zunächst einmal, in den ersten Strophen, auf die Reaktionen des Vaters. Dass er sich nicht mehr auf dessen Seite schlägt, wird dabei sehr schnell evident.

Aber noch ganz anderes fällt auf. Während in den ersten drei Strophen das Präteritum dominiert, als Tempus des Erzählens, beherrscht die beiden Schlusstrophen das Präsens. Der Dichter selbst verstrickt sich ins Gespräch mit Helmbrecht, tritt also zu ihm und sieht von seinem Standort aus dem Treiben der Gerechten zu: „Die wilden Bauern geben dir den Rest.“ Und im Namen des Christentums bricht er den Stab über sie alle, die sich selbst Christen nennen.

Ein Plädoyer, die Geschichte, diese kleine wie die große Geschichte umzuschreiben. Abgefasst nicht etwa nach 1968, sondern schon Jahrzehnte früher. Das „Meier Helmbrecht“-Gedicht steht nämlich schon in der Sammlung *Im Dunkel der Dörfer* (1940).

Es gibt keinen Vergleich, den Szabos Lyrik zu scheuen hätte. Am ehesten, möchte man meinen, allenfalls noch den mit der Poesie der Avantgarde. Doch auch zu dieser reichen Querverbindungen. Verstrebungen, die sowohl im Thematischen wie in der Form der Gedichte Szabos aufzuweisen wären.

Zum Beispiel in Szabos Miniaturgedicht „Laut ist die Helle“. Zauberhaft und irritierend. Vier Verse, vier Sätze, die einfacher kaum sein könnten und dennoch Befremdendes und Anheimelndes so stark durcheinanderschütteln, dass am Ende, bei aller Ordnung im Gedicht, ein unlösbarer Knäuel von Gegensätzen vor den Betrachter rollt.

Laut ist die Helle

Laut ist die Helle.

Der Dämmer naht leis.

Das Dunkel rettet.

Die Helle gibt preis.

Schon die Synästhesie der Titelzeile, in der das zu Hörende und das zu Sehende miteinander verschmelzen, sorgt für einige Verwirrung. Diese Verwirrung jedoch legt sich keineswegs, sie steigert sich vielmehr von Zeile zu Zeile, weil jede Wertung ausbleibt. Nicht einmal das eine wird klar, ob hier die Perspektive eines Kindes oder etwa die Perspektive eines von zahllosen Erfahrungen gezeichneten Menschen rekonstruiert ist, noch weniger wird deutlich, wie das, was offensichtlich ist, was vor sich geht, einzuschätzen wäre. Denn das Gedicht setzt bloß Assoziationen frei, die in die verschiedensten Richtungen auseinander laufen können. Aber es wehrt sich gegen jede Festlegung auf einen, einen einzigen Sinn, und so verlangt es danach wiedergelesen zu werden.

Ludwig von Ficker hat Szabo nie unter die Repräsentanten einer bestenfalls regional bedeutsamen Heimatdichtung gerechnet. Er hat den „Dorflehrer“ vielmehr wie selbstverständlich in die erste Reihe der österreichischen Literatur gestellt; in einem Schreiben an die Salzburger Landesregierung, im Herbst 1954, in eine Reihe mit Ingeborg Bachmann, Christine Busta, Gerhard Fritsch, Michael Guttenbrunner, Christine Lavant, Andreas Okopenko, Ernst Jandl und Friederike Mayröcker. In Szabos Lyrik sei, so begründet Ficker seine Behauptung in diesem Brief, die „Bemühung um Einklang von Blick und Wort“, ein Zeichen seiner „Gewissenhaftigkeit“, besonders augenfällig. Und Ficker fügt hinzu, Szabos Gedichte würden „seine Berücksichtigung bei Vergebung des Trakl-Preises wohl rechtfertigen.“

In Salzburg respektiert man 1954 noch Fickers Urteil. Szabo erhält den Trakl-Preis. – Dem Urteil Fickers aber ist gewiss, nach so vielen Jahren, inzwischen Vieles anzuschließen; nur, revisionsbedürftig ist es noch immer nicht.

## Literatur

---

### 1. Primärliteratur

Wilhelm Szabo: Gedichte 1930 – 1980. Lob des Dunkels. St. Pölten-Wien 1981.

Neue deutsche Erzählgedichte. Gesammelt von Heinz Piontek. Frankfurt a.M.-Berlin-Wien 1983 (=Ullstein Buch Nr. 26088).

Günther Anders: Mensch ohne Welt. Schriften zur Kunst und Literatur. München 1984.

### 2. Sekundärliteratur

Sigurd Paul Scheichl: Vergessene. Träger des Großen Österreichischen Staatspreises in den 50er Jahren. In: Literatur in Österreich von 1950 bis 1965. Walter Buchebner Tagung 1984. Mürzzuschlag o. J., S.75-91.

Joachim Bumke: Geschichte der deutschen Literatur im hohen Mittelalter. München 1990.

Wolfgang Wiesmüller: Naturlyrische Traditionen in Österreich seit 1945. In: Einschließung und Abweisung der Tradition. Österreichische Lyrik 1945 – 1995. Hrsg. von Johann Holzner und Dragutin Horvat. Zagreber Germanistische Beiträge, Beiheft 3 (1996), S.165-196.

Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1940 – 1967. Hrsg. von Martin Alber, Walter Methlagl, Anton Unterkircher, Franz Seyr, Ignaz Zangerle. Innsbruck 1996 (=Ludwig v. Ficker: Briefwechsel 4; Brenner-Studien, Bd. 15).



## Zum Erstdruck von Annemarie Schwarzenbachs *Georg Trakl* von Walter Fähnders (Osnabrück) und Andreas Tobler (Berlin/Bern)

Am 9. April 1931 schreibt Annemarie Schwarzenbach an Erika Mann:

Ich weiss nicht genau wie es mir geht, ich wohne in einem Haus in der Stadt, schlafe schlecht, sitze treu am Schreibtisch ganz versoffen in Papieren, Büchern, schwarzem Kaffee, Rauch, Fleiss u. Melancholie. So nämlich musste man stillheiter oder melancholisch werden. Meistens bin ich das Erstere. Das Alleinsein ist wunderbar.<sup>1</sup>

Es ist ein Donnerstag – der letzte von den insgesamt drei Tagen, die die noch nicht ganz 23jährige Doktorandin Annemarie Schwarzenbach zum Abfassen ihrer Prüfungsarbeit in ihrem Nebenfach ‚Deutsche Literatur seit Goethes Tod‘ zur Verfügung hat. Als sie an ihrer Arbeit schreibt, wohnt sie bei ihrer Freundin Erna Mende (1908-2001) in der Dreikönigstrasse 37 unweit der Seepromenade in Zürich.<sup>2</sup>

Mein Thema heisst „Georg Trakl“ u. ist fesselnd u. hübsch. [...] Wenn ich eine Weile über Georg Trakl geschrieben habe, gehe ich mit [Thomas Manns 1922 erstmals erschienenem Aufsatzband] „Rede und Antwort“ in den Garten, einen richtigen Stadtgarten mit Kies u. Moosgeruch. Ich lese „Rede u. Antwort“. Dann gehe ich wieder zu Trakl u. dem schrecklich unordentlichen Schreibtisch, oder ans Fenster. In letzterem Fall sehe ich Autos, Fords, Victories u. Radfahrer u. merke dass ich Kopfschmerzen habe.<sup>3</sup>

Aufgewachsen war Annemarie Schwarzenbach (1908-1942), die aus einer der vermögendsten und angesehensten Schweizer Industriellenfamilien entstammte<sup>4</sup>, auf dem am linken Zürichseeufer gelegenen Landgut Bocken. Nach privatem Schulunterricht bei den Eltern bis zu ihrem fünfzehnten Lebensjahr, dem Besuch der Zürcher Privatschule Dr. Götz-Azzolini und des Hochalpinen Töchterinstituts Fetan (Unterengadin) legte sie im Herbst 1927 ihre Matura ab.<sup>5</sup> Zum Wintersemester 1927/28 immatrikulierte sie sich an der Universität Zürich im Hauptfach Geschichte<sup>6</sup>, das sie dort nach eigenen Angaben „mit der Unterbrechung eines kurzen Aufenthaltes in Nordamerika“<sup>7</sup> zunächst zwei Semester studierte. 1928/29 folgten zwei Semester in Paris, wo sie an der Sorbonne „neben Geschichte hauptsächlich Philosophie und Psychologie hörte“<sup>8</sup>. Während dieser Zeit – in der sie sich auch literarisch betätigte und einige zu Lebzeiten unveröffentlicht gebliebene Erzählungen verfaßte<sup>9</sup> – las sie nach eigenen Angaben Texte von Ludwig Klages und Stefan George. Aus Paris schreibt sie an ihren Freund, den Pfarrer Ernst Merz (1896-1977):

Du schreibst über das letztlich unfruchtbare der Psychologie u. triffst mich damit auf dem Weg der Wiederkehr von Klages zu George. Das Verhältnis dieser

zwei grossen Gegner kannte ich. Aber George ist so tief verwurzelt, erdennah, ursprünglich-genial u. daher *unerklärbar* dass man ihm nicht mit analytischer Kritik beikommt – und auch ich glaube dass nur aus diesem *unbewussten* Sinn neue Schöpfung u. neues Heil kommt. Klages ist wunderbar als Psychologe. Aber das ist alles – es bleibt Analyse. Unleugbar wichtig, denn Seelenkunde ist ja so brennend interessant, aber nur als *Diener*.] George bleibt Meister.<sup>10</sup>

Nach ihrer Rückkehr an die Universität Zürich im Wintersemester 1929/30<sup>11</sup> studierte sie neben Geschichte ‚Deutsche Literatur seit Goethes Tod‘ im ersten und ‚Schweizergeschichte‘ im zweiten Nebenfach, u.a. bei dem gerade berufenen Historiker Carl Jacob Burckhardt (1891-1974)<sup>12</sup> sowie den Literaturwissenschaftlern Emil Ermatinger und Robert Faesi. Das Profil der Germanistik an der Universität wurde zu dieser Zeit durch diese beiden Professoren bestimmt.

Emil Ermatinger (1873-1953) unterrichtete seit 1908 an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich und wurde 1921 Ordinarius an der Universität Zürich. Im gleichen Jahr erschien seine zweibändige Abhandlung *Die deutsche Lyrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Herder bis zur Gegenwart*.<sup>13</sup> Ermatinger geht in seiner Beschreibung der Gegenwartsliteratur von einem Tiefpunkt in der deutschen Kultur und Gesellschaft aus, der mit dem Ersten Weltkrieg erreicht worden sei. Im Krieg sieht er nicht die Ursache, sondern vielmehr den Tiefpunkt eines geschichtlichen Prozesses, der nach einem kulturellen Höhepunkt in der Mitte des 19. Jahrhunderts durch die „Wirklichkeitsanbetung“ (Materialismus) und die „Selbstersetzung des positivistischen Kultursystems“ ausgelöst worden sei. Der vom Idealismus befreite Naturalismus sei die „trostlose Verarmung der Seele, die öde Langeweile der Form“<sup>14</sup>. An diesem Tiefpunkt des kulturellen Verfalls wird nach Ermatinger mit dem Expressionismus, den er als den Ausdruck eines neuen Idealismus fasst, ein Wendepunkt erreicht. Formelhaft heisst es: „Expressionismus, wo er lebendig sein soll, kann nur Idealismus sein.“<sup>15</sup> Der Expressionismus „stellt dem ‚objektiven‘, von allem Persönlichkeitsbewußtsein losgelösten Weltbild des Materialismus eine neue Auffassung der Welt gegenüber: die Wirklichkeit besteht für den Künstler nicht aus sich und für sich selbst, sie besteht für ihn nur als Erlebnis seines sinnlich-geistigen Ich.“<sup>16</sup> Ermatinger kommt in seinem „Ausblick“ lediglich auf fünf moderne Autoren zu sprechen, die nach ihm zu der Linie dieses neuen expressionistischen Idealismus zu zählen sind: Christian Morgenstern, Richard Dehmel, Stefan George, Rainer Maria Rilke und Georg Trakl. In seinen knappen Ausführungen über Trakl schreibt Ermatinger: Er

gehört zu [den] Zerstörern der Welt, weil die Welt in ihm selber zerschlagen war. Weil ihre Schwere seine überzarten Nerven zerrisz, wie ein Stein ein Spinnweben.  
[...] Seine Seele ist durchlöchert durch zahllose Wunden, aus denen, wie aus klagenden Mündern, der Schmerz über das Leiden der Welt in trüben, traumhaften, dämmernden Weisen sich ergieszt. Hauch der Verwesung geht von ihm aus.<sup>17</sup>

Der um zehn Jahre jüngere Robert Faesi (1883–1972) lehrte seit 1922 als außerordentlicher und von 1942–1953 als ordentlicher Professor für neuere deutsche und schweizerische Literatur an der Universität Zürich. Er betätigte sich neben seiner akademischen Tätigkeit auch als Lyriker, schrieb Dramen und wurde vor allem mit seiner 1938 verfilmten Erzählung *Füsilier Wipf* (1917) bekannt. Daneben pflegte er Freundschaften zu Rainer Maria Rilke und Thomas Mann. Um dessen älteste Kinder, Erika (1905–1969) und Klaus (1906–1949), bemühte er sich, als Annemarie Schwarzenbach die beiden Geschwister Ende 1930 zu einer Lesung nach Zürich einlud. In einem Brief an Erika Mann merkte sie über das Engagement ihres Professors spöttisch an:

Er will, scheint mir, Klaus gerne beherb[erg]en. Dabei eröffnet sich Aussicht, dass er doch hier wohnen könnte, oder bei meiner Cousine Elisabeth Rudolf, erheblich näher als Faesi, u. auf unserer Seeseite[.] Nur fürchte ich, Familie Faesi findet, es stehe ihr zu – als mit dem Hause des grossen Zauberers befreundet – den Sprössling desselben zu beherbergen!! Wir werden sehen wie sich all das anlässt.<sup>18</sup>

Seine an der Universität Zürich angebotenen Lernveranstaltungen beschäftigten sich eingehend mit der Literatur der Moderne. So bot er ausweislich der betreffenden Vorlesungsverzeichnisse Lehrveranstaltungen u.a. zu folgenden Themen an: „Deutsche Lyrik seit Nietzsche“ und „Übungen am modernen deutschen Drama und Theaterkritik“ (WS 1927/28); „Kultur- und Weltanschauungsfragen der modernen deutschen Literatur“ (SS 1928); „Religiöse, kosmische, mystische Dichtung seit Nietzsche“ (WS 1929/30); „Stefan George“ (SS 1930); „Nietzsche“ und „Dehmel, Hofmannsthal, Rilke, Werfel und die Lyrik ihrer Zeit“ (WS 1930/31). Bereits 1919 veröffentlichte er ein Rilke-Buch sowie zusammen mit Eduard Korrodi, dem späteren Star-Kritiker der *Neuen Zürcher Zeitung* (und Förderer der Werke von Annemarie Schwarzenbach), einen Band *Das poetische Zürich*, 1925 folgte Faesis Conrad Ferdinand Meyer-Buch<sup>19</sup>.

In einem 1932 abgeschlossenen, 1934 in der traditionsreichen germanistischen Zeitschrift *Euphorion* – nun von den Nationalsozialisten in *Dichtung und Volkstum* umbenannt – erschienenen Aufsatz über Carl Spitteler und Stefan George<sup>20</sup> resümiert Faesi seine literaturwissenschaftlichen Positionen dieser Zeit. Spitteler und George bilden für ihn zusammen mit Nietzsche ein „Dreigestirn“, das „den längst angebahnten, seit der französischen Revolution zum Durchbruch gelangten Vorgang der Zivilisierung, Rationalisierung, Demokratisierung als einen Verfall“<sup>21</sup> beurteilt hätten. Faesi verfolgt ihre aufs Heroische, Erhabene zielende „Zeitfeindschaft“ und „Einsamkeit“<sup>22</sup> nicht ohne Sympathie und läßt ein Dichterbild entstehen, das „an Dichtung und Geistigkeit die höchsten Ansprüche“ stellt – Ansprüche, die er in diesem Dreigestirn erfüllt sieht. Es geht ihm um nichts weniger als um „Götter- und Mythenbildung [...]. Keiner Zeit waren diese verlorenen und fremd gewordenen Werte so nötig wie der ihren. Daß sie das Notwendige und Größte zu leisten unternahmen, und zwar aus innerem Zwang und wirklicher Berufung, besagt zu ihren Ehren genug.“<sup>23</sup>

Wissenschaftsgeschichtlich stehen Faesi wie auch Ermatinger, so zeigt sich, für eine Germanistik<sup>24</sup>, die nicht nur „der geile Drang aufs große Ganze“ eint, wie Walter Benjamin polemisch zum Sammelband *Philosophie der Literaturwissenschaft* anmerkte, den Ermatinger 1930 in Berlin herausgegeben hatte,<sup>25</sup> für eine Literaturgeschichtsschreibung und eine Auffassung von Literaturgeschichte, die sich „der Position des ‚Schönen‘, der ‚Erlebniswerte‘, des ‚Ideellen‘“<sup>26</sup> verpflichtet sieht und gesellschaftliche Parameter auszublenden sucht.

## Annemarie Schwarzenbach

Annemarie nahm an wenigstens vier Lehrveranstaltungen von Faesi teil, wie aus dessen nachgelassenen Notizen hervorgeht. So besuchte sie im Wintersemester 1929/30 zusammen mit ihrer Cousine Gundalena Wille (1908-2000) das Hugo von Hofmannsthal-Seminar und hielt dort Anfang Dezember 1929 ein Referat über das Drama *Das Bergwerk zu Falun*. Robert Faesi notierte zu diesem Referat: „wenig methodisch, Hauptsache richtig“.<sup>27</sup> Wahrscheinlich besuchte Annemarie Schwarzenbach im Sommersemester 1930 auch Faesis Seminar über Stefan George. In ihrem letzten Semester an der Universität (WS 1930/31) belegte sie dann, dieses mal zusammen mit ihrem Cousin James Schwarzenbach (1911-1994), Faesis „Übungen aus dem Gebiet der modernen deutschen Literatur“.

In einem amüsanten Entschuldigungsbrief für eine verpasste Seminarsitzung schreibt sie im November 1930 an Faesi:

Sehr verehrter Herr Professor Faesi, ich bitte Sie, mein Fehlen im letzten Montag-Seminar entschuldigen zu wollen, der edle Reitersport lockte uns an den Genfer Concours u. hielt uns von unseren Pflichten ab! Zugleich habe ich noch eine Frage in Bezug auf meinen Vortrag: Wenn ich von ‚heroischer u. psychologischer Dichtung‘ sprechen soll, wüsste ich gern *wen* Sie unter den neuen Dichtern als *typische Vertreter* dieser Gattungen ansehen, um dadurch einen kleinen Anhaltspunkt für die Auswahl zu haben! Mit herzlichen Grüßen bitte auch an Ihre Frau. Ihre ergebene Annemarie Schwarzenbach.<sup>28</sup>

Im Rahmen dieser Übung hatte Annemarie Schwarzenbach ein Referat über ‚heroische u. psychologische Dichtung‘, nämlich über Friedrich Nietzsche, Carl Spitteler und Stefan George, Faesis „Dreigestirn“ also, zu halten<sup>29</sup>. Wahrscheinlich dazu oder zu der vorangegangenen George-Veranstaltung schrieb sie die Seminararbeit *Über das Heroische bei George*.<sup>30</sup>

## Dass Faesi seiner Studentin

Dausgerechnet das Thema „Georg Trakl“ zur Bearbeitung auftrag, war sicher mehr als eine akademische Pflichtübung im Rahmen einer Prüfung. Es entsprach nicht nur eigenen Forschungsinteressen des Prüfers, sondern kam wohl auch den literaturwissenschaftlichen und ästhetischen Interessen seiner Kandidatin, die er aus ihrem

Studium ja doch recht gut kannte, entgegen, wie die hier versuchte Rekonstruktion der intellektuellen Biographie von Annemarie Schwarzenbach und auch die Art und Weise, wie die Doktorandin das Thema bearbeitet hat, nahelegt. Insofern ist auch der Erstdruck dieser Prüfungsarbeit über Georg Trakl nicht allein ein besonderes Zeugnis der literaturwissenschaftlichen Trakl-Rezeption um 1930, sondern die hierin sich manifestierende Trakl-Lektüre bezeugt auch – über die engere, institutionell bedingte Prüfungsleistung hinaus – eine spezifische Wahrnehmung von Dichter und Dichtung durch eine Autorin, die an der Schwelle zu eigener literarischer Produktion steht.

Georg Trakl „ist der Schwermütigste von allen“, hatte bereits 1924 der junge Klaus Mann in der *Weltbühne* in seinem Trakl-Essay geschrieben und ein sympathisches Verhältnis tiefer Faszination formuliert.<sup>31</sup> „Wer solche Sätze schrieb, steht außerhalb“<sup>32</sup>, heißt es bei Klaus Mann – und auch Annemarie Schwarzenbach hebt pointiert das „Sonderbare“ von Trakls Persönlichkeit, seine „abnorme Empfindsamkeit und Verletzlichkeit“ (auch hinsichtlich der ihm des öfteren unterstellten Homosexualität und seines Verhältnisses zur Schwester) hervor. Dass sie Trakl „eine ethische Tendenz“ abspricht und ihn bzw. sein Werk etwa im Gegensatz zu Werfel als „ganz ästhetisch gerichtet“ ansieht, ist deutlicher Vorbehalt Trakl gegenüber – so wie Annemarie Schwarzenbach ausdrücklich „Trakls Phantasie krankhaft und häufig abstoßend“ nennt und an anderer Stelle seine „verzerrte und grausige Phantasie“ hervorhebt.

Dem „zu tiefst Dichterischen“ bei Trakl tue das aber, wie im Resümee der Arbeit formuliert ist, keinen Abbruch. Trakl ist für Annemarie Schwarzenbach offenbar ein Autor der Grenzüberschreitung, speziell der „Dekadenz“ und des „Verfalls“. Dabei trennt sie ausdrücklich zwischen Widersprüchen („Gegensätzen der Empfindungsart“) in der Person des Dichters, also dessen Biographie, von der „dichterischen Rolle und Berechtigung“ derartiger Widersprüche. Letztere sind für sie unstrittig, und insofern rühmt sie Trakls „erstaunlichste Töne“, die er mit seinem Werk gefunden habe. Was aber die Biographie, „was aber seine Krankheit, seinen Verfall angeht“ – so verweist sie in der eleganten Schlussvolte ihrer Arbeit auf gleich zwei Gewährsleute der älteren Generationen, auf den vormaligen Expressionisten Gottfried Benn und den vormaligen Décadence-Autor Heinrich Mann. Mit ihrer rhetorischen Frage „Sollte diese Generation nicht auch gelernt haben Georg Trakl zu verstehen?“ rettet sie nicht nur das Werk, sondern auch den Dichter in all seiner „Krankheit“ und seinem „Verfall“.

### Im Frühjahr 1931

Im Frühjahr 1931 schloss Annemarie Schwarzenbach nach sieben Semestern<sup>33</sup> – wie es bis 1955 an der Universität Zürich noch üblich war – mit einer Dissertation zum Thema *Beiträge zur Geschichte des Oberengadins im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit* ihr Studium ab.<sup>34</sup> Nach der Promotionsordnung waren zusätzlich zur Dissertationsarbeit noch mehrere schriftliche und eine mündliche Prüfung zu absolvieren. Von den schriftlichen Abschlussarbeiten Annemarie Schwarzenbachs sind sowohl die vierstündige Klausur im Hauptfach Geschichte<sup>35</sup> als auch die Hausarbeit zu *Georg Trakl* in den Beständen des Staatsarchivs Zürich erhalten geblieben.<sup>36</sup> Über die mündlichen Prüfungen, die

vor versammelter Fakultät abgelegt werden mussten, sind hingegen keine Zeugnisse überliefert. Die Doktorwürde wurde Annemarie Schwarzenbach am 4.1.1932 verliehen.

Annemarie Schwarzenbachs Briefe aus der Zeit an der Universität Zürich zeugen von massivem Arbeitseinsatz, der nicht nur damit zusammenhängt, dass sie mit einer Studiendauer von sieben Semestern nach ihren eigenen Worten Anstalten machte, „Geschwindigkeitsrekorde in Doktorexamina aufzustellen“<sup>37</sup>. Kurz nach der Rückkehr von ihren Auslandsemestern in Paris an die Universität Zürich erschien mit der bereits im Herbst 1928 entstandenen Novelle *Erik* auch Annemarie Schwarzenbachs erste literarische Arbeit, und zwar in der renommierten *Neuen Zürcher Zeitung*.<sup>38</sup> Während ihrer Studienzeit verfasste sie in kurzer Folge für das gleiche Blatt mehrere Buchkritiken, u.a. über Neuerscheinungen von Klaus Mann, Erich Ebermayer und Erich Kästner<sup>39</sup>, sowie einen Essay mit dem Titel *Die Stellung der Jugend*.<sup>40</sup>

Darüber hinaus engagierte sie sich in der Studentenschaft der Universität Zürich und ließ sich im Mai 1930 in deren Vortragsausschuss wählen.<sup>41</sup> Unter der Präsidentschaft von Georg Thüerer (1908-2000) erarbeitete sie für diesen Ausschuss zusammen mit ihren Kommilitonen Emanuel Fröhlich, Norbert Gürke, Carl Spycher und Robert Faesis Stiefsohn Eduard Fueter (1908-1970) im Sommersemester 1930 ein erstes Konzept, das unter anderem einem Vortrag von Max Planck vorsah.<sup>42</sup> Im darauffolgenden Wintersemester wurde die Arbeit in ähnlicher Besetzung fortgesetzt. Der *Zürcher Student*, das Publikationsorgan der Studentenschaft der Universität Zürich, gab im Oktober 1930 das neue Programm bekannt, das „*grundsätzliche Änderungen*“ in der Durchführung der Vorträge beinhaltete.<sup>43</sup> So wurden versuchsweise die Vorträge in zwei Zyklen unterteilt, welche mit den Themen „*Gegenwärtige Philosophie* (Anschauungen und Aufgaben der modernen Metaphysik)“ und „*Kultur und Technik* (Sinn und Wert der Technik in der Kultur)“ stattfanden; zu letzterem schrieb die Vortragskommission: „Wir glauben, das Umsichgreifen des Industrialismus werde unaufhaltsam; ein jeder Widerstand, der die Ablehnung der Technik bezweckt, kann zwar eine heroische Haltung bedeuten, ist aber für eine junge Generation, die wirken will, unfruchtbar.“<sup>44</sup>

Neben diesen beiden Vortragszyklen veranstaltete die Vortragskommission im Dezember 1930 eine Universitätswoche, in welcher die Einheit der ‚universitas‘ beschworen wurde.<sup>45</sup> Neben derartigen Veranstaltungen wollte man auch den „literarischen Neigungen“ und Interessen der Studierenden nachgehen.<sup>46</sup> Gerade dies bot Annemarie Schwarzenbach die Gelegenheit, ihre Favoriten Erika und Klaus Mann dem Vortragsausschuss als Vertreter „Jüngster Deutscher Dichtung“ vorzuschlagen und an die Universität einzuladen.<sup>47</sup> Auf welche Weise sich Annemarie Schwarzenbach und die Geschwister Mann kennen gelernt hatten, gab Erika Mann 1934 der Polizei nach den Ausschreitungen während der Vorstellungen des Kabarets *Die Pfeffermühle* in Zürich zu Protokoll:

Annemarie Schwarzenbach, die ich früher nicht kannte, schrieb mir eines Tages, vor ungefähr 3 oder 4 Jahren mag das gewesen sein, dass sie mich kennen lernen

möchte. Sie kam dann nach München und besuchte mich. Sie wollte Schriftstellerin werden und legte Wert darauf meinen Bruder Klaus und mich über unsere und ihre schriftlichen Arbeiten zu sprechen.<sup>48</sup>

Über den Vortrag Klaus Manns und Erika Manns Lesung von Texten am 16. Dezember 1930 berichtete Annemarie Schwarzenbach für die *Neue Zürcher Zeitung*:

Vor vollbesetztem Saal sprachen [...] auf Einladung der *Studentenschaft* in der Eidg. Technischen Hochschule Klaus und Erika Mann. Das Thema des Abends: *Jüngste deutsche Dichtung* – erweckte Spannung und Anteilnahme nicht nur der akademischen Jugend, sondern auch der älteren Generation, welche hier durch ihr Interesse an den Nöten der Zeit in schönster Weise bekundete. Klaus Manns Vortrag stand im Zeichen der Aktualität, die Anfangsworte bedeuteten eine Absage an die reaktionären Exzesse der politisch gerichteten Jugend. [...] Eine Reihe junger Autoren, kurz charakterisiert, vermittelte das Bild der heutigen jüngsten Produktion: mutig und reich, ohne schwülstig oder ausschweifend und maßlos zu werden, strebend nach Klarheit und Form, und was die Lyrik anbetrifft von erstaunlich poetischem Gefühl, nicht verweichlicht, sondern herb, streng, knapp im Ausdruck. Wir nennen die Namen Erich Ebermayer, Süßkind, Heinrich Hauser, Manfred Hausmann, Joachim Maaß, Wolfgang Hellmert, Josef Roth. [...] Hier lernte man eine Jugend kennen, welche fern aller extremen politischen wie künstlerischen Tendenz, die man der heutigen Generation so häufig vorwirft, den ihr gemäßen Weg sucht, noch ohne Gemeinsamkeit, nur verbunden durch die bekenntnishafte, inbrünstige Liebe zum Leben, nichts repräsentieren wollend als das eigene gottgewollte Schicksal. Illustrierend rezitierte sodann Erika Mann Proben jüngster Prosa und Lyrik [...]. Überraschend gewann Erika Mann den Kontakt mit ihrer Hörerschaft, ihre Stimme war trotz angekündigter Indisposition klangvoll, tragend und von großer Wärme, sichere Technik vereinte sich mit einer Kraft des Ausdrucks, welche in allen Steigerungen stets maßvoll, tief und unmittelbar berührte. [...] Der Beifall der Zürcher Jugend, recht unähnlich ihrer sonst so schwerbeweglichen Zurückhaltung, bewies ihre lebhafteste Anteilnahme.<sup>49</sup>

Die neue Ausrichtung der Vorträge an der Universität Zürich stiess nicht nur auf Begeisterung. So schreibt Annemarie Schwarzenbach an Erika Mann:

Ein gewichtiger Literaturprofessor (aber nicht Faesi) griff unseren armen Ausschuss-Professor heftig an, behauptend, unsere Vorträge verirren sich in unwissenschaftliche Gebiete!!! Herr T. [gemeint ist wahrscheinlich Georg Thürer] hielt sich aber tapfer u. liess sich von dem einmal Beschlossenen nicht abbringen. Immerhin war er leicht bekümmert, ich erklärte ihm tröstend dass ein Professor, sei er auch noch so gewichtig, an unseren Programmen gar nichts zu bekritteln habe, möge er zu Hause u. bei seiner Wissenschaft bleiben.<sup>50</sup>

Ab Sommer 1930 trieb Annemarie Schwarzenbach die Arbeit an ihrer Dissertation voran, schrieb aber parallel dazu an ihrem ersten Roman, *Freunde um Bernhard*. Im Lyceum in Zürich trug sie am 31. Oktober 1930 in ihrem ersten öffentlichen Vortrag Auszüge aus diesem Roman sowie die Novelle *Erik* und ihren Text *Ruth* vor.<sup>51</sup> Erika Mann gegenüber äusserte sie: „Ich bin erschüttert über das plötzliche Debut, werde es aber mit Würde absolvieren“<sup>52</sup>, und noch am Vortragsabend berichtete sie ihr nach München:

[D]as war ja eine riesig komische Angelegenheit, lauter richtige gewichtige schwerechte „urige“ Schweizer Frauen die zuerst stundenlang vor gedeckten Theetischen Sitzung hielten bis ich, das Manuskript in Händen, vor lauter Müdigkeit blass und blasser wurde – Da hatte meine tüchtige u. wundervolle Frau Dr. Schudel ein Einsehen u. gab mir unter herzlichen Begrüßungsworten (wobei „jüngstes Mitglied“ häufig zitiert wurde) das Zeichen zum Beginn. Ich las brav u. langsam, wie Du mich das gelehrt hast, als ob jedes Wort wichtig sei [...] u. dann gab es Beifall, Blumen, Thee, Kuchen – Danach ich befriedigt ins Bett reisen werde.<sup>53</sup>

1931 konnte *Freunde um Bernhard* durch die Vermittlung von Carl J. Burckhardt, einem der wichtigsten Förderer Annemarie Schwarzenbachs während ihres Studiums und darüber hinaus,<sup>54</sup> im Amalthea-Verlag (mit Sitz in Zürich, Leipzig und Wien) erscheinen. Bereits Ende 1930 hatte sich Burckhardt erfolgreich für die Aufnahme des Textes *Ruth* in den Amalthea-Almanach stark gemacht; im Februar 1931 erhielt Annemarie Schwarzenbach die Zusage für die Aufnahme ihres Romans in das Verlagsprogramm (das unter anderem auch Robert Faesis Rilke-Buch, seine *Gestalten und Wandlungen schweizerischer Dichtung*, Emil Ermatingers *Krisen und Probleme der neueren deutschen Dichtung* sowie Mussolinis *Mein Kriegstagebuch* brachte).

Neben Carl J. Burckhardt und Ernst Merz sind als weitere wichtige Förderer und Ansprechpersonen während der Studienzeit und in den darauffolgenden Jahren der Theologieprofessor Adolf Keller (1872–1963) und der Neurologe Erich Katzenstein (1893–1961) zu nennen, wobei die Bedeutung der letztgenannten für Vita und Werk Annemarie Schwarzenbachs beim jetzigen Kenntnisstand noch nicht abgeschätzt werden kann. Es ist anzunehmen, dass Annemarie Schwarzenbach Erich Katzensteins Rezension (und das Buch) von Walther Riese *Das Sinnesleben eines Dichters* durch ihn kennen gelernt hatte.<sup>55</sup> In dem eingangs zitierten Brief an Erika Mann wird er im Zusammenhang mit der Prüfungsarbeit als ihr „Retter“ genannt.<sup>56</sup>

Mit dem Text *Lob der Freiheit*, der im April-Heft 1931 des *Zürcher Student* erschien, verabschiedete sich Annemarie Schwarzenbach von der Universität Zürich.<sup>57</sup> Ihre letzten Semester an der Universität fielen also mit ihrem öffentlichen Eintritt in die literarische Szene zusammen, der mit der Bekanntschaft mit Erika und Klaus Mann und auch ab Herbst 1930 mit Ruth Landshoff-Yorck (1909–1966), mit der ersten öffentlichen Lesung und der Arbeit an ihrem Debut-Roman *Freunde um Bernhard* zu datieren ist. Mit ihren

Aufenthalt in Berlin ab September 1931 und der Niederschrift des zweiten Romans, der 1933 bei Rowohlt verlegt *Lyrischen Novelle*, werden ihre literarischen Arbeiten dann eine markante Weiterentwicklung erfahren.

### Der hier erstmals gedruckte Text

von Annemarie Schwarzenbach über Georg Trakl findet sich im Staatsarchiv des Kantons Zürich (Archiv der Universität Zürich, Sign. U 109e. 30). Er umfaßt 30 handschriftliche durchgezählte Seiten auf 30 karierten Blättern im Format A3, die jeweils nur zur Hälfte und auf der Vorderseite beschrieben sind.

Der Text folgt in Wortlaut und Interpunktion dem Original. Offensichtliche Schreibfehler werden stillschweigend korrigiert, aber Korrekturen und verworfene Formulierungen aufgenommen und per Durchstreichung (~~über~~) markiert. Leerzeilen werden übernommen.

Unterstreichungen des Originals sind durch *Kursivierung* wiedergegeben.

Annemarie Schwarzenbachs Trakl-Zitate sind ausnahmslos überprüft, Schreibfehler darin wurden korrigiert. Ausgenommen davon ist die Grossschreibung von (Possessiv-) Pronomen in den Zitaten, die übernommen wurde (vgl. dazu den Kommentar in den Anm. 65, 76, 98). Annemarie Schwarzenbachs Doppel-s-Schreibung in den Zitaten wurde belassen und nicht nach den Vorlagen durch „ß“ korrigiert. Die Zitate sind im Original z.T. eingerückt, stets aber mit jeweils neuer Zeile gekennzeichnet; sie werden hier einheitlich eingerückt und durch kleinere Satztype hervorgehoben.

Die römisch gezählten Fußnoten stammen von Annemarie Schwarzenbach; im Original sind sie auf jeder Seite mit x, xx, xxx durchgezählt.

Die arabisch gezählten Fußnoten stammen von den Herausgebern.

Nicht mitaufgenommen wurden die Zusätze und Korrekturen Robert Faesis.

Die Prüfungsunterlagen für Annemarie Schwarzenbach wurden am 25.2.1931 ausgestellt und laut Poststempel am 15.3.1931 abgeschickt; die Aufgabenstellung ist datiert: Zürich, den 7. IV. 1931 (siehe die Faksimiles). Der genaue Text für die Aufgabenstellung lautet:

Georg Trakl  
von Annemarie Schwarzenbach  
Thema  
für die Hausarbeit  
von Frl. Annemarie Schwarzenbach  
aus 1. Nf. Deutsche Literatur seit Goethes Tod  
Georg Trakl  
Zeit 3 Tage  
Zürich, den 7.IV. 1931  
Der Prüfende: sig. R. Faesi  
Der Dekan: Karl Meyer

## Der Arbeit beizulegen.

Für ihre Arbeit hat Annemarie Schwarzenbach ausweislich ihrer Fußnoten folgende Literatur benutzt, die hier in bibliographisch vollständiger Zitation aufgelistet ist:

- Hans Urs Balthasar: Geschichte des eschatologischen Problems in der modernen deutschen Literatur. Zürich 1930.
- Gottfried Benn: Heinrich Mann zu seinem 60. Geburtstage. In: Die Literarische Welt 7, 1931, H. 13, S. 1-2 u. 8.
- Erhard Buschbeck: Georg Trakl. Berlin 1917.
- Herbert Cysarz: Von Schiller zu Nietzsche. Hauptfragen der Dichtungs- und Bildungsgeschichte des jüngsten Jahrhunderts. Halle/S. 1928.
- Albert Ehrenstein: Georg Trakl. In: Die weißen Blätter 2, 1915, H. 1, S. 132-133.
- Emil Ermatinger: Die deutsche Lyrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Herder bis zur Gegenwart. Zweiter Teil. Vom Ausgang der Romantik bis zur Gegenwart. Berlin 1921.
- Erich Katzenstein: Das Sinnesleben eines Dichters (Georg Trakl) von Walther Riese. [Rez.] In: Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie 26, 1930, H. 1, S. 141-142.
- Hans Naumann: Die deutsche Dichtung der Gegenwart 1885-1923. Stuttgart 1923.
- Walther Riese: Das Sinnesleben eines Dichters. Georg Trakl. Stuttgart 1928.
- Derselbe: Vincent van Gogh. Ein Beitrag zum Problem der Beziehung zwischen Kunstwerk und Krankheit München 1926 (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens 125).
- Georg Trakl: Letztes Gedicht. In: Österreichischer Almanach auf das Jahr 1916. Hg. v. Hugo von Hofmannsthal. Leipzig o.J., S. 174-175.

Die Autoren danken für die Erteilung der Abdruckgenehmigung dem Staatsarchiv des Kantons Zürich, insbesondere Herrn Hans Ulrich Pfister für seine freundliche Unterstützung unseres Vorhabens. Ihr weiterer Dank gilt Dr. Heinzpeter Stucki vom Universitätsarchiv Zürich, Ursus Brunold vom Staatsarchiv Graubünden, dem Schweizerischen Literaturarchiv (Bern), der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich sowie Dr. Alexis Schwarzenbach (Zürich).

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> „Wir werden es schon zuwege bringen, das Leben.“ Annemarie Schwarzenbach an Erika und Klaus Mann. Briefe 1930-1942. Hg. v. Uta Fleischmann. Pfaffenweiler 1993, S. 51.
- <sup>2</sup> Vgl. auch Tagebucheintrag der Grossmutter Clara Wille-von Bismarck vom 7. April 1931: „Annemarie in's Examen & bleibt 4 Tage in Zürich bei Erna Mende. Die Berliner Tage & vorher Reise eventuell mit Frl. [Hanna] Kiel alles in Ordnung –!“ Archiv Alexis Schwarzenbach, Zürich.
- <sup>3</sup> Annemarie Schwarzenbach an Erika Mann, 9.4.1931 (Anm. 1), S. 51.
- <sup>4</sup> Vgl. Alexis Schwarzenbach: Die Geborene. Renée Schwarzenbach-Wille und ihre Familie. Zürich 2004.
- <sup>5</sup> Schwarzenbach bestand die Maturitätsprüfung Typus B am 29. Oktober 1927 an der Kantonsschule Chur. Vgl. Maturitätsprotokoll der Graubündner Kantonsschule Chur, Staatsarchiv Graubünden, CB III 581/5.
- <sup>6</sup> Die Immatrikulation erfolgte am 2. resp. 3.11.1927. Vgl. Anmeldeformular, Staatsarchiv Zürich, UU 24 61 sowie das *Abgangszeugnis* vom 20.10.1928 im Nachl. Annemarie Schwarzenbach im Schweizerischen Literaturarchiv Bern (SLA).
- <sup>7</sup> So Annemarie Schwarzenbach in ihrem *Lebenslauf* in ihrer Dissertation: Beiträge zur Geschichte des Oberengadins im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit. Phil. Diss., Zürich 1931, S. [187].
- <sup>8</sup> Ebenda.

- <sup>9</sup> Vgl. den Erstdruck einer dieser Erzählungen: Annemarie Schwarzenbach: Pariser Novelle. In: Jahrbuch zur Kultur und Literatur der Weimarer Republik 8, 2003, S. 11-35; vgl. dazu Walter Fähnders: „Die Geschichte die ich erzählen will“. Zum Erstdruck von Annemarie Schwarzenbachs ‚Pariser Novelle‘, ebenda, S. 37-65.
- <sup>10</sup> Brief vom 24.2.1929, Nachl. Ernst Merz im SLA; Hervorhebungen im Original.
- <sup>11</sup> Erneute Immatrikulation am 7.10.1929, vgl. Anmeldeformular Staatsarchiv Zürich, UU 24 65.
- <sup>12</sup> Mit Burckhardt führte Annemarie Schwarzenbach bis zu ihrem Tode eine ausgedehnte Korrespondenz. Ihre 27 an ihn überlieferten Briefe erscheinen, ediert und kommentiert von Andreas Tobler, erstmals in dem Sammelband *Annemarie Schwarzenbach*, den Walter Fähnders und Sabine Rohlf 2005 im Aisthesis Verlag, Bielefeld, herausgeben.
- <sup>13</sup> Emil Ermatinger: Die deutsche Lyrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Herder bis zur Gegenwart. Erster Teil. Von Herder bis zum Ausgang der Romantik. Zweiter Teil. Vom Ausgang der Romantik bis zur Gegenwart. Berlin 1921.
- <sup>14</sup> Ebenda, S. 277.
- <sup>15</sup> Ebenda, S. 278.
- <sup>16</sup> Ebenda.
- <sup>17</sup> Ebenda, S. 280.
- <sup>18</sup> Unveröffentlichter Brief Annemarie Schwarzenbachs an Erika Mann [November 1930] aus dem Nachlass Erika Manns, Monacensia München. Zitiert nach der Kopie aus dem SLA. Vgl. dazu auch den Kommentar von Robert Faesi in: Thomas Mann/Robert Faesi: Briefwechsel. Zürich 1962, S. 20. Dort heisst es: „Gegen Ende des Jahres [1930] [...] hatten wir in Zollikon für eine Reihe von Tagen Klaus Mann beherbergt, der sich zugleich mit seiner Schwester Erika in Zürich tummelte und mit meinen Stieföhnen Eduard und Heinrich Fueter freundschaftlich verkehrte. Irre ich mich nicht, so ging es um den Start des Cabarets ‚Pfeffermühle‘.“ Hier irrt sich Faesi: Der Start der *Pfeffermühle* in der Schweiz war erst im Oktober 1933. Vgl. auch die Dankesbriefe Klaus Manns an Robert Faesi, Nachl. R. Faesi, Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich, 237.4.
- <sup>19</sup> Robert Faesi: Rainer Maria Rilke. Mit einer Rilke-Bibliographie von Fritz Adolf Hünich. Zürich 1919; ders./Eduard Korrodi: Das poetische Zürich. Zürich 1919; ders.: Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig 1925.
- <sup>20</sup> Robert Faesi: Spitteler und George. In: Dichtung und Volkstum [=Euphorion] 35, 1934, S. 219-247.
- <sup>21</sup> Ebenda, S. 220 u. 221.
- <sup>22</sup> So die Kapitelüberschriften, ebenda, S. 221 u. 224.
- <sup>23</sup> Ebenda, S. 245; wenn Faesi in einem *Nachwort* zu seinem Artikel schreibt, „daß der Umschwung in Deutschland für George neue fesselnde, ergiebige, wenn auch noch nicht deutlich absehbare Perspektiven eröffnet hat“ (ebenda, S. 247), so zeigen diese Formulierungen paradoxerweise eine Nähe zum Nationalsozialismus, die Stefan George so sicher nicht teilte, wie das vergebliche Werben der Nazis um ihn vor seinem Tode im Dezember 1933 belegt.
- <sup>24</sup> Zur Lage der Literaturwissenschaft in der Schweiz vgl. Ursula Amrein: Diskurs der Mitte. Antimoderne Dichtungstheorien in der Schweizer Germanistik vor und nach 1945. In: IASL 26, 2001, Nr. 1, S. 36-57 sowie den Sammelband: Schreiben gegen die Moderne. Hg. v. Corina Caduff/Michael Gamper. Zürich 2001. Dort v.a. den Beitrag von André Bucher: Zur Rezeption der klassischen Moderne in der Schweizer Germanistik. Untersuchungen zu Ermatinger, Faesi, Muschg und Staiger, S. 65-83.
- <sup>25</sup> Walter Benjamin: Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft (1931). In: Ders.: Gesammelte Schriften. Hrsg. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. 7 Bde. Frankfurt/M. 1972-1989. Bd. III, S. 283-290, hier S. 286; Benjamin bezieht sich auf: Philosophie der Literaturwissenschaft. Hg. v. Emil Ermatinger. Berlin 1930.
- <sup>26</sup> Ebenda, S. 287.
- <sup>27</sup> Zentralbibliothek Zürich, Nachl. Robert Faesi 119.
- <sup>28</sup> Brief von Annemarie Schwarzenbach an Faesi vom 19.11.1930; Zentralbibliothek Zürich, Nachl. R. Faesi 252.19.
- <sup>29</sup> Vgl. Annemarie Schwarzenbach an Erika Mann, 23.11.1930, in „Wir werden es schon zuwege bringen, das Leben.“ ( Anm. 1), S. 25.
- <sup>30</sup> Diese Arbeit ist ohne Angaben zur Verfasserin im Nachlass Faesi 128 erhalten. Das Thema, die Einrichtung der Arbeit, vor allem die Zitierweise und die wenigen handschriftlichen Korrekturen lassen die Autorschaft von Annemarie Schwarzenbach als sehr wahrscheinlich annehmen.

- <sup>31</sup> Klaus Mann: Über Georg Trakl (1924). In: Ders.: Die Neuen Eltern. Aufsätze, Reden, Kritiken 1924–1933. Hrsg. v. Uwe Naumann/ Michael Töteberg. Reinbek 1992, S. 22–23, hier S. 22.
- <sup>32</sup> Ebenda, S. 23.
- <sup>33</sup> Nach Informationen von Heinzpeter Stucki, Archivar der Universität Zürich vom 19.5.2004 an die Verf. mussten zur Anmeldung für die Abschlussprüfungen lediglich „genügende Zeugnisse über ein Fachstudium von mindestens sechs Semestern“ (davon mindestens zwei in Zürich) nachgewiesen werden können.
- <sup>34</sup> Die am 26.4.1931 angenommene Arbeit wurde bei dem Historiker Prof. Dr. Karl Meyer (1885–1951) geschrieben. Das dreiseitige Gutachten (10.4.1931) über die Arbeit der „vielfältig begabten und interessierten Autorin“ befindet sich ebenfalls im Staatsarchiv Zürich. Meyer lobt vor allem den Umgang mit den verschiedenen Quellen und sieht in der Dissertation „einen sehr erwünschten Beitrag insbes. zur Wirtschaftsgeschichte eines alpinen Hochtales. Stilistisch hätte diese Verfasserin ihre Arbeit noch eleganter durchführen können.“ Eine zeitgenössische Rezension von Ulrich Stutz erschien in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte (Germanistische Abteilung) 53, 1933, S. 449–450. Der Rezensent hält in seiner Besprechung einige sachliche Fehler fest, lobt dann aber – wie schon Meyer – das Kapitel der „tüchtige[n] Arbeit“ über die Herberge, Hospize und Susten (S. 120ff.). Die Arbeit wird auch heute noch in der einschlägigen Forschung zitiert (vgl. Kurt Wanner/Marianne Breslauer: „wo ich mich leichter fühle als anderswo“. Annemarie Schwarzenbach und ihre Zeit in Graubünden. Chur 1997, S. 21–23). Die am 4.1.1932 verliehene Doktorwürde bekannt gegeben in: Amtliches Schulblatt des Kanton Zürich XLVII, 1932, Nr. 2 (1. Februar), S. 64.
- <sup>35</sup> Die Klausurarbeit zum Thema „Das spanisch-habsburgische System: Sein Kampf gegen Frankreich u. den Protestantismus unter Karl V. u. Philipp II.“ wurde am 13.4.1931 bei Ernst Gagliardi (1882–1940) geschrieben.
- <sup>36</sup> Im Umschlag mit der Signatur U 109e.30 befinden sich neben den beiden Prüfungsarbeiten ein Gesuch zur Prüfungsanmeldung an den Dekan Karl Meyer vom 21.2.1931, ein Empfangsschein der Prüfungsgebühr der Universitätskanzlei vom 24.2., eine ‚ehrenwörtliche‘ Erklärung die Dissertation ohne Beihilfe abgefasst zu haben, das Gutachten zur Dissertation von Karl Meyer vom 10.4., das Manuskript des in der gedruckten Dissertation aufgenommenen Lebenslaufs.
- <sup>37</sup> An Erika Mann, 18.11.1930, in „Wir werden es schon zuwege bringen, das Leben.“ ( Anm. 1), S. 22.
- <sup>38</sup> Neue Zürcher Zeitung, 13.10.1929, Nr. 1962.
- <sup>39</sup> Vgl. die diesbezüglichen Nachweise in der Bibliographie der Schriften von Annemarie Schwarzenbach, die Walter Fähnders, Dominique Laure Miermont und Roger Perret 2005 in dem Sammelband *Annemarie Schwarzenbach* veröffentlichten (Anm. 12).
- <sup>40</sup> Neue Zürcher Zeitung, 20.4.1930 (2. Sonntagsausgabe), Nr. 769, Bl. 8
- <sup>41</sup> Vgl. das Sitzungsprotokoll des Grossen Studentenrates der Universität v. 27.5.1930, Sitzungsprotokolle des Grossen Studentenrates 1929–1934, Staatsarchiv Zürich, W II 12 - 510.3.
- <sup>42</sup> Vgl. die Vortragslisten in: Hans Erb: Geschichte der Studentenschaft an der Universität Zürich 1833–1936. Zürich 1937, S. 781–782 sowie das Kapitel über den Vortragsauschuss, ebenda, S. 514–523.
- <sup>43</sup> E.F.: Vortragsausschuss. Wandlungen und Versuche in den Vortragsveranstaltungen. In: Zürcher Student 1930, H. 5, S. 177–179. Für das Wintersemester 1930/31 wurde als Ersatz für Eduard Fueter dessen Bruder Heinrich (1911–1979) in die Vortragskommission gewählt, vgl. Sitzungsprotokoll des Grossen Studentenrates der Universität Zürich v. 29. Oktober 1930, Sitzungsprotokolle des Grossen Studentenrates 1929–1934, Staatsarchiv Zürich, W II 12 - 510.3. Ebenfalls nicht mehr dabei war Carl Spycher. Der Versuch, thematische Vortragszyklen einzurichten, wird im Mai 1931 von der folgenden Kommission „im Einverständnis“ mit den ehemaligen Mitgliedern der vergangenen Semester als gescheitert betrachtet und aufgegeben. Vgl. Zürcher Student 1931, H. 2, S. 58.
- <sup>44</sup> Ebenda, S. 178.
- <sup>45</sup> Vgl. dazu Georg Thürer: Universitätswoche. In: Zürcher Student 1930, H. 6, S. 194–202, sowie Hans Erb (Anm. 42), S. 518.
- <sup>46</sup> Ebenda, S. 179.
- <sup>47</sup> Brief an Erika Mann v. Anfang Oktober 1930, in: „Wir werden es schon zuwege bringen, das Leben“ (Anm. 1), S. 19.
- <sup>48</sup> Aussage Erika Manns vom 20.11.1934, Dossier Erika Mann, Stadtpolizei Zürich, V.E. c. 63, Akten Archiv 341, S. [2].

- <sup>49</sup> Annemarie Schwarzenbach: Klaus und Erika Mann. In: Neue Zürcher Zeitung, 19.12.1930, Morgenausgabe, Nr. 2503, Bl. 3.
- <sup>50</sup> Brief an Erika Mann v. 20.11.1930, in: „Wir werden es schon zuwege bringen, das Leben“ (Anm. 1), S. 31.
- <sup>51</sup> Nach Informationen von Ursula v. Schulthess, Archivarin der *Association Internationale des Lyceum Clubs* an die Verf. vom 24.11.2004 konnte in ihren Beständen eine Lesung von Annemarie Schwarzenbach nicht nachgewiesen werden.
- <sup>52</sup> Brief an Erika Mann v. 28.10.1930, in: „Wir werden es schon zuwege bringen, das Leben“ (Anm. 1), S. 27.
- <sup>53</sup> Brief an Erika Mann v. 31.10.1930, ebenda, S. 28.
- <sup>54</sup> Vgl. ihre Briefe an Carl J. Burckhardt (Anm. 12).
- <sup>55</sup> Vgl. die Bibliographie der nachweislich benutzten Literatur Annemarie Schwarzenbachs am Ende dieses Kommentars.
- <sup>56</sup> Vgl. Annemarie Schwarzenbach an Erika Mann, 9.4.1931, in: „Wir werden es schon zuwege bringen, das Leben“ (Anm. 1), S. 51. Dort heisst es auf die bereits zitierte Briefstelle: „Mein Thema heisst ‚Georg Trakl‘ u. ist fesselnd u. hübsch. Dank [Hanna] Kiel nämlich durch welche ich in Dr. Katzenstein (erinnerst Du Dich an ihn) einen ersten Retter fand.“
- <sup>57</sup> Vgl. Zürcher Student 1931, H. 1, S. 13-15.

# Georg Trakl

von Annemari Schwarzenbach

Thema

für die Klausurarbeit - Klausurarbeit

von ~~Herrn~~ Frä. Annemari Schwarzenbach  
aus 1. Kf. Datsch abbrechen seit Vorkursstud

Georg Trakl

Zeit 3 Tage

Zürich, den 7. 11. 1991

Der Prüfende: J. J. J. J.

Der Dekan: K. K. K.

Der Arbeit beizulegen.

# Georg Trakl.

## Von Annemarie Schwarzenbach

Aus dem Nachlass herausgegeben von  
Walter Fähnders und Andreas Tobler

### Vorbemerkung.

Georg Trakl hat früh das Interesse nicht nur der Literaturhistoriker, sondern auch der Ärztkreise erregt. Die aufschlussreichste Untersuchung bietet Dr. W. Riese: „Das Sinnesleben eines Dichters. Georg Trakl“ (Stuttg. 1928).<sup>1</sup> Eine Rezension dieser Arbeit von Dr. Erich Katzenstein findet sich im „Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie“ Bd. XXVI Heft 1, 1930.<sup>2</sup> In den Literaturgeschichten von Naumann, Walzel, Wiegler (Bd. II)<sup>3</sup> sowie im 2. Teil der „Deutschen Lyrik“ von Prof. Ermatinger wird Trakl mehr oder weniger eingehend gewürdigt.<sup>4</sup> Aufschlussreich sind die Bemerkungen über Trakl in dem Buch von Herbert Cysarz: „Von Schiller zu Nietzsche“<sup>5</sup> sowie die Zürcher Dissertation von Hans Urs Balthasar.<sup>6</sup> Erhard Buschbeck schrieb ein kleines Büchlein: „Georg Trakl“ (Berlin 1917)<sup>7</sup>, von Albert Ehrenstein findet sich ein kleiner Aufsatz über Trakl in den „Weissen Blättern“ (1915, Heft 1, S. 132).<sup>8</sup>

Das *Brenner Jahrbuch* (Herausgeber Ludw. Ficker) und das von Hans Limbach herausgegebene „*Gedenkbuch*“ (Im Brenner Verlag Innsbruck) konnten von mir leider nicht benutzt werden.<sup>9</sup>

### Georg Trakl.

Georg Trakls durchaus tragische Gestalt gehört in den Zusammenhang der Jahre vor dem Weltkrieg: in jene Zeit der Vorbereitung, des wankenden Gefühls, der zum Sturze reifen Ordnung, des Ausbruchs sodann und grossen Niedergangs. Als das Ringen anhub, schrieb Trakl seine letzten Gedichte.

Er ist nur 27 Jahre alt geworden, kaum hat er ein reifes Alter erreicht. Es haftet ihm etwas von der Schwermut jener Frühvollendeten an, deren weitere Zukunft und Entwicklungsmöglichkeit wir nur zögernd ermessen möchten, seine Entwicklung scheint einem frühen Tod entgegen zu eilen.

Nicht zufällig stammt auch Trakl, wie Rilke und Hofmannsthal, aus Österreich, dessen schwermütig dekadente Todesnähe sich seit den Tagen Metternichs in einem langsamen Stagnationsprozesse zu seinem kennzeichnenden Wesen ausgebildet hat.

„Ein empfindsamer Knabe wächst in der alten Stadt auf“<sup>1</sup> – wir fühlen uns an Malte Laurids Brigge erinnert, und wie für Brigge wird für Georg Trakl der Verfall, die Todesnähe das erste tiefe Erlebnis. Die „alte Stadt“ ist Salzburg, wo Trakl 1887 als Sohn eines „stammfesten Schwaben voll deutscher Innigkeit“<sup>10</sup> und einer Mutter mit

---

<sup>1</sup> Erhard Buschbeck, „Georg Trakl“, Berlin 1917 [, S. 1.]

slawischem Bluteinschlag geboren wurde. Barock und erstorbene Fürstenherrlichkeit, abseits dämmerndes Bürgertum, idyllische österreichische Landschaft – dies waren die Eindrücke seiner Kindheit.

Er wurde Apotheker und lebte als solcher in Innsbruck. Die Grosstadt hasst er, Riese<sup>ii</sup> berichtet:

„Schon nach 3 Tagen verliess er fluchtartig Wien, die Grosstadt, wo es ständig galt, sich durchzusetzen gegen bedrängende und hässliche Gewalten ...“<sup>11</sup>

Er ist ein einsamer und weltfremder Mensch. Die Namen Dostojewski, Rimbaud, Hölderlin sind seine geistigen Erlebnisse. „[G]eradezu der österreichische Rimbaud“ sagt Herbert Cysarz<sup>iii</sup> von ihm. Die Analogie jener französischen Rimbaud-Verlaine-Beaudelaire und des österreichischen „Verfallstypus“ drängt sich auf. Mahrholdt erzählt über von Trakl, er sei oft stundenlang still dagesessen, um dann wie aus tiefem Nachsinnen plötzlich aufzulachen.<sup>12</sup>

Und sein Freund Buschbeck, mit welchem er in Briefwechsel stand, schreibt:

„Bei *Trakl* trat ein Sichfernhalten, ein scheues Absonderungsbedürfnis zutage...“<sup>13</sup>

Hans Limbach schreibt im „Gedenkbuch“, seine Gesichtszüge seien derb gewesen wie die eines Arbeiters, doch betont er:

„Trotzdem prägte sich in seiner Erscheinung etwas ungemein Würdiges aus.“<sup>14</sup>

Ähnlich berichtet Ludwig Ficker an Riese:

„So dürrtüg und abgetragen seine Kleidung war, inwendig oft mit ganz zerfetztem Futter – jeder Ausbesserung widersetzte er sich mit Humor –, so würdig, fast soigniert, wusste er sie und sich zu tragen, und wenn in Gesellschaft – wohlgemerkt in *jeder* Gesellschaft – etwas an ihm auffiel, so war es diese Sicherheit und ungezwungene Vornehmheit seiner Haltung ...“<sup>15</sup>

Trakls Humor wird oft hervorgehoben, auch hierin ist er ganz Österreicher.<sup>iv</sup>

Ludwig Ficker war Trakls bester Freund. Mehrere seiner Gedichte sind ihm gewidmet. Ficker danken wir die aufschlussreichsten Berichte über Trakl, über sein sonderbares Verhalten und besonders über die letzte unglückliche Episode seines Lebens.

---

<sup>ii</sup> Dr. med. W. Riese: Das Sinnesleben eines Dichters – Georg Trakl. (Stuttgart 1928)

<sup>iii</sup> Herbert Cysarz: Von Schiller zu Nietzsche. (Halle 1928) [ S. 350.]

<sup>iv</sup> Diese sowie die vorangegangenen Zitierungen von Buschbeck und Limbach nach Riese.

Ich nenne Trakls Verhalten „sonderbar“: Viele Zeugnisse deuten auf eine abnorme Empfindsamkeit und Verletzlichkeit, welche die Ursache seiner Einsamkeit war. Sein eben charakterisiertes sicheres Auftreten scheint eine Art von Selbstschutz gewesen zu sein. Trakl selbst hat jenen Ausspruch Bettinas gekannt und nach Fickers Zeugnis häufig wiederholt: Dass „der umnachtete *Hölderlin* den Eindruck gemacht habe, als trage er seinen stillen Wahnsinn wie eine Maske gegen die Welt.“<sup>16</sup> Seine Fremdheit und Verängstigung unter den Menschen erinnert an das Schicksal Kaspar Hausers. Er hat dies selbst empfunden, nicht zufällig schrieb er ein „Kaspar Hauser Lied“ und in einem Brief an Buschbeck findet sich der Ausspruch:

„Wozu die Plage. Ich werde endlich doch immer ein armer Kaspar Hauser bleiben.“<sup>v</sup>

Trotz dieser empfindsamen Einsamkeit und der strengen Abgrenzung seines Wesens wirkte war Trakl nicht als ~~Sonderling~~ von Natur zum Alleinsein geneigt. Wie gesagt, Zurückhaltung und Verschliessung waren Notwehr seines zu leicht verletzlichen ~~Natur~~ Wesens.

Haben wir nicht häufig genug Gelegenheit zu beobachten, dass ein solches Verhalten Zeugnis nicht für den Mangel, sondern für die Überfülle der Empfindung ist?

Scheut sich nicht gerade der von Gefühlen Erschütterte vor einer Preisgabe? Was hätte ein innerlich kühler oder leerer Mensch denn preiszugeben?

Dass Georg Trakl bei Menschen aus unteren Ständen, mit welchen er in Berührung kam, beliebt war, ja geliebt wurde, spricht für die Güte seines Wesens.

„Da er allen menschlich nahe war, bewegte er sich ebenso ungezwungen unter Offizieren und Künstlern wie unter Arbeitern und Bauern, sprach mit der gleichen Freundlichkeit zum Dienstmädchen und zur Dirne.“<sup>vi</sup>

Sein Bursche Matthias Roth hat ihn mit rührender Anhänglichkeit geliebt. Er ~~war~~ schreibt: „Ich denke immer und immer an meinen Werthen lieben guten Herrn ...“<sup>vii</sup> und braucht selbst den Ausdruck „brüderlich“ für um Trakls Verhalten ihm gegenüber zu kennzeichnen. Dieses Wort im Munde des einfachen Mannes ist schlicht und ergreifend.

Wie den einfachen Menschen, so wendet sich Trakl auch den Tieren zu. Erhard Buschbeck erzählt, ein Freund habe Trakls Hund auf das Eis gelockt, das Tier brach ein und wurde nur mit Mühe gerettet. Trakl war masslos bestürzt und ausser sich und hat dem Freund nie verziehen.<sup>17</sup>

---

<sup>v</sup> zitiert bei Riese [, S. 43].

<sup>vi</sup> Nach *Mahrholdt* [, Erwin: Der Mensch und der Dichter Georg Trakl. In: Erinnerung an Georg Trakl. Innsbruck: Brenner Verlag 1926, S. 49] in der Zitierung bei *Riese* [, S. 42].

<sup>vii</sup> Alb. Ehrenstein: Georg Trakl (Die Weissen Blätter 1915, Heft 1 [, S. 133])

Solche Episoden geben uns ein deutliches Bild des Jünglings Trakl. Die Neigung zum Primitiven, zu den elementar Fühlenden findet sich häufig vereint mit der intensiven, leicht zu erschütternden Psyche überfeinerer Naturen. Es ist als ahnten sie die Notwendigkeit einer Heilung, ihre gespannten Nerven sehnen sich nach Ruhe und natürlicher Einfachheit. Das „Zurück zur Natur“ Jean Jacques Rousseaus klingt hier in gewandelter Form an.

Es vervollständigt nur das Bild, wenn wir sagen dass Georg Trakl wenig Beziehungen zu Frauen hatte. „[S]elbst zur *Hingabe verurteilt*, ‚erobert‘ *Trakl niemals ein Weib*.“<sup>VIII</sup> Man streitet sich darüber, ob Trakl homosexuell gewesen sei. Viele seiner Gedichte und das ästhetische Wohlgefallen an der Gestalt des Knaben Elis sprechen dafür:

„Du aber gehst mit weichen Schritten in die Nacht,  
Die voll purpurner Trauben hängt  
Und du regst die Arme schöner im Blau.“

...

„Dein Leib ist eine Hyazinthe“

(An den Knaben Elis)<sup>18</sup>

~~Doch ist~~ Die Freude an der schönen menschlichen Erscheinung ist bei einem sinnlich so ausserordentlich begabten Menschen wie Trakl selbstverständlich. Es bleibt die Tatsache, dass er neben seiner Schwester keine andere Frau geliebt hat. Ihr galt seine zärtliche Fürsorge und tiefe Zuneigung, sie schien ihn zu beruhigen, ihm Mutter und Geliebte zu ersetzen. Sollte dieses Verhältnis unbegreiflich oder gar anstosserregend sein? Ist das gemeinsame Blut, die gemeinsame Jugend nicht ein Schutz und gleichsam ein Ruhepunkt für den von der Wirklichkeit Bedrängten, von der Fülle der Welt Bestürzten und Geängstigten?

Er ist – man muss es betonen – ein leidender und zerrissener Mensch. Er leidet an der sinnlichen Welt weil er sie liebt, er ist zerrissen weil Liebe verletzlich macht: er schwankt zwischen Hingabe und Bewahrung. Wieder wirft eine kleine Episode, von Buschbeck berichtet, ein Licht auf diese Seite seines Wesens:

„Als einmal daherkommende Leute sein nächtliches Gespräch mit dem Zorn in sich wirklich und persönlich nehmen, ihn zur Rede stellen und einen Schlag versuchen, droht er wahnsinnig zu werden. Man hatte gewagt, seinen Körper zu berühren ...“<sup>19</sup>

---

<sup>VIII</sup> Riese S. 45

Eine solche Angst vor körperlichen Berührung ist beinahe ein Krankheitssymptom. Die leidende Offenheit seiner Sinne, die von Riese hervorgehobenen und sorgfältig belegten Synästhesien, auch die Angstzustände die von ihm berichtet werden kommen überzeugend hinzu.<sup>IX</sup>

Beinahe mit Notwendigkeit wendet sich die Neigung der eigenen Schwester zu. Hier ist das qualvolle Schwanken zwischen Hingabe und Bewahrung aufgehoben, hier heisst Sichhingeben zugleich Heimkehren zu sich selbst, zu den Ursprüngen, aus denen man hervorging.

Aber zu einer Harmonie ist Trakl auch durch seine Schwester nicht gelangt. Es sind zu wenig Zeugnisse vorhanden um ein Urteil zu ermöglichen. Hat er das Verhältnis zu ihr als unnatürlich und schuldvoll empfunden? Oder war er zu krank, dem Wahnsinn zu nahe? War ihm nicht zu helfen?

Diese Frage stellt sich noch einmal dringender und unausweichlich bei den Berichten über Georg Trakls Tod. Ich sagte es eingangs: Er eilt dem Tod entgegen, seine Gedichte „waren eine Todesahnung“:<sup>X</sup> „Überall umschattet ihn der Tod.“<sup>XI</sup> Aber er hat sich nach dem Sterben nicht gesehnt, es war nicht Liebe zum Tod, sondern Angst und Vorahnung welche sich in seinen Gedichten verriet. Wie vielen Anderen seiner Generation, wie Georg Heym, Oskar Loerke, Ernst Stadler, war auf für Trakl der Ausbruch des Weltkriegs das entscheidende Ereignis; untrennbar ist der junge Expressionismus, das Aufbrechen einer neuen geistigen Welt verbunden mit dieser gewaltigsten und grauenhaftesten Erschütterung. - Trakl war als Sanitätsleutnant einer Kolonne zugeteilt worden. Nach der Schlacht bei Grodek (in Galizien) ist er allein mit 90 Schwerverwundeten in einer Scheune. Sein eigener Bericht, welcher sich in dem Büchlein von Riese findet<sup>20</sup>, und die knappe Darstellung bei Buschbeck<sup>21</sup> geben die grauenvolle Situation wieder, welche seine ohnehin schon überlasteten Nerven vollends erschütterte. Man verhinderte ihn am Selbstmord. Zwei Wochen später wird Trakl zu ärztlicher Überwachung nach Krakau geschickt. In der dumpfen Gefangenschaft seiner Zelle wird er von Wahnvorstellung befallen, er fürchtet man wolle ihn vor Kriegsgericht stellen. Einem Freund schreibt er:

„Meine Gesundheit ist wohl etwas angegriffen, und ich verfallere recht oft in eine unsägliche Schwermut ...“<sup>XII</sup>

Trakl hat schon früher Gift zu sich genommen, wie er sich auch, um den Sturm der Eindrücke zu entfliehen, zeitweise dem Alkohol ergab.

---

<sup>IX</sup> Für das Krankheitsbild Trakls, welches hier nur angedeutet werden kann, sei auf die auf S. 2 [vgl. Anm II] zitierte Untersuchung von Riese hingewiesen.

<sup>X</sup> Alb. Ehrenstein [: Georg Trakl, S. 132.]

<sup>XI</sup> Ermatinger, Die deutsche Lyrik, 2. Teil S. 280 (Berlin u. Leipzig. 1921)

<sup>XII</sup> Alb. Ehrenstein [: Georg Trakl, S. 133.]

Es ist sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht nachzuweisen, dass er sich durch eine zu grosse Dosis Veronal vergiftet hat. Er starb in der Nacht vom 3. auf den 4. November 1914.

Georg Trakls Werke umfassen neben einem kurzen Prosastück „Offenbarung und Untergang“<sup>22</sup> zwei Bändchen Gedichte. Das erste erschien 1913 unter dem Titel „Gedichte“ in der Sammlung „Der jüngste Tag“<sup>23</sup>, das zweite, „Sebastian im Traum“<sup>24</sup>, erschien 1915. Das genannte Prosastück gehört in diese Sammlung.<sup>xiii</sup> Eine Gesamtausgabe von Trakls Dichtung erschien wie auch die beiden Einzelausgaben bei Kurt Wolff in München.<sup>25</sup> Ohne Schwierigkeit kann man Trakls Gedichte in verschiedene Gruppen teilen, seine frühere Periode trennt sich deutlich von dem, was er einige Jahre später produziert, und die letzten Kriegsgedichte vollends unterscheiden sich schon rein motivisch von den vorangegangenen.

Liest man aber das Gesamtwerk Trakls – der geringe Umfang erlaubt es, dies in einem kurzen Zeitraum zu unternehmen – so überwiegt zunächst der Eindruck des Gemeinsamen und der einheitlichen Wirkung.

Beinahe jedes Gedicht erstaunt durch eine Fülle sinnlicher Wahrnehmungen. „*Nicht das Ausdrucksmässige, sondern das Eindrucks-mässige seiner Kunst überrascht.*“<sup>26</sup> (Riese) Es sei darum von vornherein gesagt, dass die Bezeichnung Trakls als einen „Expressionisten“ seiner Eigenart nicht gerecht wird.

Besonders seine früheren Gedichte stehen durchaus in der Nähe Hofmannsthals und Rilkes. Das drängt sich schon bei der ersten flüchtigen Lektüre auf:

(*Verklärter Herbst*)

«Gewaltig endet so das Jahr  
Mit goldnem Wein und Frucht der Gärten.  
Rund schweigen Wälder wunderbar  
Und sind des Einsamen Gefährten. ...»<sup>27</sup>

(*Winkel am Wald*) Oder:

«... Das Blau fliesst voll Reseden; in Zimmern Kerzenhelle.  
Bescheidenen ist ihre Stätte wohl bereitet.  
Den Saum des Walds hinab ein einsam Schicksal gleitet;  
Die Nacht erscheint, der Ruhe Engel, auf der Schwelle.»<sup>28</sup>

Fast jede Zeile gemahnt in Motiven und Bildern an Hofmannsthal'sche Lyrik.- Man

---

<sup>xiii</sup> Ebenso das Prosastück: „Verwandlung des Bösen“

vergleiche etwa die Verse:

„Mit goldenem Wein und Frucht der Gärten“

und

„Und süsse Früchte werden aus den herben“ (Ballade des äusseren Lebens)<sup>29</sup>

„Rund schweigen Wälder wunderbar

Und sind des Einsamen Gefährten“

„Und wie tief unten sich die Erde kühlte,

Das Dunkel aus den Tiefen aufwärts drang

Die Nacht das Laue aus den Wipfeln wühlte ...“ (Ein Traum von grosser Magie)<sup>30</sup>

Man vergleiche das „fliessende Blau der Reseden“ und das „Rot, das traumhaft dich erschüttert“<sup>31</sup> mit der „dämmernden Röte“<sup>32</sup> in Hofmannsthal's „Vorfrühling“<sup>33</sup>, den bewegt fliessenden Rhythmus eben dieses Gedichtes mit Trakls „Föhnwind“<sup>34</sup>, man beachte die weitgehende Motivverwandtschaft der beiden Dichter: „Brunnen“ – „blaue Flüsse“ – „Schiffe“ – „Kinder“ – „verwehtes, zerrüttetes Haar“ – „Abend“ – „Schwermut“ –

Man lese die beiden Gedichte „Romanze zur Nacht“<sup>35</sup> von Trakl, und „Vor Tag“<sup>36</sup> von Hofmannsthal: erwecken sie nicht, bei aller Verschiedenheit, dieselbe Stimmung eines Schlaflosen oder Fieberkranken, tröstlicher und sanfter bei Hofmannsthal, grausig-grotesker bei Trakl?

Ebenso zahlreich finden sich Ähnlichkeit und Anklänge an Rilke.

Der vierte Vers des Gedichtes „Die schöne Stadt“ könnte in Rilkes Mädchenliedern stehen:

„Mädchen stehen an den Toren,  
Schauen scheu ins farbige Leben.  
Ihre feuchten Lippen beben  
Und sie warten an den Toren.“<sup>37</sup>

Dazu eine Stelle aus einem Gedicht von Rilke:

„Alle Mädchen erwarten wen  
wenn die Bäume in Blüten stehen.“<sup>38</sup>

Und den Anfang von Trakls Gedicht:

„Im roten Laubwerk voll Gitarren  
Der Mädchen gelbe Haare wehen  
Am Zaun, wo Sonnenblumen stehen. ...“<sup>39</sup>

Fast willkürlich können wir eine Anzahl analoger Motive herausgreifen:

Trakl „Im Park“:

„Wieder wandelnd im alten Park,  
O! Stille gelb und roter Blumen.“<sup>40</sup>

Rilke „Vor dem Sommerregen“:

„Auf einmal ist aus allem Grün im Park  
man weiss nicht was, ein Etwas, fortgenommen; ...“<sup>41</sup>

Trakl „Der Gewitterabend“:

„O die roten Abendstunden!  
Flimmernd schwankt am offenen Fester  
Weinlaub wirr ins Blau gewunden, ...“<sup>42</sup>

Rilke „Es winkt zu Frühling fast aus allen Dingen“:

„O Haus, o Wiesenhang, o Abendlicht,“ ..<sup>43</sup>

Trakl „Rondell“

„Verflossen ist das Gold der Tage,  
Des Abends braun und blaue Farben:  
Des Hirten sanfte Flöten starben  
Des Abends blau und braune Farben  
Verflossen ist das Gold der Tage.“<sup>44</sup>

Rilke „Blaue Hortensie“:

„So wie das letzte Grün in Farbentiegeln  
sind diese Blätter, trocken, stumpf und rau,  
hinter den Blütendolden, die ein Blau / nicht auf sich tragen, nur von ferne  
spiegeln.“<sup>45</sup>

Trakl: „Sommersneige“:

„Der grüne Sommer ist so leise  
Geworden, dein kristallenes Antlitz.

Am Abendweiher starben die Blumen,  
Ein erschrockener Amselruf.“<sup>46</sup>

Es ist vor allem die erweckte Stimmung leiser Klage um dahingehendes Leben, um sterbende Natur, verblühende Farben, die Melancholie eines müden Herzens, welche Trakl mit Rilke verbindet. Wie mit Hofmannsthal, so hat er auch mit Rilke viele Motive gemeinsam: Tiere – Hütten – Gärten – Ferne – Fremdes – sanfter Schmerz – Das Gedicht „Musik im Mirabell“<sup>47</sup> könnte von Rilke sein, erst der letzte Vers schlägt plötzlich um in jenes Grausige und Verzerrte welches Trakls Phantasie eigentümlich ist.

Das Worte welches für Rilke so kennzeichnend ist, „Demut“, findet sich bei Trakl nur selten wie beispielsweise in dem Gedicht „In ein altes Stammbuch“:

„Demutsvoll beugt sich dem Schmerz der Geduldige“<sup>48</sup>

Von dieser Haltung demutsvoller Hingabe und Liebe zu allen Geschöpfen finden wir den Weg zu einem anderen Österreicher: zu Werfel.

„Seine Dichtung ist eine einzige Klage über die Brutalität der Zeit ... ein einziger Ruf nach Güte, Reinheit und Erlösung.“  
(Naumann)<sup>49</sup>

Trakls Dichtung eine ethische Tendenz beizumessen wäre falsch: Er ist ganz ästhetisch gerichtet; nicht aus sittlicher Empörung sondern aus Abscheu vor der Hässlichkeit verdammt er Armut und Elend, nicht der Schmerz des Anderen, sein eigener Schmerz erschüttert ihn, und er leidet nicht nur an der ethischen Unvollkommenheit, an der Ungerechtigkeit der Welt, sondern die ganze Wirklichkeit macht ihn leiden. Aber aus dieser Haltung dringen doch Äusserungen die an den Ethiker Werfel gemahnen, die „Brüderlichkeit“ und Verwandtschaft mit aller Kreatur empfindet Trakl ebenso und findet manchmal ähnlichen Ausdruck dafür. Bezeichnend für das „unethische“ dieses Gefühls ist vielleicht, dass Trakl wie Rilke über die eigentlich belebte Natur hinausgeht, dass er auch den Dingen seine Liebe zuwendet:

Das ist nicht das Mitleid Werfels, es ist ein „Sich wiedererkennen“ in den Dingen, eine Hingabe des Persönlichen an die Welt aus einer letztlich ich-bezogenen Haltung.

Werfel hat wunderbare Naturgedichte geschrieben, er hat auch die „Prozession“ geschrieben:

„Aus den eisern aufgebauten Blauen / Bricht ein Taumel ausgespannter Fahnen.“<sup>50</sup>

Ein Satz welcher geradezu einen Höhepunkt der Impressionenlyrik darstellt, alle Gefühle von Liliencrons Militärmusik bis zu dem „Farbenrausch“ der jüngeren Eindrucksünstler umfassend. Aber das ist nicht das Wichtigste für Werfel: seine tiefere Sicht gehört den Menschen. Solche Verse bezeichnen ihn:

„Nicht die Sonne ist Licht,  
Erst im Menschengesicht  
wird das Licht als Lächeln geboren ...“<sup>51</sup>

oder:

„So gehöre ich Dir und allen!  
Wolle mir, bitte, nicht widerstehn!  
Oh, könnte es einmal geschehn,  
dass wir uns, Bruder, in die Arme fallen!“<sup>52</sup>

Es ist auch recht verständlich, dass sich erst in späteren Gedichten Trakls Anklänge an Werfel finden. Die Worte „Reinheit“ und „Liebe“ stehen wie Sehnsucht und Ausruf in dem Gedicht

„Heimkehr“ welches zu seinen letzten gehört.<sup>53</sup>

Bei Franz Werfel hingegen ist die Sehnsucht nach Reinheit geradezu eine kennzeichnende Richtung seines Geistes:

„Wenn ein reiner Mensch deinen Raum betritt, [...] / O Gegenwart Gottes!“<sup>54</sup>

(Der reine Mensch)

Man bezeichnet Werfel oft als einen Dichter des barocken Lebensgefühls. Das ist sowohl österreichisch wie früh expressionistisch, und es nähert ihn, von einer anderen Seite, noch einmal Georg Trakl.

Es sei erlaubt, an Stelle des ungeheuer komplexen, schwer zu definierenden Begriffs „Barock“ eines seiner hervorragendsten Merkmale erklärend herauszugreifen: Die Bewegung.

„So wie etwa die verwandte Kunstrichtung des Barock die starre und ruhige Fassade einer Renaissancekirche in schwingende Bewegung auflöst ... so löst der sogenannte Expressionismus das ruhige Landschaftsbild der Impression in ein Chaos lebhaftester Bewegung auf.“ (Naumann)<sup>55</sup>

Solche barocke Bewegtheit kann in der Form liegen – bei Werfel liesse sie sich feststellen – sie kann aber auch den Stoff, das Motiv ergreifen, die ganze sinnliche Welt wird dann von ihr durchdrungen, feststehende Dinge geraten ins Schwanken wie die feste Weltordnung unsicher und bedroht erscheint.

Das ist zugleich eine Absage an den Naturalismus und an jene verfeinerte impressionistische Zeichnung welche Rilke in den Bildnissen der „Flamingos“<sup>56</sup> und des „Panthers“<sup>57</sup> gibt. Es ist die Freiheit der Phantasie welche sich sozusagen an der Natur vergreift, oder ein Übermass von Empfindung welches sich in bewegten Ausbrüchen auszudrücken sucht.

Das Beispiel eines Verses von Ernst Stadler sei angeführt:

„Überall strömt Himmel ein, [...]  
Überall erlischt die Stadt in einer feuchten Herrlichkeit von Wiesen,  
Und durch den grauen Ausschnitt niederer Dächer schwankt Gebirge, über das die  
Reben klettern“<sup>58</sup>

Wir stellen daneben einige Stellen von Georg Trakl:

„Ein Wiesenstreifen saust verweht und matt ...“<sup>59</sup>  
“In Gärten sinken Glocken lang und leis ...“<sup>60</sup>  
“Ein Haus zerflimmert wunderbarlich und vag ...“<sup>61</sup>  
“Ein Schober flicht durchs Grau ...“<sup>62</sup>  
“Der Wald strömt durch den Abend [...]“<sup>63</sup>

Zum Vergleich diene eine Strophe aus Eichendorffs „Nachtigallen“:

„Und die Wolken, die reisen,  
Und das Land ist so blass,  
*Und die Nacht wandert leise*  
*Durch den Wald über's Gras.*“<sup>64</sup>

Das Bewegungsmotiv – so können wir es nennen – steht in naher Beziehung zur „Verlebendigung“ der Welt und der Dinge die uns anlässlich der Gedichte Rilkes beschäftigt hat. Aber Rilke war ein stiller Liebhaber der Dinge, er lieb ihnen seine sanften Gefühle, auch für sie galt jene äusserste Rücksichtnahme:

„Wie soll ich meine Seele halten, / dass sie nicht an Deine rührt?“<sup>65</sup>

Gewaltsam sind daneben die Gedichte Stadlers, Heyms, Albert Ehrensteins, Oskar Loerkes. Sie werben nicht mehr um die Dinge der Welt, sie reissen sie an sich, und auch das Rilke'sche Gottsuchen wird jetzt zum Kampf um Gott mitten in den chaotischen

Gewalten der Zeit. Hierher gehört auch – es wird Zeit, ihn zu nennen – Theodor Däubler. Er ist Trakl benachbart, seine Farben-Impressionen („Du staunst, denn ich beginne rostig braun“)<sup>66</sup>, die vielen nächtlichen Beschreibungen

(„Es schweigt der Mond durch ausgestorbene Gassen,  
es fällt sein Schein bestimmt durch bleiche Scheiben...“)<sup>67</sup>

Oder:

Es silbern Mondflocken durchs Fenster nieder.  
Auf bleichem Teppich spielen weisse Katzen...“)<sup>68</sup>

gewisse Richtungen der Phantasie, besonders auffallend in dem Gedicht „Die Leiche“<sup>69</sup> mögen dafür als Beispiel dienen. Trakl wie Däubler wachsen durch ihre Phantasie und scherzhafte Gabe über den Impressionismus hinaus in ein Gebiet freier geistiger Schöpfung, welche bei Trakl nach einem Worte von Cysarz an Grünewald gemahnt.<sup>70</sup> Däubler erreicht im „Nordlicht“<sup>71</sup> eine Stufe des christlich-religiösen Mythos, den wir in ähnlichem Ausmass, aber noch heidnischem Gefühl, durch Momberts „Aeon“ kennen.<sup>72</sup> Trakl hat diesen „kosmischen Flug“ nicht erreicht.

Durch eine Reihe von Namen haben wir versucht, Georg Trakls ~~Um~~ geistigen Umkreis zu bezeichnen. Mit Absicht wurde bisher weniger seine Eigenart hervorgehoben als die Analogien die seine zeitliche Gebundenheit deutlich machen.

Das Bild Trakls hat damit den rechten Hintergrund bekommen. Jetzt soll es in schärfere, in sondernde Beleuchtung gerückt werden.

Von seiner Eindrucksfähigkeit muss nocheinmal die Rede sein, welche ihm einerseits den Impressionisten zuweist, andererseits über sie hinaushebt zu einer Überempfindlichkeit die an das Visionäre streift, rein menschlich betrachtet aber als Abnormität, als Krankheitssymptom sich äussert. Er ist der Wirklichkeit beinahe wehrlos ausgeliefert, nie bemeistert er sie in jenem leicht frivolen Rokokostil den Hofmannsthal so unvergleichlich handhabt, immer bleibt er der Angegriffene, Staunende und Erschütterte.

Aber auch von dem ganz weiblich hingabefähigen Rilke unterscheidet ihn ein „heroischer“ Leidenszug, ein willentliches Bewusstsein, welches in diesem Falle seine nicht unkomplizierte Besonderheit ist:

Es mag seine heftige und unbefriedigte Sinnlichkeit sein, welche sich in diesem Fanatismus des Erlebens ausdrückt. „Einsame Menschen packt ein dunkles Grausen“<sup>73</sup>

–

„Ein böses Herz lacht laut in schönen Zimmern“<sup>74</sup>

„Eine schwarze Höhle ist unser Schweigen“<sup>75</sup>

Von jenen „sanften Empfindungen“ die in seinen frühen Gedichten noch häufig sind, entfernt er sich immer mehr. **Bezeichnen**

Dass er sich wahrscheinlich selbst den Tod gab, bestätigt, dass er nicht gänzlich willenlos dem Leiden sich auslieferte. (Es ist unausdenkbar, dass Rilke ein gewaltsam den Tod gesucht hätte!)

Noch andersartig äussert sich die aktive Seite Trakls.

Eine Empfindung konnte in ihm einen *tätigen Drang* entwickeln:

„Du fühlst Dein Herz verrückt vor Wonne  
Sich still zu einer Tat bereiten.“<sup>76</sup>

Wir hatten schon Gelegenheit festzustellen, dass Trakl für die *Farbe* ausserordentlich empfänglich war, es würde zu weit führen an dieser Stelle das von *Riese* angetönte Problem der Farbenempfindung im Zusammenhang mit geistigen Erkrankungen auszuführen.<sup>xiv</sup> Für den Zustand der Ruhe bevorzugt Trakl blau und braun, rot erschüttert ihn, schwarz, die Farbe des Todes, tritt in der Spätzeit immer häufiger hervor. Farben gewinnen ein Eigenleben, sie lösen sich von den Gegenständen, und bereiten so den Übergang von eigentlicher Wahrnehmung zur phantastischen oder traumhaften Vorstellung:

„Und aus verfallener Bläue tritt bisweilen ein Abgelebtes“ (Stundenlied)<sup>77</sup>

„Und deine Stirne tost durchs sanfte Grün“ (Der Spaziergang)<sup>78</sup>

Mehr Ausdruck einer Empfindung als realistisch beobachtet sind die Farben in folgenden Zusammenhängen verwendet:

„Durch ihre Arme rieselt schwarzer Schnee“ (Im Dorf)<sup>79</sup>

„Durchs Fenster klirrt der rote Abendwind“ (Im Dorf)<sup>80</sup>

Das Bild von den „blauen Tieren“ wird hartnäckig wiederholt:

„Ein blaues Wild  
Blutet leise [...]“ (Elis)<sup>81</sup>

„Der Saum des Waldes schliesst blaue Tiere ein“ – (Im Dorf)<sup>82</sup>

„Ein blaues Tier will sich vorm Tod verneigen“ (Verwandlung)<sup>83</sup>

---

<sup>xiv</sup> Es sei auf die Abhandlung von Dr. W. Riese über Van Gogh hingewiesen. [Walther Riese: Vincent van Gogh in der Krankheit. Ein Beitrag zum Problem der Beziehung zwischen Kunstwerk und Krankheit (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, H. 125). München 1926.]

Neben die Farben tritt Hauch, Duft, Klang in zahllosen Abstufungen. Eine Sinneswahrnehmung wird durch eine andere verdeutlicht:

„Blaues Orgelgeleier“ (Entlang)<sup>84</sup>

„Verhallend eines Gongs braungoldne Klänge“ (Traum des Bösen)<sup>85</sup>

„Blaues Wild, das unter Bäumen tönt“<sup>86</sup>.

Eine solche Empfindungsart setzt eine gewisse Primitivität des Erlebens voraus. Das differenzierte Bewusstsein ist dazu nicht fähig. Aber auch die ungeheure sinnliche Aufnahmefähigkeit Trakls, die drängende Vielfalt der Erscheinungen die den Leser fast beängstigend überfällt, ist „primitiv“, weit entfernt von einer begrifflich scheidenden und vereinfachenden Ordnung der Welt.

Sollen wir also Trakl einen „primitiven“ Dichter nennen? Wie einigt sich dies mit dem „Verfallsdichter“, mit dem „österreichischen Rimbaud“, dem Bruder eines Claudio und Malte Laurids Brigge? Und die Symptome geistiger Erkrankung, die *überfeinerte* Sinnlichkeit welche sich bis zu Halluzinationen steigert?

Schliesst sich hier ein Kreislauf?

Zweifellos ist Trakls Phantasie krankhaft und häufig abstossend. Beinahe jedes Gedicht, selbst die reinen, von abendlicher Sonne übergoldeten, an Hofmannsthal gemahnenden Naturbeschreibungen haben unvermutet Bilder, die einer verzerrten und grausigen Phantasie entsprungen sind.

„Die junge Magd“, ein balladenhaftes Lied, hat einfache Verse von stiller Anmut:

„Oft am Brunnen, wenn es dämmert  
Sieht man sie verzaubert stehen“<sup>87</sup> –

Aber schon der zweite Vers bringt einen unheimlichen, an die Grotesken von Edgar Allen Poe mahnenden Klang:

„In den Buchen Dohlen flattern  
Und sie gleicht einem Schatten.  
Ihre gelben Haare flattern  
Und im Hofe schrein die Ratten.  
Und umschmeichelt von Verfall  
Senkt sie die entzundenen Lider...“<sup>88</sup>

Raben und Ratten, aasfressende Tiere, unheimlich, schattenhaft, der Nacht angehörig, erscheinen ständig in Trakls Gedichten:

„Am Kehricht pfeift verliebt ein Rattenchor.“<sup>89</sup>–

„Da tauchen leise herauf die Ratten“<sup>90</sup>

„Über den schwarzen Winkel hasten  
Am Mittag die Raben mit hartem Schrei“<sup>91</sup>

Selbst so gesuchte Ausdrücke wie die „blutigen Linnen“ kehren in mindestens drei Gedichten wieder. Die Vorstellungen von Tod und Verwesung scheinen Trakl zwanghaft verfolgt zu haben. Eine Art von „Zwangsvorstellungen“ lassen sich überhaupt bei ihm beobachten.

Ein für ihn typisches Motiv: die Schwester – erscheint zuweilen in den ~~absonderlichsten~~ Zusammenhängen. Der Gedanke an sie scheint ihn ständig zu bedrängen:

„Verfall, der weich das Laub umdüstert,  
Es wohnt im Wald sein weites Schweigen.  
Bald scheint ein Dorf sich geisterhaft zu neigen.  
Der Schwester Mund in schwarzen Zweigen flüstert.“<sup>92</sup>

„Immer tönt der Schwester mondene Stimme  
Durch die geistliche Nacht.“<sup>93</sup>

„Die fremde Schwester erscheint wieder in jemandes bösen Träumen“<sup>94</sup> –

„Aber da er Glühendes sinnend den herbstlichen Fluss hinabging und kahlen Bäumen hin, erschien in härenem Mantel ihm, ein flammender Dämon, die Schwester.“<sup>95</sup>

... Weh der steinernen Augen der Schwester, da beim Mahle ihr Wahnsinn auf die nächtige Stirne des Bruders trat ...“<sup>96</sup>

In demselben Stück (Tod und Umnachtung)<sup>97</sup> spricht er wiederholt von den Kindern eines dunkeln Geschlechts, ein Schuldbewusstsein<sup>xv</sup> scheint sie zu verraten.

Aber warum bezeichnet er die Schwester als „Fremdlingin“ und „Mönchin“? Warum das härene Gewand, das asketisch Unnahbare ihrer Gestalt? Warum diese Vorstellungen ungelöster Sehnsucht? Besänftigend findet sich dazwischen das Lied „An die Schwester“:

---

<sup>xv</sup> Sollte auch die Stelle „Im Park erblicken zitternd sich Geschwister“ (Traum des Bösen) [Georg Trakl: Gedichte, S. 21, Z. 14.] eine ähnliche Bedeutung haben? Einer zu direkten *Ausdeutung* widerstrebt der Charakter des Gedichts wie die Dichtung Trakls überhaupt.

«Wo Du gehst wird Herbst und Abend,  
Blaues Wild, das unter Bäumen tönt,  
Einsamer Weiher am Abend.

Leise der Flug der Vögel tönt,  
Die Schwermut über Deinen Augenbogen.  
Dein schmales Lächeln tönt.

Gott hat Deine Lider verbogen.  
Sterne suchen nachts, Karfreitagskind,  
Deinen Stirnenbogen.»<sup>98</sup>

Liedhaft anhebend, formell abgewendet, von sanftem ausgeglichenem Rhythmus, eine unendlich zarte und dabei fast hymnisch erhobene Huldigung – Es ist eines der schlichtesten und ergreifendsten Stücke von Trakls Lyrik.

Noch in dem Gedicht „Grodek“<sup>99</sup>, vielleicht seinem letzten<sup>XVI</sup>, erinnert er sich an die geliebte Schwester:

„Es schwankt der Schwester Schatten durch den schweigenden Hain,  
Zu Grüßen die Geister der Helden, die blutenden Häupter;...“<sup>100</sup>

Wenn auch tief erschüttert und zerrüttet von den grausigen Ereignissen des Krieges, so ist doch Trakls Gefühl in diesen letzten Gedichten wunderbar erhoben. Auch die ihm eigentümliche offene Form, die manchmal vom Inhalt überwältigt wird und dann aufgelöst, stammelnd, fragmentarisch wirkt, erscheint jetzt geschlossener, und erinnert an die späten hymnischen Gesänge Hölderlins.

Wir haben lange gezögert, diesen Namen neben den Georg Trakls zu setzen, obwohl die Beziehung nahe und in manchen Werken ausgesprochen war. Riese allerdings, welcher dem Verhältnis Hölderlin/Trakl einen kurzen Abschnitt seines Büchleins widmet<sup>101</sup>, weist gerade auf das Unterschiedliche ihrer Haltung den Menschen gegenüber:

Die scheue, fast feindselige Zurückgezogenheit Hölderlins –

das Hingabebedürfnis, das angstvoll geöffnete Erleiden Trakls –

Den Hölderlin'schen Verzicht auf das Sinnliche –

das Trakl'sche Erleben allein durch die ungeheuer empfänglichen Sinne. Aber wir erinnern uns an einige Beobachtungen über das Verhalten Georg Trakls, der eben wegen seiner Empfänglichkeit der Wirklichkeit zu sehr ausgesetzt war und sich deshalb aus instinktivem Selbstschutz in sich verschloss. Wir erinnern uns vor allem an seine

---

<sup>XVI</sup> In der Gesamtausgabe steht das Gedicht „Grodek“ an letzter Stelle. Hingegen ist im „österreichischen Almanach auf das Jahr 1915“ (Herausg. Hugo von Hofmannsthal) das wunderbare Gedicht: „Dich sing'ich, wilde Zerklüftung“... als „Letztes Gedicht“ abgedruckt [Georg Trakl: Letztes Gedicht. In: Hugo v. Hofmannsthal (Hrsg.): Österreichischer Almanach auf das Jahr 1916. Leipzig, S. 174-175.]

krankhafte Scheu vor körperlicher Annäherung. Sollte das nicht zu derselben Haltung geführt haben welche dem umnachteten Hölderlin als „Maske gegen die Welt“ gedient hat?

„Traum und Umnachtung“ nennt Trakl eine Gruppe seiner Gedichte. Er empfand jedenfalls die brüderliche Nähe des Dichters der „Nacht“. Oder sollte es Zufall sein dass dieselbe eigenartige Wortbildung der wir Erwähnung taten, sich in diesem Fragment Hölderlins findet?

„Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns  
Glänzt die Erstaunende dort, die *Fremdlingin*<sup>102</sup> unter den Menschen  
Über Gebirgshöhn traurig und prächtig herauf.“<sup>103</sup>

Auch jener Ausdruck Bettinas vom „sanften Wahnsinn“ Hölderlins kehrt bei Trakl wieder:

„Auch zeigt sich sanftem Wahnsinn oft das Goldne, Wahre“<sup>104</sup>

„Tönend von Wohllaut und weichem Wahnsinn“<sup>105</sup>

„Fahnen von Scharlach, Lachen, Wahnsinn, Trompeten.“<sup>106</sup>

„Stirne Gottes Farben träumt,  
Spürt des Wahnsinns sanfte Flügel.“<sup>107</sup>

Stefan Zweig sagt von Hölderlin:

„Quelle und Stein öffnen sich ihm wie den Griechen als atmende Lippe und gefangene Melodie ...“<sup>108</sup>

Dieser Ausspruch eines grossen ~~Seh~~ Seelendeuters gibt uns jetzt, da wir Georg Trakl etwas näher gekommen sind, mancherlei Beziehungsreiches zu denken über zwei durchaus tragische und problematische, aber zu tiefst dichterische Gestalten.

Vielleicht überhebt uns dieses „zu tiefst Dichterische“ Georg Trakls der Antwort auf eine Frage die uns beschäftigt hat:

Von der primitiven Art Trakls, die Welt wahrzunehmen und die Dinge in ihrer Vielfalt auf sich wirken zu lassen, war die Rede;

Von der Dekadenz seiner Empfindung sodann, und wie sich dieser archaische Sinnenreichtum vereinbaren lasse mit seiner durch und durch österreichischen, schwermütigen, hofmannsthal'schen Todessehnsucht.

Wenn nicht *erklärt* werden kann wie solche Gegensätze der Empfindungsart (oder scheinen sie uns nur gegensätzlich?) sich in einem Menschen vereinen, so sei doch ein Wort hinzugefügt über ihre dichterische Rolle und Berechtigung. Nur zwei Grundhaltungen zwischen Dichter und Objekt sind denkbar: Der Dichter sucht sich das Objekt und meistert es als sein Gefäß für ein geistig Auszusagendes – Oder das Objekt überwältigt ihn und macht ihn zum tönenden Instrument. Trakl war ein solches Instrument, und Dank seiner sinnlichen Begabung hat er die erstaunlichsten Töne gefunden. Was aber seine Krankheit, seinen Verfall betrifft, so sei ein Wort aus der Rede Gottfried Benns zitiert, welche er vor kurzer Zeit anlässlich des sechzigsten Geburtstags von Heinrich Mann gehalten hat:

„Sie (die Brüder Mann) lehrten einer literarischen Generation das Gefährliche, das Rauschhafte<sup>109</sup>, den Verfall, der notorisch zu den Dingen der Kunst gehörte ...“<sup>110</sup>

Sollte diese Generation nicht auch gelernt haben Georg Trakl zu verstehen? Als er sich „Sebastian im Traum“ nannte, hat er uns selbst den Weg des Verständnisses erleichtert.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Walther Riese: Das Sinnesleben eines Dichters. Georg Trakl. Stuttgart 1928.
- <sup>2</sup> Erich Katzenstein: Walther Riese: Das Sinnesleben eines Dichters (Georg Trakl). In: Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie 26, 1930, 26, H. 1, S. 141-142.
- <sup>3</sup> Von den drei Autoren sind jeweils mehrere Literaturgeschichten in verschiedenen Auflagen erschienen. Wahrscheinlich hat Annemarie Schwarzenbach von Hans Naumann: Die deutsche Dichtung der Gegenwart 1885-1923. Stuttgart 1923 verwendet. Die im folgenden Text verwendeten Zitate (vgl. Anm. 38, 49, 55) verweisen auf diese Ausgabe. Oskar Walzel hat mehrere literaturgeschichtliche Texte veröffentlicht, in denen sich Abschnitte über Trakl nachweisen lassen, so in: Die Deutsche Dichtung seit Goethes Tod. Berlin 1919, S. 218; Wilhelm Scherer; Oskar Walzel: Geschichte der deutschen Literatur. Dritte Auflage. Berlin 1921, S. 664; ders.: Das Wortkunstwerk. Mittel seiner Erforschung. Leipzig 1926, S. 260-264, 272, 298-299; ders.: Die deutsche Literatur von Goethes Tod bis zur Gegenwart. Fünfte Auflage. Berlin 1929, S. 105, S. 108; ders.: Deutsche Dichtung von Gottsched bis zur Gegenwart, Bd. 2 (Handbuch der Literaturwissenschaft). Wildpark-Potsdam 1930, S. 337. Hingegen wieder eindeutig ist der Verweis auf Paul Wiegler: Geschichte der deutschen Literatur. Bd 2. Von der Romantik bis zur Gegenwart. Berlin 1930.
- <sup>4</sup> Vgl. Emil Ermatinger: Die deutsche Lyrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Herder bis zur Gegenwart. Zweiter Teil. Vom Ausgang der Romantik bis zur Gegenwart, Berlin 1921, S. 280-282; 289.
- <sup>5</sup> Herbert Cysarz: Von Schiller zu Nietzsche. Hauptfragen der Dichtungs- und Bildungsgeschichte des jüngsten Jahrhunderts. Halle/S. 1928.
- <sup>6</sup> Hans Urs Balthasar: Geschichte des eschatologischen Problems in der modernen deutschen Literatur. Zürich 1930.
- <sup>7</sup> Erhard Buschbeck: Georg Trakl. Berlin 1917.
- <sup>8</sup> Albert Ehrenstein: Georg Trakl. In: Die Weißen Blätter 1915, H. 1, S. 132-133.
- <sup>9</sup> Gemeint ist hier wohl: Erinnerung an Georg Trakl. Innsbruck 1926.
- <sup>10</sup> Erwin Mahrholdt: Der Mensch und der Dichter Georg Trakl. In: Ebenda, S. 37. Von Annemarie Schwarzenbach zitiert nach Riese (Anm. 1), S. 42. Eigentlich: „stammfester“
- <sup>11</sup> Riese (Anm. 1), S. 46. Eigentlich: „[...] schon nach drei Tagen verließ er fluchtartig Wien, die Großstadt, wo es ständig galt, sich durchzusetzen gegen bedrängende und hässliche Gewalten [...]“
- <sup>12</sup> Vgl. Erwin Mahrholdt: Der Mensch und der Dichter Georg Trakl. In: Erinnerung an Georg Trakl (Anm. 9), S. 49. Von Annemarie Schwarzenbach zitiert nach Riese (Anm. 1), S. 42.

- <sup>13</sup> Riese (Anm. 1), S. 43. Eigentlich: „Bei *Trakl* trat ein Sichfernhalten von den anderen, ein scheues Absonderungsbedürfnis zutage...“
- <sup>14</sup> Hans Limbach: Begegnungen mit Georg Trakl. In: Erinnerung an Georg Trakl (Anm. 9), S. 104. Von Annemarie Schwarzenbach zitiert nach Riese (Anm. 1): Das Sinnesleben eines Dichters, S. 41.
- <sup>15</sup> Riese (Anm. 1), S. 41, Fussnote 1.
- <sup>16</sup> Brief Ludwig Fickers an Walther Riese. Von Annemarie Schwarzenbach zitiert nach Riese (Anm. 1), S. 52.
- <sup>17</sup> Buschbeck (Anm. 7), S. 17-18.
- <sup>18</sup> Georg Trakl: Gedichte. Leipzig 1913 (Der jüngste Tag 7/8), S. 18. Hier: Z. 7-9; 13. Ein Nachdruck der „Gedichte“ erschien 1995 als Supplement Bd. 1 zur historisch-kritischen Innsbrucker Trakl Ausgabe. Basel, Frankfurt/M. 1995.
- <sup>19</sup> Buschbeck (Anm. 7), S. 16.
- <sup>20</sup> Riese (Anm. 1), S. 46-48.
- <sup>21</sup> Buchschbeck (Anm. 7), S. 27-29.
- <sup>22</sup> „Offenbarung und Untergang“ erschien im Brenner Jahrbuch 1915, S. 56-59. Jetzt wieder in: Georg Trakl: Sämtliche Werke und Briefwechsel (Innsbrucker Ausgabe). Hg. v. Hermann Zwerschina in Zusammenarbeit mit Eberhard Saueremann. Frankfurt/M., Basel 2000, Bd. IV.2, S. 69-71.
- <sup>23</sup> Trakl (Anm. 18).
- <sup>24</sup> „Sebastian im Traum“ erschien als Supplement Bd. 2 zur historisch-kritischen Innsbrucker Trakl Ausgabe. Basel, Frankfurt/M. 1995.
- <sup>25</sup> Georg Trakl: Die Dichtungen. Erste Gesamtausgabe. Leipzig 1917 [ersch. 1919].
- <sup>26</sup> Riese (Anm. 1), S. 17.
- <sup>27</sup> Trakl (Anm. 18), S. 29, Z. 1-4.
- <sup>28</sup> Ebenda, S. 30, Z. 13-16.
- <sup>29</sup> Hugo von Hofmannsthal: Ballade des äusseren Lebens. In: Sämtliche Werke. Hg. v. Eugene Weber. Frankfurt/M., Bd. I.1, S. 44. Hier: Z. 4.
- <sup>30</sup> Ebenda, S. 52-53. Hier: S. 53, Z. 34ff.
- <sup>31</sup> Trakl: Kleines Konzert. In: Trakl (Anm. 18), S. 34, Z. 1.
- <sup>32</sup> In: Hofmannsthal (Anm. 29), S. 26, Z. 19. Eigentlich: „dämmernder Röte“
- <sup>33</sup> Ebenda, S. 26-27.
- <sup>34</sup> Gemeint ist hier wohl Trakl: Föhn. In: Trakl (Anm. 24), S. 51.
- <sup>35</sup> Trakl (Anm. 18), S. 9.
- <sup>36</sup> In: Hofmannsthal (Anm. 29), S. 106-107.
- <sup>37</sup> Trakl (Anm. 18), S. 16, Z. 13-16.
- <sup>38</sup> Rainer Maria Rilke: Die Mädchen singen. In: Werke. Hg. v. Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke, Frankfurt/M. 1987, Bd. 1, S. 109, Z. 1-2. Von Annemarie Schwarzenbach zitiert nach Hans Naumann: Die deutsche Dichtung der Gegenwart 1885-1923. Stuttgart 1923, S. 324.
- <sup>39</sup> Trakl: Im roten Laubwerk voll Gitarren... In: Trakl (Anm. 18), S. 10, Z. 1-3.
- <sup>40</sup> Derselbe: Sebastian im Traum (Anm. 24), S. 29. Hier: Z. 1-2.
- <sup>41</sup> Rilke: Vor dem Sommerregen. In: Rilke (Anm. 38), Bd. 1, S. 520. Hier: Z. 1-2.
- <sup>42</sup> Trakl (Anm. 18), S. 19. Hier: Z. 1-3.
- <sup>43</sup> Rilke (Anm. 38), Bd. 2, S. 92. Hier: Z. 10.
- <sup>44</sup> Trakl (Anm. 18), S. 14. Hier: Z. 1-5.
- <sup>45</sup> Rilke (Anm. 38), Bd. 1, S. 519. Hier: Z. 1-4.
- <sup>46</sup> Trakl: Sebastian im Traum (Anm. 24), S. 69. Hier: Z. 1-4.
- <sup>47</sup> Trakl (Anm. 18), S. 11.
- <sup>48</sup> Ebenda, S. 32, Z. 4.
- <sup>49</sup> Hans Naumann: Die deutsche Dichtung der Gegenwart 1885-1923. Stuttgart 1923, S. 360.
- <sup>50</sup> Franz Werfel: Die Prozession. In: Gesammelte Werke. Das lyrische Werk. Hg. v. Adolf D. Klarmann, Frankfurt/M. 1967, S. 175-176. Hier: S. 175, Z. 1-2.
- <sup>51</sup> Derselbe: Lächeln Atmen Schreiten. In: Ebenda, S. 141-142. Hier: S. 141, Z. 8-10.
- <sup>52</sup> Derselbe: An den Leser. In: Ebenda, S. 62-63. Hier: S. 63, Z. 17-20.
- <sup>53</sup> Trakl: Die Heimkehr. In: Trakl (Anm. 25), S. 185.
- <sup>54</sup> Werfel: Der reine Mensch. In: Werfel (Anm. 50), S. 279-280. Hier: S. 279, Z. 1 u. S. 280, Z. 29.
- <sup>55</sup> Naumann (Anm. 49), S. 345.

- <sup>56</sup> Rilke: Die Flamingos. In: Rilke (Anm. 38), Bd. 1, S. 629-630..
- <sup>57</sup> Derselbe: Der Panther. In: Ebenda, S. 505.
- <sup>58</sup> Ernst Stadler: Kleine Stadt. In: Dichtungen, Schriften, Briefe (Kritische Ausgabe). Hg. v. Klaus Hurlebusch und Karl Ludwig Schneider. München 1984, S. 180, Z. 3-6.
- <sup>59</sup> Trakl: Heiterer Frühling. In: Trakl (Anm. 18), S. 41, Z. 7.
- <sup>60</sup> Ebenda, S. 41, Z. 17.
- <sup>61</sup> Derselbe: Spaziergang. In: Ebenda, S. 36, Z. 4.
- <sup>62</sup> Ebenda, Z. 11.
- <sup>63</sup> Derselbe: Heiterer Frühling, In: Trakl (Anm. 18), S. 41, Z. 23.
- <sup>64</sup> Joseph von Eichendorff: Die Nachtigallen. In: Werke. Hg. v. Wolfgang Frühwald et. al., Frankfurt/M., Bd. 1, S. 407, Z. 5-8. [Hervorhebung Z. 7-8 von Annemarie Schwarzenbach]
- <sup>65</sup> Rilke: Liebes-Lied. In: Rilke (Anm. 38), Bd. 1, S. 482, Z. 1-2. Annemarie Schwarzenbach hat hier wie in einigen Trakl-Zitaten (vgl. Anm. 76 u. 98) das Possesivpronomen „dein“ entgegen der Vorlage grossgeschrieben. Diese Grossschreibung wurde beibehalten.
- <sup>66</sup> Theodor Däubler: Die Buche. In: Derselbe: Der sternhelle Weg. Hellerau 1915, S. 12, Z. 8.
- <sup>67</sup> Derselbe: Die Gasse. Flügellahmer Versuch. In: Ebenda, S. 40, Z. 1-2.
- <sup>68</sup> Derselbe: Katzen. In: Ebenda, S. 41, Z. 1-2.
- <sup>69</sup> Derselbe in: Ebenda, S. 43.
- <sup>70</sup> Cysarz (Anm. 5), S. 350.
- <sup>71</sup> Däubler: Das Nordlicht. Florentiner Ausgabe, 3 Bde., München, Leipzig 1910; überarbeitete und erweiterte Genfer Ausgabe, 2 Bde., Leipzig 1921/22.
- <sup>72</sup> Alfred Momberts Dramentriologie: Aeon, der Weltgesuchte. Sinfonisches Drama. Berlin 1907; Aeon zwischen den Frauen. Berlin 1910; Aeon vor Syrakus. Berlin 1911.
- <sup>73</sup> Trakl: Menschliches Elend. In: Trakl (Anm. 18), S. 54, Z. 2.
- <sup>74</sup> Ebenda, Z. 19.
- <sup>75</sup> Derselbe: An den Knaben Elis. In: Ebenda, S. 18, Z. 15.
- <sup>76</sup> Derselbe: Kleines Konzert. In: Trakl (Anm. 18), S. 34, Z. 3-4. Vgl. zur Grossschreibung von „Dein“ den Kommentar zu Anm. 65.
- <sup>77</sup> Derselbe: Sebastian im Traum (Anm. 24), S. 6. Hier: Z. 9.
- <sup>78</sup> Derselbe: Trakl (Anm. 18), S. 36-37. Hier: S. 36, Z. 24.
- <sup>79</sup> Ebenda, S. 55-56. Hier: S. 56, Z. 27.
- <sup>80</sup> Ebenda, Z. 35.
- <sup>81</sup> Derselbe: Trakl (Anm. 24), S. 11-12. Hier: S. 12, Z. 19-20.
- <sup>82</sup> Derselbe: Trakl (Anm. 18), S. 55, Z. 3.
- <sup>83</sup> Ebenda, S. 33, Z. 7.
- <sup>84</sup> Derselbe: Sebastian im Traum (Anm. 24), S. 34, Z. 12.
- <sup>85</sup> Derselbe: Trakl (Anm. 18), S. 21, Z. 1.
- <sup>86</sup> Derselbe: An die Schwester. In: Ebenda, S. 49, Z. 2.
- <sup>87</sup> Ebenda, S. 6-8. Hier: S. 6, Z. 1-2.
- <sup>88</sup> Ebenda, Z. 5-10.
- <sup>89</sup> Derselbe: Vorstadt im Föhn. In: Ebenda, S. 43, Z. 9.
- <sup>90</sup> Derselbe: Die Ratten. In: Ebenda, S. 44, Z. 4.
- <sup>91</sup> Derselbe: Die Raben. In: Ebenda, S. 5, Z. 1-2.
- <sup>92</sup> Derselbe: Seele des Lebens. In: Ebenda, S. 28, Z. 1-4.
- <sup>93</sup> Derselbe: Geistliche Dämmerung. In: Sebastian im Traum (Anm. 24), S. 47, Z. 11-12.
- <sup>94</sup> Derselbe: Psalm. In: Trakl (Anm. 18), S. 47, Z. 19.
- <sup>95</sup> Derselbe: Traum und Umnachtung. In: Sebastian im Traum (Anm. 24), S. 84, Z. 17-20.
- <sup>96</sup> Ebenda, S. 87, Z. 16-18.
- <sup>97</sup> Eigentlich: Traum und Umnachtung
- <sup>98</sup> Trakl (Anm. 18), S. 49, Z. 1-9. Zur Grossschreibung des Personalpronomens „Du“ in Z. 1 sowie des Possesivpronomens „Dein“ in Z. 5 und Z. 7 vgl. Kommentar zu Anm. 65.
- <sup>99</sup> Derselbe (Anm. 25), S. 201.
- <sup>100</sup> Ebenda, Z. 12-13.
- <sup>101</sup> Vgl. Riese (Anm. 1), S. 51-58.

<sup>102</sup> Hervorhebung von Annemarie Schwarzenbach.

<sup>103</sup> Friedrich Hölderlin: Brot und Wein. In: Sämtliche Werke und Briefe. Hg. v. Jochen Schmidt. Frankfurt/M. 1992, Bd. 1, S. 286, Z. 16-18.

<sup>104</sup> Trakl: Winkel am Wald. In: Trakl (Anm 18), S. 30, Z. 12.

<sup>105</sup> Derselbe: In Ein altes Stammbuch. In: Ebenda, S. 32, Z. 5.

<sup>106</sup> Derselbe: Trompeten. In: Ebenda, S. 39, Z. 8.

<sup>107</sup> Derselbe: In den Nachmittag geflüstert. In: Gedichte (Anm 18), S. 46, Z. 9-10.

<sup>108</sup> Stefan Zweig: Die Baumeister der Welt. Versuch einer Typologie des Geistes, Bd. 2. Kampf mit dem Dämon. Hölderlin, Kleist, Nietzsche. Leipzig 1925, S. 61. Von Annemarie Schwarzenbach zitiert nach Riese (Anm. 1), S. 26.

<sup>109</sup> Eigentlich: Rauschnahe

<sup>110</sup> Gottfried Benn: Heinrich Mann zu seinem 60. Geburtstage. In: Die literarische Welt 7, 1931, Nr. 13, S. 1. Wieder in: Derselbe: Sämtliche Werke. Hg. v. Gerhard Schuster (Stuttgarter Ausgabe). Stuttgart, Bd. 3, S. 307, Z. 27-30. Das Zitat nach der Vorlage Benns wiedergegeben müsste mit „Lehrten einer...“ einsetzen.



# Tagebuchstellen und ein Brief. Zum Nachlass von Josef Wenter (1880-1947) von Anton Unterkircher

Noch zu seinen Lebzeiten äußerte Wenter den Wunsch, dass sein Nachlass ins Ferdinandeum kommen sollte. Ein Teil des Nachlasses wurde dann 1974 von seiner Frau Helene Wenter dem Ferdinandeum übergeben, das ihn als Leihgabe an das Forschungsinstitut Brenner-Archiv weitergab. Im Besitz der Familie verblieb aber noch eine beträchtliche Menge von Manuskripten, Briefen (vor allem Familienbriefe), Dokumenten und Fotos. Im Frühjahr 2004 gelang es, auch diesen Nachlassteil Wenters zu erwerben. Wir danken Frau Elisabeth Kongschegg, der Nichte von Wenter, für die Schenkung. Ein Verzeichnis des Nachlasses findet sich auf der Homepage des Brenner-Archivs.

Auf zwei wichtige Bezugspersonen und deren Nachlässe möchte ich im Zusammenhang mit Wenter besonders hinweisen: Ludwig von Ficker und Hans Lederer.

Wenter lernte Ficker 1915 beim zweiten Regiment der Tiroler Kaiserjäger kennen. Auf einer Postkarte an seine Schwester Maria Kongschegg, datiert mit Zirl, 23.12.1915, die umseitig das hier abgebildete Foto zeigt, schrieb Wenter: „Hier siehst Du mich mit meinem Zug. Neben mir steht der Herr v. Ficker, mein Stellvertreter.“<sup>1</sup> Schon in den ersten Briefen an Ficker von Anfang 1916 redete er diesen mit „Lieber Freund“ an. Bis zum Tod Wenters gab es einen regen persönlichen und brieflichen Kontakt. Wenter war auch oft am *Brenner*-Stammtisch, dem Café Maximilian in Innsbruck, anzutreffen. Zu einer Aufnahme von Werken in den *Brenner* kam es – sehr zum Bedauern von Wenter – allerdings nicht. Wenter schickte aber regelmäßig seine Dramenmanuskripte. Ficker war von einigen davon durchaus angetan und verwendete sich dafür bei Verlagen. Leider sind nahezu alle Briefe Fickers an Wenter verloren gegangen. Für Wenter war Ficker jedenfalls eine „Autoritaet“.<sup>2</sup> Wegen Wenters Sympathie für den Nationalsozialismus kam es zu einer gewissen Distanzierung, aber abgebrochen ist der Kontakt nie. 1942 schrieb Wenter:

Ich bin so wenig überzeugt von allen meinen Arbeiten, und Du weißt, wie gerade Dein unbestechliches hartes Urteil, das mich zu Zeiten entlaubt hat wie einen herbstlichen Strauch, mir maßgeblich ist. Ich werde Dir bald meine „Fahrt nach Burgund“ schicken können. Glaube mir, daß die Spritzer „Reichsgeist 31“<sup>3</sup>, wie Du sarkastisch schriebst, nicht „obligat“ bei mir sind. Solche Sätze kommen aus meinem aufrichtigen Daranglauben.<sup>4</sup>

Dieses „aufrichtige Daranglauben“ war aber zu diesem Zeitpunkt bereits erschüttert. Wenter hatte 1941 seine Kindheitserinnerungen<sup>5</sup> publiziert und an Ficker übersandt. Dieser reagierte offenbar sehr positiv. „Es hat mir wohlgetan, mein Buch von Dir, gerade





von Dir geschätzt zu wissen. Ich habe mich während des Schreibens zuweilen aus der allzu großen Zeit hinweggeseht in die Bezirke, die meinem Gemüt besser anstehen, und wahrscheinlich jedem menschlichen Gemüt.“<sup>6</sup>

Kaum bekannt dürfte hingegen Wenters enger Kontakt zu dem Innsbrucker Gymnasialprofessor Hans Lederer sein. Als dieser von Eduard Castle den Auftrag bekam, für die *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte*<sup>7</sup> den Artikel über Tirol zu verfassen, wandte er sich an alle ihm damals bekannten Tiroler Autorinnen und Autoren und bat sie um biographische Daten, Werke und Materialien. Es zeugt für seine große Sachkenntnis, dass er auch den damals noch kaum bekannten Wenter anscrieb. Der Nachlass von Hans Lederer ist daher eine Fundgrube zu über 300 Tiroler Autorinnen und Autorinnen. Besonders interessant sind gerade auch die ‚Selbstporträts‘ der Autorinnen und Autoren, geben sie doch einen besonders guten Einblick in die subjektive Befindlichkeit und Selbsteinschätzung.

Der freundschaftliche Kontakt zu Lederer hielt bis zum Tod Wenters. Lederer verfasste nicht nur mehrere Artikel über Wenter, er war vor allem auch ein Sammler. Er besaß fast alle Bücher und Stücke von Wenter (zumeist mit Widmungen), sammelte Zeitungsausschnitte, Prospekte und Fotos, und wenn Wenter seinem „freundwilligen und gütigen Archivario“ wieder einmal ein Manuskript sandte, so konnte er sich sicher sein, dass dieses zum „Akt – Wenter“<sup>8</sup> kam.

Diesen ‚Akt‘ Wenter wieder zu öffnen fällt nicht leicht, nach der Arbeit von Friedbert Aspetsberger<sup>9</sup>, aber die Quellenlage hat sich seither wesentlich verbessert. Das nahezu ‚schwarz‘ gemalte Bild von Wenter könnte damit zumindest durch Grautöne aufgehellet, es könnte auch wieder vermehrt der Blick darauf gerichtet werden, was im Werk von Wenter noch als lesenswert angesehen werden kann. Und da möchte ich auf seine Tierromane, seine Landschaftsschilderungen und vor allem seine Kindheitserinnerungen verweisen.

Wenters Tagebücher sind bis auf ein einziges und einige lose Blätter verloren gegangen. Wenter war 1943 von seiner Wohnung in Baden nach Rattenberg übersiedelt. Die Badener Wohnung wurde von den Russen besetzt und geplündert.

Dieses eine Tagebuch aus den Jahren 1905–1911<sup>10</sup>, aus dem im Folgenden einige Stellen wiedergegeben werden, gibt Einblick in einen bisher kaum bekannten Lebensabschnitt Wenters. Die ausgewählten Stellen belegen aber auch, dass nicht nur Nietzsche sich mit dem ‚Fall Wagner‘ auseinandersetzen musste, sondern dies kaum einem Intellektuellen um die Wende zum 20. Jahrhundert erspart blieb.

### Aus dem Tagebuch 1905–1911

Es ist mir wieder neu aufgegangen, wie weit ich von Wagners Idee entfernt bin, u. wie sehr dieser Unrecht hatte, die absolute Musik zu Gunsten des Musikdramas zu verkleinern. Auch die Symphonie ist Drama im höchsten, vielleicht im reinsten Sinne, weil hier eine Entwicklung ohne die Zuhilfenahme des begrifflichen, des Wortes, also die reine Idee des Weltenwillens, des Lebensprinzipes vor sich geht; ohne die, immerhin einseitige im Menschen dargestellte Idee; Vielleicht ist sogar höhere Gestaltungskraft

nötig zur Symphonie als zum Musikdrama. Gerade durch das begriffliche Wort wird alle Entwicklung, alles Drama ( $\delta\rho\lambda\upsilon$ ) specificiert u. es sind seltene Ausnahmen in den Werken unserer Allergrößten, wo wir ein Allgemeingeltendes, zu allen Zeiten Wahres Geschehen, also eine reine Idee könnte man sagen, dargestellt sehen; es geht auch das Bestreben aller großen Tragiker (ich sage absichtlich Tragiker, denn nur dieser kann den Weltenwillen in seiner Größe erfassen u. darstellen, dem Lustspieldichter ist nur der Mensch als Mensch, in den sich selbst geschaffenen zeitlichen Umständen, ohne die zwingende ewige Notwendigkeit wichtig) dahin, ihre Stoffe weitentfernt von unserem Gesichts u. Erinnerungskreis zu nehmen, um so es uns zu ermöglichen, jedes Vergleichen mit uns selbst, und damit mit dem zeitlichen Allgemeinen fallen zu lassen u. die reine Idee des Menschen zu geben. Und an Stellen wo die Tragik wuchtet, wo also, ich möchte sagen, eine übersinnliche Notwendigkeit selbst die Menschheitsidee überwältiget, da ist das Wort, der Begriff machtlos; Schweigen ist dort Größe und nun empfindet man das fehlen eines Bindegliedes, nun sollte Musik eintreten; damit habe ich an der Erfahrung bewiesen, daß sie der reine Wille selbst ist, der nur gefühlt wird, weil, wenn über ihn gesprochen wird, das Gesprochene schon eben nur mehr Darstellung ist. Gerade aber aus diesem Grunde bin ich vollkommen gegen eine Verbindung der beiden Künste. Für meine Empfindung geht bei beiden die Unmittelbarkeit und reine Wirkung verloren. (Ich meine nur das Drama, nicht das Oratorium von dem ich mir noch nicht klar bin, warum es mich befriedigt u. mir wahr vorkommt!). Und aus diesem Grunde wär es mir schrecklich wenn z.b. in der Braut v. Messina, in den erschütterndsten Szenen Musik das Schweigen unterbräche; es sei nur, wo es von der Bühne aus selbst, quasi von den dort aus Handelnden, als einzige Möglichkeit ihre Trauer zu deuten angewendet wird. Dann empfinden wir aber selbst so im Geiste dieser Handelnden, daß es uns natürlich vorkommt, dann ist es kein Kunstmittel im strengsten Sinne, das, als von außen kommend gewollt wirken müßte, u. in soferne von mir als recht eigentlich sentimental empfunden würde. Ich dachte überhaupt in letzter Zeit über die Stellung der Musik als Alleinkunst.

Juli 1905.

Schiller sagt einmal: „in ihrer höchsten Vollendung muß die Musik eins mit der Ruhe wie Antike anmuten.“ Darin liegt ein geahntes tiefes aesthetisches Problem. Also nicht Leidenschaft, sondern Kraft, nicht Unruhe sondern Form. Das ist für mich das Wesen der classischen Kunst u. gerade darum ist mir die Moderne in Allem u. Jedem so sehr verhaßt weil sie glaubt mit Leidenschaft u. Unruhe die ihr fehlende Kraft zu ersetzen. Wohl ist Wucht u. Drängen in den herrlichen Werken der Klassiker, aber eben innerhalb der ruhigen Größe u. von selbst sich ergebenden Form eines ganzen Organismus. Und das ist das Zeichen der Kraft, wuchtig u. gleichmäßig, einem inneren Drange folgend, zur Befriedigung zu kommen, während Leidenschaft ihre Form zerbricht, überall hin drängt, u. so den Begriff von Entwicklung überall stört. So ist für mich die Natur classisch. Ich bin überhaupt auf den Gedanken gekommen, daß wirkliche Kraft nie leidenschaftlich, sondern ruhig u. groß ist u. daß nur der Schwache leidenschaftlich wird, weil dort

der Wille ihn selbst übermannt. Ob nun in [!] dies in einer starken Überlegenheit der geistigen u. reflectierenden Kräfte beruht, bin ich mir nicht ganz klar, aber ich glaube es kaum, denn wäre es Reflexion so könnte es nie so unmittelbar wirken: für mich sind solche Menschen eben „vollkommen“, in allen Kräften harmonisch geeinte Naturen, was indes nicht hindert, daß sie sich den Menschen sehr unharmonisch zeigen; und selbst das mag in einer unvollkommenen Ausbildung der einzelnen Kräfte (u. Ausbilden heißt nicht vergrößern sondern Wege bahnen, damit die Kraft sich leichter zeige u. betätige) nur liegen, weshalb sich diese in bewußtem Zustande befehlen, hingegen im unbewußten Zustande des Schaffens mit herrlicher Einmütigkeit zum einen Ziele treffen. Mich hat zu diesen Gedanken auch der Anblick einiger Reproduktionen von Rodin gebracht. Ich kann den genialisch tuenden Kerl nicht verknüpfen. Das ist ja lauter Leidenschaft, nirgends Größe. Sein „Kuß“ ist mir geradezu pervers. Keine Ruhe, keine Hoheit; das ist auch der tiefe Grund, warum wir bei hoher Kunst religiös empfinden. Da schweigt auch schon der Kampf, da ist Friede. Goethe sagt: „die Kunst beschäftigt sich mit dem Schweren und Guten“ und ein andermal sagt er: „das Classische ist das Gesunde, das Romantische ist das Ungesunde“. Da hat er sicher geahnt, worin das Gesunde liegt, in der gleichmäßigen Entwicklung aller Kräfte, in der Kraft überhaupt.

Juli 1905.

Ich glaube oft, ich müßte Wagner hassen. Und das gerade, weil ich ihn liebte wie einen Gott, weil ich weinen konnte bei seinem Andenken. Und jetzt werde ich oft das Gefühl nicht los, als sei er nicht ganz wahr gewesen. Ich habe das Empfinden, als habe ein vorgefaßtes Wollen sein künstlerisches Thun ganz beeinflußt, u. das halte ich für Lüge beim Künstler, für notwendig beim Manne der Tat im Leben. Ich kann auch den Verdacht nicht loswerden, daß Wagner nicht Dramatiker war. Er wollte es sein. Aber die Musik kann nicht selbst Drama sein u. noch ein Wortdrama begleiten. Sie wird episch u. decorartig. Musikdramatiker ist Mozart u. der große Beethoven sind es; Mozarts Don Juan ist gedichtet, in der Musik gestaltet, u. Beethoven, Coriolan, Egmont; Leonore II das sind Dramen das ist fortreißende Wucht u. Tragik. Wagners Musik wird, wenn sie stellenweise dramatisch wirkt wieder durch das Wort gehemmt, aber getreu seinem „Wollen“ seinem [Principe ?], (oh wie häßlich das Wort in der Kunst) darf sie nicht aufhören u. muß – illustrieren. Walküre II. Akt Sigmund-Brünhilde – das ist Drama. Wie vieles Andere ist – Orchester!! Und ich lasse es mir nicht nehmen, die ganze Leitmotivsache ist äußerlich; sie wirkt bildlich, nicht aus dem Unbewußten, es ist Mosaik nicht Leben – Drama. Tristan ist das einzige Drama, weil der Vorwurf so wesenlos u einfach, so einheitlich, der Musik den Hauptwert einräumt, weil das Geahnte hier Vorwurf ist, nicht Handlungen wie im Ring, der gleich den Meistersingern mir immer Hirn u. Herz in fruchtlosem Kampfe zerreibt. Der Große wird mirs verzeihen, aber ich habe Scheu vor ihm, wie vor einem tiefen dunkeln Auge, in dem große Weisheit ist, von dem man aber nicht weiß, ob es ganz aufrichtig ist. – Unser Aller Heil liegt nur in der wahren Dramatik. Sie nur ist gestaltetes, nicht nachempfunde[ne]s Leben wie die Lyrik; Uns allen tut not das „Muß“ nicht das „darf“: Lyrik ist „dürfen, möchten“. Drama

ist: „Müssen, Gezwungen werden“. Daß wir keine Dramatiker haben ist ein Beweis des Niederganges der Kraft. Tendenzstücke sind gedruckte Lügen. Der Gipfel der Lüge u. Verirrung ist Strauss mit seinen Speichelleckern u. Pantoffelnachtrettern. Lügner sind sie; Alle Kraft die ihnen fehlt ersetzen sie durch Lärm u. eine gewisse Form, die mir vorkommt wie die sich im Quadrate vermehrende Zelle des thierischen Organismus, muß ihnen äußerlich die ihnen fehlende Großzügigkeit ersetzen. Die modernen Lyriker gar mit ihrem Orchestergeheul, das mir immer vorkommt wie der Tränenerguß einer von ihrem Schatz verlassenem Köchin, wo die Sinnlichkeit überall durchzuckt, u. man doch so ein göttliches Entsagen, ein weihevolltes Nirwanaschluchzen rückwärts anschwänzt. Das sind ungesunde dumme Schwächlinge.

(Ich weiß, daß ich böse war, aber s' giebt Luft.)

19.II.06. Klinik

Heute ist mirs fest bewußt geworden, daß mein Heil mehr in der Sichtkunst [!] als in der Musik gelegen ist. Gereizt hat es mich oft schon, schon weil die Kraft die mich oft zerreißen will, sich in Worten Luft machen muß, u. weil ich so wenig Ruhe habe, das mühselige Handwerk der Musik zu lernen, u. überdies aus unmusikalischer Familie, rein musikalisch recht schwach begabt bin. Ich habe gar kein absolutes Ohr u. das kommt mir, da ich nach ächter Kontrapunktik strebe recht schwer. Ich höre eigentlich nur homophon, u. wenn man dann so ohne Klavier schönen Kontrapunkt schreiben will, bleibt man über der schweren Ausführung ganz im Gedankenflusse stecken. In mir klingt Alles Alles. Wenn ich ein[e] Blume ansehe könnte ich ein Gedicht machen, oder ich fühle eine warme Melodie in die Augen fließen. Die ganze Welt klingt mir oft. Aber ich kanns nicht niederschreiben; Ich glaube für mich war die Musik so eine Art Warmhaus. Ich konnte mich während der Zeit meiner Studien um sie, ungestört innerlich entwickeln, u. jetzt da ich am sogenannten Ende der Studien angelangt bin, sehe ich, daß ich gar nicht dafür geschaffen bin. Wie mir den ersten blitzartigen Gedanken, Musiker, Schaffender, zu werden, ein dramatischer Moment in der Troubadour-Ouverture gegeben hat, so sehe ich, daß nicht eigentlich die Musik mich anzog, sondern das Gewaltige, das Leidenschaftliche, das für meine offenen Sinne, aber für meinen noch schlummernden Verstand in der Musik viel erregender, u. viel dunkler u. darum mächtiger wirkend war als im Wortdrama, daß dieses Übertreffend Große in mir die verwandten Kräfte auslöste. So glaubte ich damals, ich müßte Musiker werden. So sehe ich heute, ich muß Dramatiker werden. Und ich werds. Ich habe zwingende Kräfte. Aber ich bleibe auch der Musik treu; auch als Schaffender. Ich hätte Heimweh wie ein Kind nach Beethoven. – Heute nun erzählte ich Georg meinen Plan vom Judas. Er sagte ganz ruhig in seiner prophetischen Art: „Das hab' ich längst kommen sehen“. Mir schlug Alles Blut zum Herzen. Es war mir wie ein Abschied, u. wie wenn nicht ich zu entscheiden hätte, sondern wie wenn über mich entschieden worden wäre. Es war wie wenn ein Kind einen Stein weghebt, u. eine Quelle darunter hervorsprudelt, es erschrickt, u. hat doch eine unnennbare Freude. Ich habe nun ein befreites Gefühl.

Ich bin nicht allein auf die Musik angewiesen, die mir oft so schwere Stunden machte. Morgen fange ich meinen Judas an. Aber meine Rhapsodie mache ich doch noch für Orchester u. Chor.

Leipzig-Klinik d. 22./II.06.

Ich komme immer mehr zu dem Glauben, als ob sich in mir eine Epoche der Kunstentwicklung einen würde, die mit all' der jetzt herrschenden Richtung nichts zu tun hat. Eine Art von Renaissance, im Sinne des cinque cento. Vielleicht komme ich gerade deshalb noch zu keinem ersprießlichen Arbeiten, da ich nicht arbeiten kann ohne Einheitsempfindung, ohne Styl. Und ich müßte die Phase in die mich meine Zeit gestellt überwinden um einer neueren Träger werden zu können. Ich meine die Phase, des [Urgotischen ?] u. darum formlosen, des Geahnten, wo in der Kunst Contraste vermieden, Rhythmen [!] verschleiert werden, Farben verschmolzen, Gesetze verhüllt durch Symbolismen sind; diese hypersensitive Art zu empfinden u. zu schaffen. Ich glaube diese Phase – sie war ungeheuer mächtig in mir u. ihr danke ich den Text meiner Rhapsodie – innerlich bald zu überwinden, um zu dem Punkte zu gelangen wo ich mich selbst ganz finde, meinen Styl. Und der beruht auf dem reinsten Gegensatz des Gesagten. Ich liebe den Positivismus die Kraft, den Kontrast, das Drama. Für mich ist die ganze Renaissance [!] Drama, ebenso die klassische Zeit zum Unterschied von unserer Jetztzeit die mir so schwach erscheint. Ich glaube sie hat Kindwehen zu überstehen gehabt.

19./III.06.

Ich schlepe mich ohne Stimmung, ohne Begeisterung ohne inneren Halt so durch die Tage. Ich fühle mich entsetzlich klein, beobachte mich immer selbst, finde nichts als Fehler. Goethe will mir nichts helfen. Sein Wilhelm Meister hat etwas Nivellierendes für mich. Ich kann ohne tiefste Begeisterung, ohne Ewigkeitsgefühle nicht leben. Die Welt wie sie von Außen sich mir zeigt gleitet ab. Ihr Ziel und Ende allein konnte mich tief ergreifen. Ich mußte mich selbst vergessen und getragen werden von dem breiten Tone, der mir aus diesen Fernen herüberklang. Das war meine Welt und ist die einzige in der ich schaffen und schauen kann. Nun trafen mich Goethes Worte und Weisheit wie einen Schuljungen, der von seiner Phantasiereise ins Wunderland an seine Pflichten gemahnt wird. Ich komme mir sehr klein und windig vor. Meine verlorene Begeisterung, die ich mir bei Goethe holen wollte wurde aufgelöst u. Zweifel an der Echtheit meines bisherigen Lebens und Empfindens quälen mich. In mir ist recht hart der Kampf entbrannt, zwischen dem ethischen (musikalischen) u. künstlerischen (bildenden) Menschen. Und doch besitze ich so viel Assimilation um nicht von Beiden sofort ergriffen zu werden. Nun der Zweifel: „Bist du überhaupt etwas Eigenes?“]

(Brief an Stier) [August 1906]

Im ethischen Menschen empfinde ich die fortwährende Frage nach dem: „Warum, wozu“, der Welt und des Wollens. Ohne große Anfangs und Endpunkte ist eine Ethik nicht denkbar. Ich komme dabei natürlich auf das Wesen des Lebens und nicht auf

seine Erscheinung. Nun fühle ich aber ganz deutlich, daß ein Künstler im Goetheschen Sinne einzig und allein das Weltbild gestaltet, unbeschadet seiner Sittlichkeit oder Unsittlichkeit. (Zweck oder Zwecklosigkeit.) Der eine das breite Licht, der andere das harte unerbittliche Wollen. Das ist oft der aufreibende Kampf in mir, daß ich vom Einen zum Anderen hinneige u. Eines das Andere entkräftet. Raffael – Michelangelo, Goethe – Schiller Beethoven.

Die Musik ist ohne das gewaltige innere mitleidende „Werde“ nicht denkbar; aber der schauende Künstler soll nur Medium sein, unberührt vom Wesen der Dinge, begeistert vor allem durch ihren Schein. Deshalb ist Goethe kein Dramatiker, und doch kann ich mich nicht losreißen von ihm.

(Brief an St.) Aug. 1906.

Goethe erzieht die Menschen (Gesellschaft.)

Schiller erzieht den Menschen. (sittliche Individualitaet)

Goethe erzieht durch Weisheit.

Schiller erzieht durch Charakter.

Durch Goethes Geist flutet das Leben und wird von ihm beleuchtet.

An Schillers Geist bricht es sich, und wird gestaltet, deshalb ist er Dramatiker.

Die Gothik verzichtet auf schmückendes Beiwerk aus Askese, die Renaissance aus vollkommen veredeltem Geschmacke.

– Aug. 1906.

Wie sehr Wagner das eigentlich Dramatische fehlt, u. wie sehr er ganz Romantiker ist, wurde mir bewußt beim Erstmaligen Anhören seiner Faustouvertüre. Abgesehen davon, daß das Thema kaum eine gute Entwicklung zuläßt, ist es derart weich, daß es in der Fortführung nicht dramatisch wirken kann. Die Rührseligkeit des II. ten Themas verrät zu sehr die Tristan-Zeit. Das ist kein Goethescher – Faust. Dazu fehlt Wagner die Härte. Und die Sinnlichkeit der Instrumentation hebt an u. für sich schon die tragische Wucht auf. Das ist kein „Gott der im Busen wohnt“, und die Durchführung ist kein „Dasein eine Last“. Darum wirkt auch der Schluß nicht wie „der Tod erwünscht“. Wagner war kein Musik Dramatiker. Er hat Musik zum Drama geschrieben, aber selbst seine Texte sind zu romantisch um tragisch zu wirken. Denn wirklich tragisch kann nur die Kraft wirken, die an einer Notwendigkeit zersplittert. Die Romantik wählt aber immer Stoffe in die das Zufällige, das nicht Notwendig Bedingte, das oft Übersinnliche, überhaupt die Leidenschaft die Kraft ersetzt. Da solche Geschehnisse außer den Naturgesetzen stehen, empfinden wir nicht das Allgemein Gültige, Ewige, u. empfinden sie nicht als Tragisch. Denn tragisch ist nur die Kraft, sie aber auch immer. Denn ihr Ende trägt sie in sich. Damit sie ende, muß sie im Widerstande fallen. Ohne Widerstand empfinden wir sie nicht als wirkend. Das Ende ist die Tragik. Schuld ist Nebensache. Tragik ohne Schuld ist die höchste, denn sie ist das Leben, das nur im fortwährenden Ende von Kräften, d.h. Kampf sich darstellt.

Ein gefällter Baum ist die höchste Tragik. Dahin gehört der Caesar. Wie romantisch u. gewollt furchtbar wirkt Siegfrieds Tod im Ring. Wie sehr muß nachher die Klage erhoben werden, damit wir zum Mitleid gezwungen würden. Und wir werden es doch nicht. Ich empfinde den blonden Helden immer mit einem Spottlächeln über seine barbarische Kraft, die nicht weiß was sie will und nur zerstörend u. egoistisch wirkt. Ich bin sehr gespannt was Hebbel wohl aus den Nibelungen gemacht haben wird.

Ich habe Wagners Bild entfernt von meinem Schreibtische. Es stört mich. Er mutet mich weiblich an. Ich glaube ich hasse ihn.

30.XI.06.

Am 3.ten Dezember den Saul vollendet. Ein Gefühl tiefster demütigster Dankbarkeit gegen den Geist der in uns Allen wirkt und der göttlich ist. Ich bin zufrieden. Was mir als gigantischer Nebelfleck, als brausender Wind im Sinne lag, das habe ich jetzt geformt. Was ein einziges, chaotisches grandioses Empfinden war ist jetzt gegliedert und gebaut. Wie ich am 30. Dezember vorigen Jahres nachts um 2 Uhr den Saul in einem kurzen Gedankenblitz erfüllte, sodaß der Puls rascher gieng und es mich kaum im Bette litt, so habe ich ihn behalten und jetzt ist mir, als wäre eine grosse Leere um mich, als wäre ein gewaltiger Gewitterregen über mich gebraust, aber der zuckt noch nach, und aus diesem sehnsüchtigen Nachzucken will ich das Vorspiel machen. Ich fühl's wie jede gelungene Arbeit die Kraft vergrössert, und die Freiheit ausbreitet. Mir ist als hätte ich musikalisch auch gelernet durch die Dichtung des Saul. Ich weiß, daß seit Hebbel kein so ernstes Werk, und wenn ich Schiller übergehe, seit Shakespeare vielleicht kaum ein so grosszügiges tragisches Werk geschrieben wurde. Diese Vermessenheit ist in demütigster Bewunderung dieses ganz Grossen gedacht. – Ich weiß klar, daß Hebbel nur das Bindeglied zu einer neuen Entwicklung der grossen Tragoedie sein kann. Er ist auch für mich zu hell, zu klar, zu dialektisch um seine so rein und innig erfüllten Menschen auch so darzustellen. Es fehlt ihm das mächtige Halbdunkel, das uns Menschen umgeben muß, wenn wir wirklich Träger des tiefsten Leides werden sollen. Mir ist, glaube ich beim Saul dies Halbdunkel restlos gelungen. Es wird nicht leicht sein eine Besprechung von Sauls Charakter zu schreiben, eben weil er vielgestaltig ist wie Macbeth, u. Lear, vielleicht manchmal wie Hamlet. In den ersten drei Akten ist er noch ein Hebbelscher Mensch, im IV. entfernt er sich davon, und im V.ten glaube ich, weist er gewaltig auf Shakespeare. Oh dieser Richard II. Welches Leid!!! Ich habe keine Angst, man könne mir Anlehnung an Shakespeare vorwerfen. Wir müssen doch wieder zu ihm zurück in Charakterzeichnung, Schwung und Pathos. In der Schürzung des Knotens, mehr aus der Tiefe des Menschseins haben wir Hebbel viel, unendlich viel zu danken! Aber mir ist oft, als müßte er überwunden werden, und als wäre ich am besten Wege dazu! Jetzt nur einen neuen Stoff. Vielleicht bringt mir Joh. Scherer's [!] „menschliche Tragikomoedie“ einen.

Meran, d. 13.XII.09.

## Brief von Josef Wenter an Hans Lederer

Dr. Josef Wenter,  
Klagenfurt, Postfach 225.

Klagenfurt, 16.7.28.

Herrn Professor Dr. Hans Lederer, Innsbruck.

Sehr geehrter Herr Professor!

Zunächst erlauben Sie mir, meiner Freude Ausdruck zu geben über die Tatsache, dass wissenschaftlicherseits von meinen Arbeiten Kenntnis genommen werden soll; und nehmen Sie meinen besten Dank dafür, dass Sie sich dieser Mühenahme unterziehen wollen. Es ist mir trotz vielen Bemühungen nicht gelungen, meine Dramen verlegen zu lassen. Darum kann ich nur Maschinenabschriften übersenden. Die Verleger scheuen dramatische Literatur, die sich angeblich nicht bezahlt macht. Wie viel das Stoffgebiet meiner Dramen daran Schuld trägt, und wie viel die tyrolische Schwersinnigkeit und Eigenbrödelei, die es mir fast unmöglich machten, Connexionen aufzusuchen oder zu kultivieren, das will ich nicht entscheiden. Sicher ist, dass das Weltbekenntnis wie es offen oder verhüllt in meinen Dramen west, in die Zeit herrschender Majoritäten und unheldischer Geschäftemacher nicht sich fügen will.

Ich teile nun zunächst die gewünschten biographischen Daten mit. Ich bin geboren in Meran, am 11. August 1880, aus einer altsüdtirolischen Familie. Meine Vorfahren waren Gasthofbesitzer, Senatoren, Gutsbesitzer. (So gehörten die Schlösser Katzenstein und Rosenstein zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch der Familie Wenter) Urgrossvater und Grossvater waren Postmeister; Letzterer besass neben anderen ausgedehnten Grundbesitzen noch das Hotel Erzherzog Johann, das mein Vater Ignaz Wenter zu hohem Ansehen brachte. Herzog Leopold von Tyrol, der Bruder Kaiser Ferdinand des Zweiten und Gemahl der Claudia von Medicis verlieh meinen väterlichen Vorfahren im Jahre 1622 Wappen und Freibrief, für „in Kriegsläufteu geleistete Dienste“ im 16. Jahrhundert. Ich erwähne diese Details zur Erhärtung meiner alttyrolischen Stammeszugehörigkeit.

Meine mütterliche Familie, Poell, stammt aus dem Oberinntal und ist so viel mir bekannt, in den schweizerischen Glaubenskriegen aus dem Engadin nach Landeck eingewandert. – – Ich habe am Benediktiner Gymnasium-Meran maturiert. Dann diente ich das einjährige Jahr bei den Kaiserjägern in Innsbruck und ging dann nach München, wo ich drei Jahre Musik studierte; ich besuchte dort auch die musikhistorischen Vorlesungen Professor von der Pfordtens. Ich wollte Komponist werden. Von München, wo ich nur musikalischen Privatunterricht bei Viktor Gluth nahm, gieng ich nach Leipzig und bezog dort das Konservatorium. Josef Pembaur jr., Heinrich Zöllner und Artur Nikisch waren meine Lehrer. Ich absolvierte dort mit einem siebenstimmigen gemischten Chor und einem Symphoniesatz. Dann nahm ich, wieder in München, Privatstunden bei Max Reger, der mich für begabt hielt. Trotzdem musste ich erkennen, dass das musikalisch-technische Erbgut meiner Familie zu gering war, um mitkommen zu können. Es waren

harte Stunden, die mir Widerstrebendem diese Erkenntnis aufnötigten. Von Kindheit an nur mit der Geige, nie mit dem Klaviere vertraut, hörte ich nur linear, nur horizontal. Die ungeheuer vertikale Kompliziertheit moderner Partituren blieb mir Hekuba. Ich kam noch klar und ja-sagend bei Brahms mit. Vor Richard Strauss musste ich kapitulieren. Und der war Fanfare der Zeit. Noch ein anderes Moment aber, und wie ich wol glauben muss, das wesentlichere und tiefere bestimmte meinen Frontwechsel zur Literatur. Das Ringen nach Erkenntnis der Welt und des Welthintergrundes war stärker in mir, und zu bewusst, als dass mir Musikschaffen hätte Befreiung werden können. Ich habe wirklich den Sprung in die Tragödie aus dem Geiste der Musik getan. Damals, – ich war 28 Jahre alt – schrieb ich die Tragödie „Saul“, mein erstes Wortwerk, das der Verlag S. Fischer-Berlin sofort annahm. Damit war mein Frontwechsel, wenigstens äusserlich, vollzogen. Innerlich litt ich durch mehr als ein Jahrzehnt so, dass ich Konzerte und Opern mied; ja ich habe noch vor drei Jahren ein Singspiel komponiert um die Musiklust zu büßen.

Ein musikalisches Erlebnis war es auch, das mich zu meinem bisherigen Hauptwerke, dem fünfteiligen Dramencyklus aus der deutschen Kaisergeschichte entzündete. Eines Tages spielte und sang ich mir Löwes Ballade: Die Glocken von Speyer. Als ich den Basso ostinato der linken Hand griff, musste ich vor Erschütterung aufspringen. Klar stand es vor mir: du schreibst die Tragödie des deutschen Kaisertums! – – Vorher noch hatte ich einen Cyclus von drei Einaktern, um die erhabene Gestalt Lionardo da Vincis geschrieben. (Ich lasse nur mehr den mittleren Teil heute gelten, und auch diesen mit Einschränkung. Im „Neuen Verein“-München las ich diesen Teil öffentlich, und hatte sehr gute Kritik.) Zu jener Zeit hörte ich in München die Vorlesungen von Th. Lipps, Geiger, und Artur Kutscher, in dessen Seminar ich öfters Vorträge hielt, wie auch im „Verein der freien Studentenschaft“ vor Arbeitern. Zu jener Zeit entstand ein bürgerliches Schauspiel: „Gewitter“, angeregt durch die Russen, besonders Tschchow. In jene Zeit fiel meine Bekanntschaft mit Wedekind, dessen Werk und Persönlichkeit für mich von revolutionierender Wirkung waren. Nicht nur weltanschaulich! Auch stilistisch. Ich stand damals völlig im Banne Hebbels. Es gab einen Zusammenprall, der mich fast an den Rand des Selbsterhaltungswillens brachte. Trotzdem, oder vielleicht gerade wegen der ungeheueren Wucht mit der Wedekinds Werk in meine völlig verschiedene Welt einbrach, kam es nur zu einer wahrscheinlich notwendigen Durchsäuerung und Befreiung, nicht aber wüsste ich, dass ich eine Arbeit unter dem Einflusse Wedekinds gemacht hätte. Ich war einfach auf mehrere Jahre lahmgelegt. Ich habe dann in Tübingen aus Philosophie, Psychologie, Kunsthistorik und Aesthetik promoviert und hätte mich gerne habilitiert. Da kam der Krieg. Im Winter 1915 an Gelenkrheuma schwer erkrankt, wurde ich nach monatelanger Spitalshaft ans Ersatzbataillon des 2. Regts, T.K.J. nach Beneschau transferiert. Schon vorher habe ich mit Ausarbeitung des ersten Stückes aus dem Kaisercyclus begonnen. Lange schwankte ich im Stil. Hebbels Wort: „Die deutsche Kaisergeschichte ist eine Krankheitsgeschichte“, reizte mich. Aber sein Stil, über den ich – nebenbei gesagt – die Dissertation vom psychologischen Gesichtspunkte aus arbeitete, bannte mich immer noch. So schrieb ich „Canossa“ in Jamben. Zerriss es. Schrieb es in feierlicher Prosa, ähnlich dem alttestamentarischen, durch die Bibel und

„Judith“ vertrauten, die ich im „Saul“ mit Glück angewendet hatte. Zerriss es wieder. Es war Maske. Da spielte mir der Zufall Strindbergs historische Dramen zu. Nun wars mir, als hätte ich meine Haut gefunden. So klar, so prall passte mein historisches Erleben nun in die, hier gefundene kurze Prosa des Dialogs, die ich mir durch sehr strenges Arbeiten zu eigen machte.

In Beneschau schrieb ich dann den Operntext „Mariza“, den ich selbst noch komponieren wollte; dann aber verzweifelte ich an meinem technischen Können, hatte auch kein Klavier und gab den Text an Dr. Karl Senn, der ihn ja inzwischen komponiert hat.

Nach dem Kriege entstanden in kurzer Zeit: Untergang, Barbarossa, und Heinrich d. Sechste. Friedrich d. Zweiten habe ich nicht vollendet, da mir dieser Gewaltigste in zu gebrochenen Lichtern zu erscheinen begann und ich mir die Umarbeitung auf reifere Jahre vorbehalten wollte. Das soll nun im heurigen Winter geschehen.

In München schrieb ich 1923 das Volksschauspiel „Aus tiefer Not“ (Johann Philipp Palm), aus Zorn über die Rheinlandschmach.

Dann entstand das Schauspiel „Der Kanzler Wilhelm Biener“. Das tiefe Bedürfnis, den Manen dieses „treuen Mannes“ und freien Geistes ein Denkmal aufzurichten, und meine Sehnsucht nach Tyrol, veranlassten mich zu dieser Arbeit.

Dann schrieb ich das Singspiel „Fanny Elssler“, zu dem ich auch die Musik schrieb. Teils der Not gehorchend, denn ich hatte in der Inflation mein Vermögen verloren, teils aus Musiksehnsucht. Der Text musste freilich eine Conzession ans Publikum sein, die mir nicht leicht fiel, wollte ich meinen Zweck erreichen. Aber bisher verstaubt das Ding. Die Partitur hingegen hat mir viel Freude gemacht, wenn sie auch eklektisch alte Tanzrhythmen bevorzugt und in gewolltem Gegensatz zur heutigen „Operette“ steht.

Im Winter 1927 schrieb ich ein modernes Schauspiel: „Diktatur“, in dem ich mich mit der Idee des Staates auseinandersetzte.

Eine Skizze: „Die Hinrichtung“, sollte mir das Handgelenk für die erzählende Prosa freimachen, und war eine notwendige Niederschrift nach seelischen Erschütterungen.

Im Winter 1928 schrieb ich das Lustspiel: „Hochstapler“ eine Auseinandersetzung mit der Oberfläche unserer Epoche.

Jetzt arbeite ich an einer grösseren Prosaerzählung. -- So habe ich die verschiedensten Gebiete angebaut, teilweise der Not gehorchend, nicht dem Triebe. Denn, so wie mich an dem Kaiserzyclus nur die gewaltige Epoche der Scheidung der Geister interessierte, und mir jede Tendenz ferne liegt, wenn auch meine Liebe bei der Erde Deutschlands und seinen Herren ist; so interessiert mich stets nur jene Periode im Weltgeschehen, in der – vielleicht ist es erlaubt zu sagen – das Antlitz Gottes sich auf einen Augenblick enthüllt, und deutliche Wege zu Auseinandersetzungen führen. So könnte, und werde ich wol auch mit derselben tiefen Anteilnahme mit der ich Germaniens Kaiser zu gestalten versuchte und ihre gewaltigen dreifachgekrönten Widersacher, den Recken Cromwell auf die Bretter stellen.

Aber die Bretter versagen sich mir. Coburg allein hat mich bisher dreimal uraufgeführt, mit starkem Erfolg. Aber im Allgemeinen müssen die Theaterleiter wahrscheinlich politische Rücksichten beobachten, und ignorieren deutsche Vergangenheit, wie dies ja auch offiziell getan zu werden pflegt. Dabei wurde von ernsthaften Leuten immer betont, dass meine Dramen nicht geschichtsbelastet, sondern reduziert auf menschliches Leid und geistigen Kampf den seelischen Gehalt der deutschen Epoche um 1000 geben. Ich konnte mich selbst von der grossen Wirkung, die „Heinrich der Sechste“ heuer in Coburg hatte überzeugen. Das Herzogspaar hat mich nachher der Familientafel zugezogen und mich in liebenswürdigster Weise ausgezeichnet. Die Aufführung war deshalb literarisch besonders interessant, da im Jahre vorher Grabbes H. d. S. aufgeführt ward, und ich also keinen geringen Kämpfen vor mir hatte. – – Klagenfurt hat 1924 zur Abstimmungsfeier das Volksschauspiel „Aus tiefer Not“ aufgeführt. Das Publikum war stark interessiert auch die Presse sehr gut.

Sehr geehrter Herr Professor, ich merke dass mein Schreiben mählig ins Uferlose gerät. Aber ich wollte Ihren Wünschen möglichst nachkommen. Ich übersende nun wunschgemäss meine Arbeiten, aus denen ich nur das, mir nicht mehr Zusagende eliminierte. Dass ich musikalisch noch ziemlich viel geschaffen habe, erwähne ich nur um die eigentlich nicht sehr grosse Zahl meiner literarischen Arbeiten zu motivieren. Wenn auch der Operntext „Mariza“ und der Singspieltext „Fanny Elssler“ nicht voll zu werten sind, so habe ich sie doch beigelegt, da sie mir zur Abrundung der literarischen Physiognomie nicht unwichtig erscheinen. Herr Professor mögen darüber nach Gutdünken verfügen. Es folgen also:

„Lionardo da Vinci“ entstanden	1910	
(„Gewitter“, entstanden	1911,	habe ich nicht zur Hand)
„Canossa“	1916	
„Mariza“	1918	
„Untergang“	1919	
„Barbarossa“	1920	
„Heinrich d. Sechste“	1921	
„Fanny Elssler“	1923/24	– (mit der Partitur und den Auszügen dauerte dies Opus so lange bis zur Beendigung.)
„Wilhelm Biener“	1926	
„Diktatur“	1927	
„Die Hinrichtung“	1927	
„Hochstapler“	1928	

Die Tragödie „Saul“, entstanden 1908 und das Volksschauspiel „Aus tiefer Not“, entstanden 1922, lasse ich durch meinen Theatervertrieb, den „Münchener-Theaterverlag-Nürnberg, Kobergerstrasse 50“ übersenden; ebenso den „Barbarossa“ da ich von den drei Stücken keine Abschriften hier habe.

Hoffentlich [!] belaste ich Sie nicht allzusehr mit soviel Material, verehrter Herr Professor. Aber lassen Sie mich nochmals meiner Freude Ausdruck verleihen, und der Genugtuung, dass sich die Wissenschaft meiner erinnerte. Besonders freuen würde ich mich, wenn Sie in einem Aufsätze sich meiner so consequent totgeschwiegenen Produktion annehmen würden. Vielleicht habe ich im Herbste Gelegenheit, Ihnen persönlich näher zu treten. Das wäre mir sehr erwünscht.

Mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochschätzung  
bin ich Ihr ergebener

Josef Wenter.

### Anmerkungen

---

- <sup>1</sup> Nachlass Josef Wenter (Schenkung Konschegg).
- <sup>2</sup> Brief von Wenter an Ficker, 22.7.1919, Nachlass Ficker.
- <sup>3</sup> Wenter hatte Ficker einen Aufsatz über die „Reichsstraße 31“ zugesandt.
- <sup>4</sup> Brief von Wenter an Ficker, 15.2.1942, Nachlass Ficker.
- <sup>5</sup> Leise, leise! liebe Quelle. Eine Kindheit. München: Piper 1941.
- <sup>6</sup> Brief von Wenter an Ficker, 2.1.1942, Nachlass Ficker.
- <sup>7</sup> Hans Lederer: Tirol. In: Eduard Castle (Hg.): Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Bd. 4: Von 1890 bis 1918. Wien: Fromme 1937, 1276-1322, der Eintrag zu Wenter findet sich auf S. 1312.
- <sup>8</sup> Brief von Wenter an Lederer, 26.2.1932, Nachlass Lederer.
- <sup>9</sup> Friedbert Aspetsberger: Literarisches Leben im Austrofaschismus. Der Staatspreis. Königstein/Ts.: Hain 1980, hier bes. 116-150.
- <sup>10</sup> Nachlass Josef Wenter (Schenkung Konschegg). Ich danke Frau Elisabeth Usenik und Hans Prantl für die Hilfe bei der Transkription und Kollationierung der Tagebuchstellen.



**B**irgit Unterholzner  
Die Blechbüchse

Verscharre die Blechbüchse im Garten oder sonstwo, sagte Mutter. Sie fügte hinzu, falls mir etwas zustoßen sollte. Welche Blechbüchse, fragte ich mehr stutzig denn neugierig, Behälter aus Metall, Holz oder Pappe interessierten mich, damals zehnjähriges Mädchen, herzlich wenig. Du wirst sie finden, antwortete Mutter, fuhr ins Krankenhaus und ließ sich böse Gewächse aus dem Unterleib reißen. Drei Wochen später kam sie zurück, ihr vormals dichtes Haar stand als dünner Flaum, die Brauen und Wimpern waren verschwunden aus ihrem Gesicht. Ansonsten nahm unser Leben den gewohnten Lauf. Die Blechbüchse, die ich weder gesucht noch gefunden hatte, schwand aus meinem Gedächtnis.

Dreißig Jahre später sprach sie jene mysteriöse Aufforderung erneut aus, in exakt denselben Worten, im entsprechend nüchternen Ton. Dieses Mal erregte sie weit mehr meine Aufmerksamkeit. Weshalb sollte dir etwas zustoßen? Fliegen ist heute sicherer als Rad fahren. Blechbüchse? Was ist darin? Warum verscharren? Schroff wies Mutter an, nicht zu fragen und die Büchse unter keinen Umständen zu öffnen, ich sollte sie vergraben. Schwör's, befahl sie.

Manchmal redete sie in Rätseln, ich hatte mich daran gewöhnt und nickte. Sie würde es als Versprechen auslegen, und ein Versprechen war ihr heiliger als jedes Gebet. Mutter sollte Gewissheit haben und unbeschwert die Reise antreten.

Die Gespräche rund um die Büchse fallen mir ein, weil ein Citroën seit einiger Zeit zu überholen versucht, und er ein bisschen aussieht wie eine goldgelbe Blechkiste. Der morgendliche Berufsverkehr schiebt sich stadtauswärts, die Ampeln blinzeln, springen auf Rot launisch wie alte Weiber und behindern die eilenden Menschen. Meinen Wagen manövriere ich durch den Verkehr und mutmaße über eine mögliche Büchsenexistenz.

Tatbestand oder mütterliche Erfindung?

Merkwürdig ist Mutter immer gewesen, argwöhnisch in allen Lebenslagen und eine große Schweigerin. Ihre Äußerungen blieben auf Alltäglichkeiten beschränkt – oder unverstanden. Die Blechbüchse ordne ich letzteren zu und will es damit auf sich beruhen lassen.

Die Kolonne steht jetzt. Die Fahrer rundum schauen auf ihre Armbanduhren und dann aus den Fenstern. Meine Hände liegen auf dem Lenkrad, das Kinn fällt ein wenig herunter, weil ich es losgelassen habe und eigentlich nur noch loslassen möchte. Draußen steigt die Hektik von Minute zu Minute, der Uhrzeiger steht kurz vor neun, man sollte bereits im Büro, im Geschäft, im Friseursalon sein und mit der Arbeit beginnen.

Ich bleibe ungerührt. Denn seit ich *jene* Gewissheit habe, ist die Zeit für mich stehen geblieben. Ich spüre ihr tickendes Gewicht nicht mehr.

Es gibt niemanden, der mich heute erwartet.

Während ich weiterfahre, reihen sich im Kopf Bilder an Bilder. Sie legen sich über die Realität wie ein zweiter Film. Über Verkehrsampeln, Fahrer, Umleitungspfeile rollt der Leichenzug mit den Trauernden. Hinter den Särgen schreiten Johannes und ich. Seite an Seite. Die ungewohnten Kleider lassen seinen Gang hart werden. Anzugsjacke, Hosenbeine, alles schlenkert, sein schwächlicher Körper verschwindet zwischen den Stoffbahnen. Und seine Augen, seine Augen lauern aus grauen Höhlen.

Nach uns Tante Karla ... sie tropft und heult wie ein aufgesprungenes Wasserrohr. Dabei hat sie den Kontakt mit Mutter seit Jahren so gut wie abgebrochen. Gustav, ihr Jüngster, stolpert daneben her, er reicht ihr ab und zu ein Taschentuch oder den Arm, linkisch, in steifen Bewegungen. Sein kleiner Kopf entwickelt während des Umganges ein autonomes Eigenleben, wendig wie der einer Drossel, vor, zurück und nach allen Seiten hin. 152 Leute, raunt er später in mein Ohr, wahrscheinlich wollte er mich trösten. Sobald er die Zwanzig überschritten hatte und umso trotziger auf den Strubbeligen Peter und den Suppenkaspar bestand, fiel es Tante Karla wie Schuppen von den Augen. Die Ärzte hatten mit ihrer Diagnose Recht gehabt. Trotzdem verbreitete sie weiterhin tapfer, der Bub sei *halt ein bisserl schüchtern*.

Tante Karla ist eine ehrgeizige Frau. Dass einer der beiden Söhne geistig zurückgeblieben ist und sich der andere, obwohl normal geraten, erbärmlich durch die Schulzeit plagte, ständig in Schwierigkeiten mit Arbeitgebern steckte und er heute mit vierzig Jahren am Rande des Lebens steht, während die Nichte Vorzeigeschülerin des städtischen Gymnasiums war, die Stelle in der Bibliothek antrat (*Bezahlt werden fürs Rumsitzen*, so Tante Karla wörtlich), schließlich Manfred heiratete (*Was der Herr Doktor an dem blassen Dingelchen findet?*) und mit ihm ein gesundes Kind in die Welt setzte, *das alles* hat Tante Karla nie verwunden. Sie suchte einen Schuldigen für ihr missratenes Leben. Den Sündenbock fand sie in ihrer Schwester, die es allem Anschein nach besser hatte: einen gut aussehenden Mann und ein Musterbeispiel von Tochter. Dass mich Manfred nach drei Ehejahren verließ, milderte ihren Groll gegen uns. Sie tätschelte mir damals in der belebten Straße mit den vielen vertrauten Gesichtern die Wangen, schimpfte mit übertriebener Empörung, lauthals, zur Freude aller Neugierigen, Dieser Schuft, da hat er eine andere und du das Kind, während mir die Tränen auf die Brüste tropften und meine Stadt zu einem verregneten Temperagemälde zerfloss.

Vaters Schwestern reisten an, in schwarzen Kostümen, mit geschminkten Lippen. Sie drückten mich in ihre Blusen und sagten, Wir sind für dich da, wenn du uns brauchst. Die Särge wurden nacheinander in die Gruben geseilt. Statt eines sanften Entgleitens, wie es der feierlichen Zeremonie entsprochen hätte, polterten sie aneinander und krachten mit den Kanten an die Grabwände. Als der Priester abschließend eine Handvoll Erde auf die Holzoberfläche klatschte, wurde mir schlagartig bewusst, wie kühl der Empfang im Jenseits sein würde.

Blumen warf ich ins offene Grab. Für Vater die Rose, für Mutter eine Lilie. Die Lilie war auf dem Trauerweg aufgeblüht, ohne dass ich es bemerkt hatte.

Der Fuß schnell auf das Bremspedal. Mein Körper wuchtet nach vorne, er wird vom Gurt und den Armen, die sich vom Lenkrad abstemmen, aufgefangen. Es ist, als hätten die am Rumpf hängenden Gliedmaßen beschlossen, Eigenverantwortung zu übernehmen, zuzusehen, dass ich nicht buchstäblich auseinanderfalle. Verdammte, ein Auffahrunfall, das hätte mir gerade noch gefehlt!

Ich bin angekommen. Reglos stehe ich vor dem Haus. Wie klein es ist, denke ich, während ich den Riegel zurückschiebe und das Gartentor aufschupfe. Im Grün schwimmen Porphyrlplatten, als wären sie Eilande. Die Füße setze ich bei jedem

Schritt auf eine Platte. Nie das Gras, nicht einen Halm berühren, lautete die Aufgabe. Mein halbes Leben sprang ich mit Vater darauf herum, auch später als ich solchen Kinderspielen längst entwachsen war. Einbeinig, zweibeinig, auf Dreien, Vieren, Hand in Hand, immer fiel ihm ein neues, lustigeres Spiel ein.

Ich erinnere mich an eine Stadt mit einem großen Platz. Irgendwo mittendrin hatten Kinder Kreise auf den Asphalt gemalt. Als sie des Spieles überdrüssig fortgelaufen waren, hopsten Vater und ich um die Wette. Mutter saß auf einer Ruhebänk und nahm unser übermütiges Tollen wortlos zur Kenntnis. Nie wäre mir eingefallen, Mutter an der Hand zu nehmen und einzuweihen in unser Lachen. In unsere Vertrautheit.

Gedankenverloren betrachte ich die Steinplatten. Handwerkliche Fähigkeiten konnte man Vater nicht zusprechen. Die Platten hätten diagonal durch die Grünfläche zur Haustür verlaufen sollen, aber statt einer Geraden ergeben sich Kurven und Ecken und allerlei Verrenkungen. Dem Gartenzaun zu Füßen lagern Mutters schnurgerade Beete, eine haarscharfe Linie trennt schwarze Erde von grünem Rasen. Stiefmütterchen über Stiefmütterchen, sie hatte an den Lieblingsblumen gerochen und ihr Gesicht hineingesteckt. Komisch, dachte ich immer, wie kann sie sich an diesen geruchlosen Dingen freuen, aber Mutters Garten war voll davon. Sie wuchsen, ein warmes gelbes Meer, dazwischen streuten sich violette Tupfer, so regelmäßig verteilt, als hätte Gott persönlich seinen Ehrgeiz darauf gelegt, sie in geometrischen Mustern zu pflanzen. Mutter ordnete ihr Leben wie jene Blumenbeete, übersichtlich, nach der Richtschnur, während Vater ... lass sie ruhen in Frieden, hör auf mit Kategorisieren, Analysieren, es reicht, wenn du *einmal* im Monat zur Analyse gehst!

*We are the champions.* Vater mochte diesen Song.

Er pfeift, ich stehe auf einem Bein, strecke den Arm und stütze mich an seinem imaginären Körper. Gleichzeitig schwenke ich meinen Kopf im Takt hin und her. Ich muss dabei aussehen wie eine angeschlagene Vogelscheuche und hoffe, dass keiner der Nachbarn mich sieht. Die Tochter springt am Tag nach der Beerdigung auf einem Fuß übers Grundstück, womöglich hat sie den Verstand verloren! Der Absatz meines Halbschuhs schlägt auf, ich stapfe zur Eingangstüre und Vaters Lied verflüchtigt sich in den Himmel.

Der Geruch im Haus ist vertraut, etwas abgestandener als gewöhnlich und ein bisschen nach Kühlschrank. Vorsichtig tappe ich in die Küche und schließe die halbgeöffneten Gefrierfächer. Gewiss hat Mutter schon Tage vor der Abreise mit notwendigen Utensilien gewappnet den Hausputz organisiert. Ich sehe sie vor mir, Besen und Staubwedel in den Händen, Scheuertücher in die Bänder der Schürze geklemmt, den schäumenden Kübel im Schlepptau, wie sie Scheiben und Gläser und Türklinken poliert, wie sie aus den Winkeln und unter den Schränken herausstaubt, wie sie wischt und bürstet. In diesen Dingen war sie konsequent und unerbittlich. Nach ihrem Tod bin ich erstmals dankbar dafür. Wenigstens das bleibt mir erspart! Während ich es zu Ende denke, rutscht mein Herzschlag aus dem Rhythmus und ich muss langsam atmen, um ihn wieder einzufangen.

Zögernd sehe ich mich um. Die Küchenkredenz hat einen stumpfen Glanz, unten blättert Farbe ab. Das Spülbecken blitzt, der Lappen wurde ausgewrungen und zum Trocknen über den Wasserhahn gelegt. Nach Größe geordnet stehen die Kochbücher, es sind nicht viele an der Zahl, Mutter schätzte die einfache Küche. Die Sitzbankgarnitur wurde an den abgenutzten Stellen gestopft. An den Fenstern hängen Leinenvorhänge, sie sind unten mit einer Kordel zusammengebunden. Überall ist Mutters ordnende Hand spürbar.

Wie eine Reisende, die nach geraumer Zeit eine Stadt erneut aufsucht, das Alte nach und nach erkennt, die Enttäuschung über verflogene Schönheiten schwerlich verbergen kann, so bewege ich mich in den Räumen meiner Kindheit. Ich nehme die Einfachheit und die spröde Genügsamkeit rundum wahr, sie machen mich traurig und ich kann nicht erklären warum. Auf der Zunge bildet sich ein pelziger Belag, der meinen Mund ausfüllt. undefinierbares ballt sich zusammen, ich versuche zu schlucken. Es gleitet klumpig und verspätet in den Kehlkopf.

Dort sitzt sie. Meine *Schuld*. Zusammengedrückt zu einem Knoten, der in eine Faust passt. Manchmal springt sie umher und mein Adamsapfel pulsiert, als hänge im Halsknochen ein Jo-Jo, das horizontal ausschlägt. Oder sie ändert ihre Textur, weitet sich als hautdünne Schicht und durchwächst ähnlich einem Spinnengewebe mein Dasein. Schuldgefühle nagen an mir, greifen an und zermürben, obwohl ich mir nichts vorzuwerfen habe. Es sei denn, die ungleiche Liebe zu grundverschiedenen Menschen erweist sich als sündhaft. Und doch, ein Schatten lastet auf meiner Seele und vermittelt ihr das Gefühl von Mangel. Von Unvollkommenheit.

Manchmal fühle ich mich wie ein Engel mit stumpfen Flügeln.

Vielleicht waren es die vielen Schimpftiraden und Flüche, die ich gegen Mutter, gegen den Himmel ausgestoßen habe, in jungen Jahren laut und aufgebracht, in späteren stumm, dafür erbitterter. Als Kind musste ich mich nach einem Streit mit Mutter oft übergeben. Sie näherte sich dem Erbrochenen mit Eimer und Lappen und kräftigen Bewegungen. Verachtung stand in ihrem Gesicht geschrieben. Es kam ausschließlich im Beisein der Mutter zu diesen Auswürfen.

Bilder der Leichenhalle wolken vor meinen Augen auf. Die beiden in hellen Särgen dicht nebeneinander, als ob sie sich in das winterweiße Doppelbett zum Schlafen, zum gemeinsamen Vergessen gelegt hätten. Vaters Kopf ruhte friedlich und alles lassend auf dem Kissen, seine Hände waren ineinander verschränkt. Mutters Gesicht verblieb nüchtern, die Wangen waren aufgedunsener als sonst. Irgendetwas in ihrem Ausdruck versetzte mir einen Stich. Die Beherrschtheit konnte sie nicht einmal im Angesicht des Todes ablegen.

Die Fenster und Läden reiße ich auf, ich beuge mich hinaus und fühle die frische Luft nach dem nächtlichen Gewitter. Die Totenbilder entschwinden in den Tag. Jetzt gewahre ich das großäugige Gesicht einer Frau im Fenster des Nachbarhauses, wie es phlegmatisch herüberglotzt und sich nach meinem Gruß hinter Chrysanthenen duckt.

Nein, Freunde hatten die Eltern in der Vorstadt nicht gefunden. Mutter war von Natur aus skeptisch, sie scheuchte Fremde vom Grundstück und zog am Abend die Rollläden herunter. Genauso mechanisch und wortkarg wie sie mit dem Geschirr und den Töpfen am Herd herumsprang, pflegte sie den Umgang mit Menschen. Freundschaften ließ sie nicht zu. Vater war gesellig und redefreudig und blieb doch ein Außenseiter. Denn hier ist kein Platz für Sonderlinge, Träumer, Idealisten. Man hat zu arbeiten, zu fressen und an den Feierabenden sitzt man mit Bier und Kartoffelchips beim Fernsehen. Das ist Familie.

Einen schönen Nachmittag wünsch ich dem Herrn Professor!, Oder sind Sie inzwischen beim Reinigungsdienst der öffentlichen Toiletten eingestellt, als denkender Leithammel? Ich sah in das grinsende Plattgesicht des Herrn Maier, der das Lebensmittelgeschäft am Graben führt, wie Vater auf seine Füße schaute, sich räusperte, mir später erklärte, die Leute könnten sich nicht daran gewöhnen, dass er ständig den Arbeitsplatz wechsle. Ihm mache es Spaß, einmal bei den Stadtgärtnern, dann im Postamt, ein Jahr hätte er mit dem Lastwagen gefrorenes Geflügel durch Europa gefahren. Dann lachte er, klatschte auf die Beine und vergaß den griesgrämigen Maier, Du musst dir vorstellen, einige dieser Tiefkühlvögel hatten einen Thermometer im Ar... äh Hintern, um die Temperatur sicherzustellen. Was gab es für ein Donnerwetter, als ich statt der Klimatisierung die Heizung andrehte. Die aufgetauten Gänse, Hennen und Enten ließen die Köpfe baumeln, ab und zu ein Bein. Der Großkotz, den ich beliefern sollte, schimpfte nicht über zwanzig Tonnen kaputten Fleisches, die könne man wieder einfrieren, der Kunde rieche es eh nicht, nein, er polterte wegen dreißig zerborstener Thermometer!

Ob ihm das Leherdasein gefalle, wollte ich wissen. Ich stellte es mir sorglos vor, ein bisschen erzählen, ab und zu ein Diktat, prüfen und Noten verteilen. Vater entgegnete mit ernster Miene, er prüfe nicht, er führe Gespräche, Diktate hasse er wie Erdbeerpudding, und Noten, na ja, es handle sich eher um Beurteilungen, außerdem seien Kinder vielfach intelligenter als Erwachsene, deshalb schreibe er ausschließlich positive Urteile. Die kleinen Lumpen nannten ihn heimlich den zerstreuten *Ritschi*, versteckten ihm Schultasche, Kreide und Klassenregister, aber all das sei halb so wild, die Arbeit mit den Kindern mache ihm Freude. Jahre später erfuhr ich von Vaters damaligem Kollegen und Freund, dass Vater sich mit dem erkonservativen Direktor angelegt hatte, weil er auf das vielgepriesene Schönschreibheft verzichtete, Schüler im Kreis sitzen ließ und Gedichte von windigen Burschen laut rezitieren ließ. Der Direktor hätte mit dem Rohrstock auf den Schreibtisch geknallt und die Kündigung angedroht, Vater daraufhin kleinlaut eingelenkt und dem Freund später erklärt, Es ist ... wegen Edith.

Wohl zu oft hatte er anständig bezahlte Jobs hingeworfen, nicht mehr angerührt, wie er es mit langweiligen Romanen zu tun pflegte. Und mit allen Dingen, deren er überdrüssig war.

Im Haus gegenüber hängt die Gardine schief. Ich stemme die Ellbögen von den Seiten, trete ans Fenster, fülle den Rahmen und starre herausfordernd hinüber. Diese jeglichen Naturgesetzen widersprechenden, schräg hängenden Gardinen verfluche ich. Ihr geneigter Schatten belauerte meine ersten nächtlichen Küsse, verpfuschte sie, weil bloß ein Auge auf Romeo weilte, während das andere ängstlich den Bewegungen des schweren Stoffes folgte. Meine Kavaliere nahmen nach solchen Abschiedsküssen Reißaus (heute übe ich Nachsicht, kann mir ebenfalls erotischere Szenen vorstellen, als das unbeholfene Geknutsche mit einer um zwei Ecken schielenden Vierzehnjährigen). Kein einziger blieb. Nicht einmal Manfred, obwohl ich damals vorsichtshalber die Augen geschlossen hielt.

Durch das Erdgeschoss wandere ich und betaste Gegenstände, die mit mir gealtert sind. Die Jahre setzten ihnen zu. Ach, der von Großvater gedrechselte Spiegel. Als Kind musste ich mich auf Zehenspitzen stellen, um einen winzigen Ausschnitt meiner selbst zu ergattern. Graue Strähnen im Haar, verquollene Tränensäcke, ich versuche zu lächeln, es schaut eine Grimasse heraus. Was hätte ich nun dafür gegeben bloß Bruchteile zu sehen statt dieser offengelegten Traurigkeit. Schnell kehre ich der spiegelnden Wahrheit den Rücken und scheuche das Jammerbild aus dem visuellen Gedächtnis. Schließlich zählen die inneren Werte.

Mit dem neutralen Blick einer Besucherin will ich mich weiterbewegen. Doch alle Dinge sind matter geworden und geschrumpft. Meine Optik scheint die einer Riesin. Der dreiarmlige Kerzenleuchter ist weder besonders noch kostbar, das impressionistische Wandbild mit Mohn und Korn und Blau, lächerlich im goldgerankten Rahmen! Meine Fingerspitzen gleiten an den Rändern entlang, als könnte die Berührung mir das Bild in seinem Strahlen zurückbringen. Wider Erwarten höre ich den Wind, wie er ins Getreide weht, wie er Blätter zittern macht, ich schließe die Lider und ein Dunsthimmel senkt sich auf meine Haut.

Die Eltern liebten dieses Gemälde, es war *ihr* Hochzeitsgeschenk. Mit Kinderaugen schaute ich, ehrfurchtsvoll, bestimmt stammte es von einem berühmten Maler. Vater nahm meine Hand und erzählte mir Geschichten von den Klatschmohnkindern, bis uns Mutter mit Bügelsachen bepackt aufscheuchte und Vater in den Garten wies, er solle endlich umstechen, sonst hätten wir im Juli keine Tomaten. Er klopfte ihr auf die Schulter, murmelte, In Ordnung, ja, ja, vergaß aber im Hinausgehen alle guten Vorsätze, zumal ich an seinem Ärmel zog, ihm den Igel unterm Haselstrauch, eine Schnecke mit Haus, das aus dem Nest gefallene Vogeljunge zeigen wollte.

Während Vater mir die Welt und das Leben erzählte, wich ich nicht von seiner Seite. Es mussten Jahre gewesen sein, die ich Hand in Hand, spazieren gehend mit ihm verbrachte. Es waren glückliche Jahre. Mutter wischte, putzte, bügelte, kochte, jätete und hackte. Nie drückte sie mich an sich. Nie nahm sie mich in den Arm. Zärtlichkeiten meinerseits wies sie ab, sie bebte bei jeder nicht zufälligen Berührung, schüttelte sie weg und suchte das Weite, als endeten alle Liebkosungen in tödlichen Fallen.

Vater hatte Charme und wusste sich in der Welt zu bewegen. Nie war er um Antwort verlegen, nie drückte auf ihn der krumme Buckel der Unsicherheit. Im Leinenanzug, den *Borsalino* am Kopf flanierte er durch die Straßen der Stadt, entführte sein Kind in Cafés und erzählte ihm von Dichtern, Malern, Philosophen, die in eben diesen Cafés um die Jahrhundertwende verkehrt hatten. Oft bemerkte ich die Blicke einer Frau vom Nebentisch. Blicke, die meinem Vater galten. Wichtigtuertisch bäumte ich mich dann vor ihm auf, hob die Stimme, um aller Welt zu demonstrieren, dass dieser Mann vergeben war, an mich, seine geliebte Tochter. Dabei stiegen mir flatternde Röte und ein Gemisch aus Eifersucht und Glück in den Kopf.

Der Klatschmohn sticht gellend aus dem Goldrahmen. Ich hatte die Farbe anders im Gedächtnis, und wieder ist die Erinnerung schöner als die Wirklichkeit. Meinen Oberkörper lasse ich nach vorne kippen, und während ich falle, fassen die Arme um die Brust und schnüren Herzschräge ein. Auch die Pflanzen meiner Mutter krümmen sich in den Blumentöpfen. Ich sehe es durch die gegrätschten Beine. Sie verrenken ihre Äste und die Blätter sind pulvertrocken. Ein Windstoß genügt, um sie herabfallen zu lassen.

Fünf Tage sind vergangen, seit meine Eltern das Haus verlassen haben. Glück im Unglück surren ineinanderverschlungene Gehirnkanäle. Glück im Unglück hatten 61 Insassen eines Charterfluges, klinkerte die Nachrichtensprecherin, bei dem Absturz in Südsparnien kamen wie durch ein Wunder *nur* zwei Menschen ums Leben. Sie sagte tatsächlich *nur*, im Tonfall hatte sie sich eindeutig vergriffen, die falsche Schublade aus ihrem stimmtechnischen Vorrat geöffnet. Süßversprechend, als kündigte sie eine Samstagabendserie mit Sascha Hähn an. Die Nachricht ließ mich zwar aufhorchen, Anita winkte ab, Sie hätten dich längst verständigt, wären deine Eltern unter den Passagieren gewesen, außerdem, es waren *nur* zwei!

Anita ist Ärztin mit dem Humor einer Scharfrichterin und lebt seit ein paar Jahren mit Johannes und mir in einem Haus.

Am späten Abend kam der Anruf vom Krankenhaus. Ich solle am nächsten Morgen kommen, Leichen identifizieren, möglicherweise handle es sich um Angehörige. Anita versuchte mich abzulenken, sie erzählte Alltagsallerlei, brühte Grünen Tee und schleppte kiloweise Schokolade an, sieben verschiedene Sorten! Ich sagte, Ich will nicht essen, sie meinte, Es beruhigt die Nerven. In der Wohnung rannte ich auf und ab, als ob es gelte jeden Quadratzentimeter mit den Fußsohlen zu berühren, ich lief in Strichen, Kreisen, Rechtecken, Sternen, konvex und konkav, drückte mich in alle Winkel und ließ keine Stelle unberührt. Das Spiel sollte mich vor einer dunklen Ahnung retten.

Ein Maskenmensch zerrte und zog zu dem Sensentanz. Im grausigen Narrenzug erkannte ich Treiber und Unglücksboten. Die Nachrichtensprecherin schrie zum Kampf, ein behäbiger Fernsehchef löste die Krawatte und schwenkte sie in der Luft, als wäre sie ein Strick, sein höriges Team fletschte ein Gebiss neben dem anderen, die Telefonistin des Krankenhauses fuchtelte mit einer blutigen Nagelfeile und Ärzte und Schwestern

und Putzpersonal folgten und johlten, schließlich kam Anita, kaute an einem Knochen, unglaublich, auch sie gehörte zu ihnen! Anita steckte mir den Knochen zwischen die Zähne ...

Gelt weiße *Lindt* schmeckt hervorragend, sie triumphierte, weil sie mich hereingelegt hatte.

Allmählich vermochte ich klarer zu denken, es war so gut wie unmöglich, dass meine Eltern zu den Toten gehörten. Sie konnten die Fluglinie zwei Stunden vorher oder nachher oder die am Nachmittag genommen haben. Sollten sie doch mit dieser Maschine geflogen sein, war nach den Gesetzen der höheren Mathematik die Wahrscheinlichkeit ihres Todes gering, da von 63 Menschen *nur* zwei umkamen, einer von ihnen lebte mit Sicherheit. Unwillkürlich dachte ich daran, wem ich im gegebenen Fall das Leben geschenkt hätte. Und erschrak.

Zum Flughafen wollte ich sie bringen, aber sie mochten mich nicht unnötig hetzen, wo ich zu tun hatte. Ich war spät dran, das Taxi stand bereits vollgepackt vor dem Haus, Vater pffte vor sich hin und Mutter schien fast glücklich in einem heidelbeerblauen Sommerkleid. Sie wollten nach Andalusien und dort Kultur und Strände genießen. Die Reise wäre ihnen vergönnt gewesen. Vater war im Ruhestand. Mutter arbeitete nach wie vor in dem Kleinwarengeschäft. Sie hatte dort Wurzeln geschlagen mit dem uralten Mobiliar und der Geschäftskasse, deren Hebel sie jedes Mal kraftvoll nach unten ziehen musste, um eine Quittung zu drucken. Vielleicht würde sie nie wieder diesen Knauf zwischen ihre Finger nehmen. Ihre zerschundenen Hände würde ich sofort erkennen, ... und sollten bloß sie übrig geblieben sein von der Leiche.

Später tobte Wut in mir, sie schnellte hin und her, auf und nieder, sie klopfte und hämmerte. Was für eine Anmaßung, mich derart zu erschrecken, mich vorzuladen bei der Leichenschau. Vorwitz, nenne ich das! Dreistigkeit! Anzeigen müsste ich sie alle, wegen Hausfriedensbruch! Dieses arrogante Ärztepack verbreitet Todesnachrichten skrupellos in der Welt, vertraut das Unaussprechbare dummen Telefonistinnen und mediengeilen Präsentierdamen an, die dann zwitschern und fröhlich von *nur* zwei Toten berichten. Und selbst Anita! Kreisförmig belagert sie mich mit ihrer Ruhe, mit ihren Noisettevariationen. Womöglich lagen Vater und Mutter wirklich zerfetzt und verbrannt im Leichenhaus, während ich mir Grüntee mit Schokolade in angekratzte Wunden träufeln ließ. An die Decke hätte ich springen mögen. Warum ließ man mich nicht sofort kommen? Warum auf den Morgen warten?

Sie wollten mich hinhalten. Sie wollten mich leiden sehen. Sie stachen mir ins Herzfleisch. Und langsam sollte ich ausbluten. Langsam. Bei vollem Bewusstsein. Die rote Flüssigkeit drückte sich schmerzhaft und stockend aus den Einstichstellen! Warum ich heute noch lebe? Ich habe keine Erklärung.

Mit einer Kanne gieße ich die gestorbenen Pflanzen meiner Mutter. Die Nachbarin, die das Blumengießen versprochen hatte, erachtete es als nicht mehr notwendig, den Gewächsen Wasser zu spenden, wo die Besitzer nicht zurückkämen, deren Alltag sie mit ihrer bloßen Existenz nicht wieder erheiterten.

Unsympathisches Volk, ich blicke zum Reihenhaus mit den satt blühenden Chrysanthenen. Das In-den-Tod-Gewachsene ragt aus tropfnasser Erde. Und ich hänge in Räumen mit einer stehen gebliebenen Zeit.

Es bleibt nichts zu tun.

Mein Gesäß fällt auf die Sitzbank, die Beine schieben sich unter den Küchentisch, eine Hand wird selbstständig, der Finger zeichnet surreale Bilder und Formen. Es ist eine kindliche, die Langeweile überlistende Gewohnheit, mitgenommen ins erwachsene Leben. Wenn Mutter mich dabei ertappte, war sie gereizt und keifte, Mit den Fingernägeln beschädigst du das Wachstum! Krallte ich trotzdem weiter, warf sie mir ihr Gesicht zu wie ein kaltes, tropfendes Bodentuch, faltete es auf eine Art, die mich sofort erstarren und das Spiel einfrieren ließ.

Mutters ewiges Hantieren und Geklapper, das Schweigen und ihre Vorwürfe vermisste ich in diesem Augenblick. Und mir fehlen Vaters Allerwelts geschichten, die kratzige Backennähe, seine heitere Gelassenheit. Mein Brustkorb verengt sich, einzelne Rippenknochen drücken gegeneinander und brechen ein. Sperrig wie Unterholz knarren sie in die blutende Höhle. Himmel, wie ist das Haus leer!

Allmählich raffte ich mich aus dem lethargischen Zustand und durchschreite die Diele mit den unsicheren Schritten einer Traumwandelnden. Ich stoße auf ein plumpe Teil, es ist aus Messing gegossen und ich erkenne unseren Schirmständer. Auf der Garderobe findet sich wie eh und je das verblichene Trockengesteck, die später hinzu gefügten Plastikblumen schmecken bitter. Mein Blick gleitet wieder zum Spiegel, er verheddert sich im Furchengesicht. Nun beschließe ich endgültig, ihn zu zertrümmern.

Im elterlichen Schlafzimmer herrscht anstrengende Ordnung. Bloß auf dem Bett liegt ein aufgeknöpftes Hemd und eine Herrenhose. Wahrscheinlich war Vater ungeschlüssig, was er auf der Fahrt tragen sollte. Dunkelgrün oder einen dezenten Blauton?

Vater schlug nicht das Rad wie ein Pfau, noch trommelte er die Brust und schrie, Seht wie ich schön bin.

Doch er war schön. Und er legte Wert auf seine äußere Erscheinung. Er wählte edle Stoffe, weiches Leder, achtete auf beste Verarbeitung. Solange das Haushaltsgeld reichte ...

Vaters Mutter trug den unsichtbaren Ring des Adels auf ihren blaugeäderten Händen. Sonst war nichts übriggeblieben vom Reichtum der Vorfahren. Dennoch scheute sie weder Mittel noch Mühe ihren Kindern eine gediegene Schulbildung zukommen zu lassen. Man erzählt sich, der dickbäuchige Stadtrat Adang wurde regelmäßig von der Witwe in ihren Salon geladen, wo verbliebene Kostbarkeiten, gutes Porzellan, die Glasvitrine, Porträts verschiedener Grafen und Edelfräuleins versammelt standen. Der einflussreiche Mann konnte weder Großmutter duftenden Speisen noch ihren weitgepriesenen Reizen widerstehen, so dass alle sieben Sprösslinge der Familie Heuffer von Sichelhausen das Elitegymnasium der Stadt besuchen durften, ohne einen Heller dafür bezahlen zu müssen. Das war das erste, letzte und einzige Mal, seit hundert Jahren, seit seinem Bestehen.

Die vagen Erinnerungen an Großmutter fädle ich aus dem Gedächtniswirrwarr. Sie trug am liebsten flandrische Spitzenkleider, dazu verschiedenste Kopfbedeckungen und geschnürte Stiefel mit Absätzen. Sporadisch schneite sie bei uns herein, schenkte mir leuchtende Granatäpfel, die herb und herrlich frisch unter dem Gaumen zerfielen. Und wo Großmutter auftauchte, verbreitete sie Zauber und Noblesse. Mutter löste sich bei solchen Auftritten im nervösen Suchen nach Servietten, Gedecken und Tischtüchern auf, sie stolperte über Treppen und Schubladen und geriet außer Atem. Gern hätte sie sich in einem Loch verkrochen. Mutter erschien neben der außergewöhnlichen Schwiegermutter klein und bedeutungslos.

Zwei derart ungleichen Frauen ausgeliefert, wusste Vater nicht, für welche er sich entscheiden sollte. An mir führte kein Weg vorbei, ununterbrochen wickelte ich die Ärmchen und Beinchen um seinen Bauch. In seinem lockigen Haar spann ich mich fest. Vielleicht um uns beide vor dem exotischen Zauber meiner Großmutter zu beschützen. Vielleicht um nicht von Mutters Ungeschick mit in ihre Hilflosigkeit gerissen zu werden.

Beinahe wäre ich über die Sandalen gefallen, sie stehen mitten im Zimmer. Jetzt erst sehe ich sie vor mir liegen und den zerschlissenen Teppich. Der Teppich. Der Teppich und die Jahre ohne Geld. Das Haus und die Hypothek waren abzuzahlen. Mutter rackerte und übernahm Zusatzarbeiten bis tief in die Nacht hinein, während Vater seine schwarzen Schuhe putzte, bis sie glänzten wie Rabenschwänze in der Sonne und den 360-Tage-Blazer bügelte und stopfte, dass man diesem die beinahe Dutzend Winter und das viele Tragen erst auf dem zweiten Blick ansah. Der Mangel an Geld stieb als schürfender Sand in unser Heim. Anfangs wirbelte Mutter ihn hoch, zeigte darauf und strafte Vater mit brennenden Augen. Vater schaute dann immer nur. Er schaute mit endloser Traurigkeit in die versandende Welt. Und mich überkam unberechenbarer Zorn. Nie hatte ich ihn so verlassen gesehen. Warum musste Mutter ihm das antun?

Ich öffne Vaters Kleiderschrank. Zweiteiler, Batisthemden und Designerkrawatten hängen von den Bügeln. In den letzten zehn Jahren investierte er einiges in seine Garderobe. Unausgesprochene, niemals eingestandene Kritik regt sich erstmals in mir. Wozu all der Putz, all die Eitelkeit?

Querfragerei mit wankendem Vaterbild lasse ich nicht zu. Deshalb stecke ich eilig den Kopf und die Nase in sein Oberhemd und rieche daran. Ich will seinen Geruch bei mir wissen, aber es gelingt mir nicht. Der Geruch verliert sich in der Ewigkeit. Ich fange an zu weinen. Schnell, das Seidenhalstuch muss her! Das Grün schillerte auf seiner sonnengebräunten Haut. Vater keuchte, ich fragte besorgt nach seiner Gesundheit, er antwortete, Der Hals kratzt, als laufe ein Nagetier in der Kehle und drehe ein unsichtbares Rad. Dann zwinkerte er, Vom Rauchen, halb so schlimm meine Liebe, Hauptsache dir geht es gut.

Mehrere Holzladen reiße ich zu Boden, ich wühle solange in der Wäsche, bis sich das Tuch knitternd herauschält, dann drücke ich meine Sinne hinein und bin glücklich: Das Halstuch ist ungewaschen! Edeltabak, herbes Parfum, vertraute Väterlichkeit, es bleibt ein Hauch von Geheimnis, den ich Zeit meines Lebens nicht entschlüsseln konnte.

Dieser geheimnisdurchwobene Schleier umgab auch den Körper meiner Großmutter wie eine zweite Haut. Er verunsicherte und machte ein wenig Angst, gleichzeitig besaß er eine teuflische Anziehungskraft. Als Säugling, so erzählte Großmutter, stieß ich die mütterliche und nässende Brust von mir, ich brüllte, bis Vaters Wohlgeruch mich einhüllte. Dann erst öffnete ich mein Schnäbelchen und ließ mir in Wasser gelöstes Milchpulver einträufeln. Das Bild der überlaufenden, verstoßenen Mutter tauchte vor mir auf, als ich das eigene Kind an die Brust legte und gierig saugen sah.

Langsam bewege ich mich auf Mutters Schrank zu. Bereits beim Öffnen reizt dieser andere Geruch meine Schleimhäute und verursacht Übelkeit. Wenige, sichtlich billigere Kleider liegen gebügelt übereinander. Die ein halbes Leben getragene Strickjacke ziehe ich heraus und rieche daran, um sie mir herzuholen. Ich weiche einige Schritte zurück, das ist Mutter, wie sie stand im Leben! Mein Zurückweichen verstört mich. Damit habe ich nicht gerechnet. Die Strickjacke lege ich an ihren Platz. Ich taumle zum Elternbett, lasse mich auf die federnde Unterlage fallen und starre an die Decke.

Fichtenbretter mit hundert Augen. Schräge Vögel, Warzenweiber, Katzenschweife, Wildgetiere. Wir schaukelten auf dem Bett, Arm in Arm, Vater und ich erfanden Gespenster und Märchen. Lustige, traurige, absurde, komische, alle weiß ich noch zu erzählen. Von der Hexe mit einem Auge, von den Missgeschicken, als sie versuchte, ihr fehlendes zurückzuzaubern, von Elfen auf fliegenden Einhörnern, von Wurzelbuben und Hutzelmännchen. Wenn Mutter nach langen Flickarbeiten zu uns ins Bett schlüpfte, ich vom verirrtten Rührei im Hexengesicht erzählte, nickte sie nur kurz, drehte uns den Rücken zu und schlief ein.

Sie hatte keine Freude an unseren Phantastereien.

Sobald ich auf die Uhr blicke, ist es später Nachmittag. Ich springe auf, verlasse die Vergangenheit und fahre mit erhöhter Geschwindigkeit auf regennasser Straße. Johannes, wie war es in der Schule? Sein zarter Kopf rutscht mit den Locken nach vorne, das Gesicht sucht am Körper nach Schutzwinkeln, seine Pupillen springen unruhig hin und her, als flüchteten sie offene Fragen. Meine Stimme wird weicher, wenn ich ihn mit seinen fünfzehn Jahren so neben mir sitzen sehe, ein Kind in fast ausgewachsenem Körper. Beiläufig streiche ich ihn beim Arm und gleite weiter zur Gangschaltung. Er zieht seinen Arm an sich, signalisiert Körperlichkeit ist nicht erwünscht. Ich versuche erneut anzusetzen, Erzähle mir von dir! Er wendet den Kopf zum Seitenfenster und beobachtet angestrengt Passanten, die mit Schirmen und glänzenden Mänteln durch die Straßen laufen. Johannes, antworte!, entfährt es mir harsch. Er schaut mich an mit diesem Sommergesicht, dem selbst die Traurigkeit und Nässe des Augenblicks nichts anhaben kann. Er wischt sich schnell einen Tropfen von der Wange, deutet nach draußen und brummelt, Scheißregen.

Stumm nicke ich, weil ich nicht wage, weiter zu sprechen. Seit Vaters und Mutters Tod ist sein Mund ausgetrocknet, seine Stimmbänder hängen wie durchgebrannte Stromkabel in der Kehle. Die Klassenlehrerin fauchte gestern abend am Telefon, Johannes

verweigere das Sprechen seit Tagen, antworte nicht bei mündlichen Prüfungen, sie verstehe ja, der Schock, der in ihm sitze, aber das Schuljahr laufe bald aus, und er habe nicht genügend Leistung bewiesen, sie fühle sich deshalb verpflichtet ...

Und mir war es plötzlich egal, was die Lehrer von ihm dachten und wozu sie sich verpflichtet fühlten. Ich kannte mein Kind mit seiner großen Seele.

Wahrscheinlich verwöhnte er mich zu lange mit seiner frühen Reife und seinem Einfühlungsvermögen. Die Pubertät schüttelte ihn nicht wie der Fallwind ein Birkenblatt und ersparte ihm Umwege über Drogen und Alkohol, an der Seite von falschen Propheten. Oder ist er mir letztthin entglitten? Hat sich ins Schweigen gerollt? Ein Igel im Pelz? Stacheln kamen in den fünfzehn Jahren kaum zum Vorschein, ich sorgte mich nicht darum, saß er doch Stunden um Stunden mit seinen Geschichten, mit seinen Büchern, mit seinem Großvater im Garten, im Gras, in der Schaukel und schien zufrieden.

Als meine fraulichen Hände sich von Vaters Hand lösten, diese Hände Männer betasteten, neugierig drückten, später kneteten und Sinnlichkeit aufsogen, als diese Hände sich endlich entschlossen mit Manfred einen ewigen, fleischlichen Bund einzugehen, baumelten die seinen ohne Aufgabe von den Schultern. Sie wankten hin und her wie verlassene Vogelnester in Baumwipfeln. Irgendwann lag der kleine Körper zwischen den Beinen, blutig und blau und viel zu früh. Vater hob ihn aus meinem schreienden Schoß, er deckte ihn in Handtücher, wärmte ihn an seiner Brust, bis die von Blaulicht und Sirenengeheul angekündigten Männer ihm das Kind weißkittelig und stirnrunzelnd entrissen. Manfred fragte, Wie konnte das geschehen, der Geburtstermin war auf einen Monat später berechnet, vielleicht hatte ich mich überanstrengt, er wäre gewiss nicht verweist, hätte er geahnt. Nun Manfred, *nicht alles* lässt sich mathematisch rechnen. Es war nicht zu ändern, Manfred würde für sein Kind existieren wie das Ersatzrad im Kofferraum des Autos. Es gaukelt Sicherheit vor, doch hoffentlich braucht man es nicht wirklich. Oder wie ein netter Onkel, der ab und zu auf Besuch kommt, teure, dem Alter nie entsprechende Spielsachen anschleppt, zu einem übertrieben großen Eis, einer Pizza mit Ei und Schinken und Ananas und ... einlädt.

Es schien, als ob Vaters bestohlene Hände bloß auf diesen Enkel gewartet hätten. Ich erinnere mich an Johannes' erste Schritte auf Beinen, die so dünn waren, dass sie ständig knickten. Vater fing ihn auf, bis diese Beine stark genug waren, der Erdenkraft zu trotzen. Vater zerrte Johannes in das Grün der Welt. Er ließ ihn die Wiese, die Weiden, den Wald schmecken, riechen und greifen. Vater erzählte ihm von harzigen Baumriesen und von Klabautermännern zwischen Steinmeeren hausend.

Später, als Manfred fort war, wusste ich, dieses Kind hatte ich für Vater geboren.

Den Wagen parke ich vor der Zementmauer. Ich krame in der Handtasche, weil ich nicht aussteigen will und mir nichts inniger wünsche als diese Zweisamkeit mit meinem Kind. Auch Johannes bewegt sich nicht vom Sitz. Ich sehe die verwaschene Jeans, sein schlottriges T-Shirt. Unsere Blicke segeln einander zu, bis sie sich auf dem Kamm der Welle treffen, Wasser und Wind machen die Sicht trüb, ich nehme seinen Kopf, drücke ihn an die Brust und spüre seine Tränen auf der Haut. Mein Mund sucht im Haardickicht sein Ohr, ich flüstere, Du weinst wegen Opa und ... er schluchzt laut auf.

Der nächste Tag kollert ins Haus. Im Nachthemd stehe ich herum und stelle Fragen. Welches Datum schreiben wir? Was habe ich zu tun? Eine Hand hängt schläfrig an der Klinke der Wohnungstür, die andere kratzt unschlüssig am Kinn. Es ist Dienstag und ich muss in die Bibliothek. Anita hat einen Zettel hinterlassen. Sie geht bei uns ein und aus und Johannes und mich stört es nicht. LASST EUCH EIN WENIG ABLENKEN. ICH LADE HEUTE ABEND EIN. CHINESISCH ESSEN. NACHHER INS KINO.

Johannes' Gedeck liegt unbenutzt auf dem Küchentisch. Diese schlechte Gewohnheit bürgerte sich ein, er behauptet, sein Bauch vertrage nichts um diese Uhrzeit. Er müsste schon fort sein, aber irgendetwas scheucht mich heute in sein Zimmer hinauf. Vorsichtig öffne ich die Türe einen Spalt, der Geruch von Schlaf und wilden Träumen torkelt mir entgegen. Entschieden trete ich ein und schüttle meinen Sohn in die Wirklichkeit, Komm Johannes, du musst in die Schule. Er befreit sich aus meinem Griff, Nein, heute nicht! Ich glaube, es war nicht seine Absicht, aber er hat geschrien. Er will die Bücher holen, die ihm Opa versprochen hat und seine Ruhe. Frau Professor Ilmer rief gestern an, es steht nicht gut um deine Versetzung, beginne ich vorsichtig, er antwortet, Die kann mich am Kreuzbein lecken oder sonst wo. Darauf schweige ich, diese Sprache aus seinem Mund bin ich nicht gewohnt. Wahrscheinlich ist es besser, er bleibt zu Hause in diesem Zustand. Auch ich muss in der Bibliothek anrufen und Sonderurlaub beantragen.

Nach dem Unglück stempelte die Sekretärin das Gesuch um Freistellung. Als Grund gab sie an: doppelter Todesfall. Der Vorstand der Bibliothek reichte mir seine Hand und schüttelte die meine, ich spreizte die Finger, weil ich den unangenehmen Druck lösen wollte. Dies schien ihn aufzumuntern, er drückte fester zu, bog mein Handgelenk, als ob es gelte Wäsche auszuwringen und hauchte, Mein Beileid! Das war seine Art sich zu rächen, nachdem ich jahrelang seinen ältlichen, höchst peinlichen Annäherungsversuchen ausweiche. Tuuut, tuuut, es kommt erschreckend nahe. Vom anderen Ende der Leitung vernehme ich ein Räuspern, ich sehe vor meinem inneren Auge, wie der Vorstand den Finger mit dem langen Nagel ins Ohr steckt, zweimal dreht, das Herausgeschürfte betrachtet, und wie er es wegschnippt. Seine Stirn ähnelt einem Acker, Tja, Frau Christin ... Jetzt betrachtet er gerade seinen Siegelring, Sie wissen, Reisezeit steht bevor, die Leute schupsen und drängeln zwischen den Regalen. Ich werde kniefällig, schluchze, Ach bitte, bitte, ... bitte. Ich sehe eine sich glättende Stirn, Vorstandslippen verlieren an Strenge, seine Zunge liegt auf und schaut ein wenig hervor. Er hustet und atmet, dass ich es durch die Muschel deutlich hören kann. Mmh, na dann, wollen wir eine Ausnahme machen! Erleichtert hänge ich den Hörer zurück.

Johannes lehnt im Türrahmen und wirft Blicke der Verachtung. Meine Duckmäuserei lässt mich jetzt erröten. Aufrecht und offenherzig durchs Leben, die von mir gesprochenen Worte rasseln unwirklich im Kopfgehäuse.

Johannes bleibt einige Schritte hinter mir. Ich mache mich an den Kränzen zu schaffen und zerre an den Schleifen, *Mit aufrichtiger Trauer, die Lehrerschaft, In lieber Erinnerung, die Chorgruppe, die Berufsfeuerwehr, die Stadtgärtnerei, der Schachspielclub, die Liebhaber der Opernmusik, drei Rosenbouquets Unvergessen bleibst du* von Vaters

Schwestern. Am unteren Ende des Grabes liegt, teils mit Erde zugeschaufelt, ein mickriger Kranz. Es sind rotweiße Nelken. Ich lese, *Für Edith von Tante Karla*. Blöde Amsel, entfährt es mir, du wusstest genau, dass Mutter Nelken nicht mochte.

Johannes sitzt auf der Friedhofsmauer und lässt seine Beine baumeln. Er schaut über das Gräberfeld, über die Stadt hinaus in eine blaue Ferne. Für Sekunden muss ich ihn anstarren. Er ist ein junger Mann geworden. Hochgewachsen. Mit bewegtem Haar. Sein Mund ist rot. Die Brauen dicht. Eine unstillbare Sehnsucht nach dem Leben wurde ihm ins Gesicht gezeichnet. Mir ist, als sähe ich eine Fotografie Vaters in seinen frühen Jahren. Anders sind bloß die Farben. Johannes erbt von Manfred die helle Haut und das rotblonde Haar.

Landschaften wachsen aus dem Nichts, sie werden größer und zu Hügeln. Vater und ich hielten Johannes an den Händchen, wir stiegen über Gras, warfen den quiekenden Bengel samt seinen Beinchen in die Luft und lachten aus unseren Bäuchen. Das Gelächter verklang, ich hielt inne, blickte zurück und sah in schale Gesichter. Mutter und Manfred stapften schweigsam nebeneinander her. Unfreiwillig. Sie hatten sich verbündet, weil sie beide Ausgeschlossene waren.

Die unberechenbare Hand der Dämonin holt aus, sie packt mich und nennt sich Schuld. Ich wanke am Grab meiner Eltern.

Lass uns gehen!, Wir essen unterwegs unter einem Baum, in einem Garten, bei einem Gasthaus! Trotz des gestrigen Regens ist es heute heiß. Die Hitze raubt uns die letzten Kräfte. Johannes' Hemd klebt unansehnlich auf der Haut. Lass uns gehen! Meine Stimme wird schrill und das Herz schlägt schmerzhaft in der Brustschale.

Über uns ist alles grün von den Blättern eines Nussbaumes. Ab und zu tanzt ein blauschwarzer Fleck vor unseren Nasenspitzen, Insekten summen gemütlich in der Schwüle und wenn nicht der Geruch des Todes an unseren Fußsohlen klebte, müsste ich glauben, wir wären in Ferien. Der Holztisch steht stattlich und schwer und feierlich. Vater führte mich oft hierher, er lud verschwenderisch ein, wann immer ich ein Examen bestanden hatte. Mutter schüttelte stets den Kopf, sie wollte nicht mitkommen. Auswärts essen, sich bedienen lassen war sie nicht gewohnt. Die Speisen werden gebracht. Johannes stochert im Truthahngulasch. Ich kaue an der Mozzarella, als hätte ich Kaugummi zwischen den Zähnen. Moder und Verwesung schleichen an unseren nackten Beinen herauf, sie ziehen über den Bauch, über die Brust, sie wandern weiter durch die Nase und stürzen als fauler Abfall in den Schlund. Wieder springe *ich* auf, nicht mein erwachsenes Kind, Wir fahren zu ihrem Haus! Johannes nickt, er lässt die Gabel in den Teller klirren und wischt mit der Serviette gedunkelte Lippen.

Schon sitzen wir im Auto. Während der Fahrt atme ich die Luft, die aus seinem Mund strömt, weit in mich, um sie ihm als komprimiertes Etwas zurück zu atmen. Wir werfen einander Luftbecher zu und trinken daran. Johannes und ich verfallen gegenseitiger Abhängigkeit. Die plötzliche Nähe ist wie ein Rausch. Ich schaue ihn an. Er reagiert nicht. Und noch einmal. Wieder prallt mein Schauen von ihm ab.

Ist es alles bloß Einbildung? Eigentrug? Die Projektion meiner Wünsche in das erfundene Spiel ‚Wirf-mir-deinen-Atem-zu, Halt-mich-am-Leben‘?

Später fallen sie mir in den Schoß. Die 365 Briefe.

Wie ein verlorenes Küken streife ich durch das Elternzimmer, ich kugele dahin, dorthin, stecke den Schnabel in diese Lade und in jene. Irgendwann rutsche ich auf die Knie und zerre die Tagesdecke nach oben. Meinen Kopf schiebe ich weit unter das Bett, zu weit, denn als ich ihn herausziehen will, klemmt er zwischen Kante und Fußboden.

Und dann sehe ich sie. Die goldfarbene Blechbüchse. Zusammengehalten von einer Samtschleife. Sobald der Kopf befreit ist, unternehme ich einen weiteren Versuch, unter das Bettgestell zu kriechen, doch jetzt bleibe ich mit dem Gesäß hängen. Soweit ich kann, strecke ich den Arm. Es fehlen wenige Zentimeter. Die Blechbüchse liegt genau in der Mitte. Im Kopfschatten elterlicher Träume. Ich wechsle auf die andere Seite des Bettes, strecke und recke mich unter den Lattenrosten und ahne verschlossene Geheimnisse. Um Fingerbreite kann ich sie nicht erreichen.

Die Stiegen schleiche ich hinunter und am Wohnzimmer vorbei. Johannes blättert in Vaters Schriften, in dessen Büchern, eilig fliegen beschriebene Seiten in seine Gegenwart. Der Junge springt, er wird aufgefangen vom unverwüstlichen Tuch kindlicher Hoffnung, Großvaters Schätze werden ihm helfen Schmerz und Langeweile zu vertreiben. In der Abstellkammer klammere ich mich an den Besenstiel, ich umarme ihn wie einen schwächtigen Liebhaber. Ich ziehe und locke mit verheißungsvollem Flüstern in obere Gemächer, bevor ich ihn vollends zu Boden schleudere und mich mit Wucht auf ihn werfe. Das Holz drückt auf das Schambein, es reibt daran, wenn ich mich bewege. Allmählich lasse ich von ihm ab. Atemlos befördere ich Besen und Stiel unter die Matratze, sie fangen im rechten Winkel ein, ziehen brav heraus und schubsen mir das Ding vor die Nase. Aus Borstenhaaren schaut ein eingeschnappter, weil inzwischen uninteressant gewordener, Liebhaber.

Ich umkreise die Büchse, ziehe ungeschickt an der Schleife, so dass sich der Knoten lockert, aber nicht wirklich öffnet. Eine Ahnung schwebt darüber und sie schleicht sich in meine Gedanken. Dieses schlichte Gefäß enthält etwas, was mein Weltbild zum Schaukeln bringen wird. Die Ahnung erfüllt sich und wirft Dunkelbilder, die ich ein Leben nicht mehr los werde.

„*Liebste Edith*“, so beginnen die Briefe, darunter flimmern die Zeilen in steilen Schriftzügen, ich erkenne die Hand meines Vaters, weit ausholende, großzügige Bewegungen malen Tinte aufs Papier, die meisten enden mit den Worten „*Für immer, Dein Richard*“. Alle Briefe sind auf 1961 datiert. Ich lösche dieses Jahr aus meinem Schulmädchenkopf, nun schreibt es sich wieder deutlich ins Gedächtnis. Am letzten Dezembertag des besagten Jahres kehrte er heim wie ein Tier, das sich in der Winterfinsternis verlaufen hatte.

364 Tage war er verschwunden und Mutter gab keine Erklärungen.

Er ist weg!, dann schwieg sie eisern ins Spülbecken hinunter. Ich bettelte und flehte, Wo ist er?, Wann kommt er zurück?, Warum ist er fort?, doch sie ließ sich nicht erweichen. Dabei war Silvester und ich hatte Geburtstag. Das Geschenk, bestimmt hat er ein Geschenk dagelassen! Kratzbürstig stieß sie mich von sich, sie ließ mich Winternächte lang durchheulen, reichte mir drei Mahlzeiten am Tag, ab und zu schickte

sie mich ins Freie, kleine Mädchen müssten an die Luft! Das Licht in ihren Augen erlosch und mit ihm ihre jugendliche Kraft. Nur ab und zu gegen Mittag, wenn draußen der Deckel des Briefkastens einrastete, sah ich, wie ihre Augen sich für ein paar Sekunden erhellten. Schnell lief ich in die Diele, wollte die Post hereinbringen und ihr ein Lächeln abgewinnen, doch der Schlüssel war nicht im Korb, nicht am gewohnten Ort. Wo denn der Schlüssel für den Briefkasten sei, wollte ich wissen, sie murmelte unverständlich in den unschönen Kragen ihrer Bluse, Weiß nicht, werd ihn später suchen. Seit Vaters Fortgang lag er nicht mehr im Deckelkorb. Sie trug ihn mit sich auf nackter Haut direkt unter dem Büstenhalter, es war Mai, wir wollten zusammen zum See und wechselten die Kleider in der engen Kabine. Ich schielte neugierig zu ihren Brüsten und bemerkte erstaunt, wie sie heimlich und umständlich das Schlüsselchen mit dem Anhänger herausfingerte, wie es Spuren in ihr Fleisch gerammt hatte.

„*Liebste Edith*“, diese intime und zärtliche Anrede macht mich befangen. Nie rief Vater Mutter in meiner Gegenwart so, nie machte ich mir Gedanken um ihre Liebe. Sie waren vereint, weil sie irgendwann einmal in die runde und enge und warme Höhle geschlüpft waren, die man Ehe nennt. Als Kind war ich mir sicher, dass Gott die beiden gleichzeitig erschaffen hatte, dass sie zusammen gehörten wie Wasser und Festland auf unserem Planeten. Später fragte ich mich manchmal, was Vater wohl an der schmucklosen Frau gefunden haben mochte, waren es ihre vollen Brüste oder das goldblonde Haar? Ich wusste keine Antwort zu geben. Viel später, als ich in die erwachsene Welt biss wie in einen sauren Apfel, kam ich zu dem Schluss, Vater hatte an seinem Hochzeitstag einen hochgradigen Fehler begangen.

15. Jänner 1961

*Liebste Edith, ich denke an Euch, vermisse Dich und die Kleine. Ich weiß, du hast richtig gehandelt, musstest die letzte Konsequenz ziehen. Ohne Dich schwimme ich in diesem Lebenskessel, als wäre er ein Schlammloch, meine Bewegungen sind träge, ähneln denen einer Echse, die ab und zu der zähen Flüssigkeit entsteigt, lange Schlieren hinter sich lässt, bis sie eine trockene Stelle sieht, wo sie stundenlang in der Sonne brütet und nur zuweilen mit den Augenklappen blinzelt. Alle Kraft, alle guten Geister haben mich verlassen, seit Du Dich mir entziehst. Ich weiß, ich verfall wieder dem uralten Jammerton, dabei bin ich wirklich der Letzte, der das Recht dazu hat.*

*Wie geht es meinem Schatz, schläft und isst sie, übt sie die Tonleitern auf dem Klavier? Edith, worum ich Dich inständig bitte (diese Bitte darfst Du mir nicht abschlagen, wir haben uns doch geliebt, und ich liebe Dich immer noch), sei nicht zu streng mit Christin. Sie ist ein Kind, ihre Seele hält sie ungeschützt in ihrem zerbrechlichen Körper wie in einer Glaskaraffe. Ein harter Schlag genügt und die Knöchelchen fallen klirrend auseinander und dahin ist die Kinderseele. Mir ist durchaus bewusst, dass all Deine Strenge, deine Härte der Welt gegenüber nie an die Strenge heranreicht, die Du Dir selbst zuteilst, dass Du das Beste willst für Deine Tochter. Trotzdem vergiss nicht, sie ist ein Kind.*

*Für immer, Dein Richard.*

An Betten und Kanten muss ich mich lehnen und tief Luft holen. Das Herz hämmert und schlägt Blut durch die Adern in den Kopf, dass ich nicht mehr weiß, ob die beiden Kammern in der Brust oder im Schädel toben. Was war damals geschehen?

Erinnerungen nebeln auf. Ich war vielleicht acht Jahre alt, die Eltern glaubten mich im Bett, ich jedoch stand im Nachtkleid und ohne Schuhe im abgedunkelten Flur. Aufgewacht von Mutters Schreien. Nach und nach zerfiel ihr Geschrei. Zu einem fürchterlichen Wimmern. Ich drückte den Rücken an die Wand, beugte den Kopf vor, um durch das gelbe Fensterglas zu sehen. Vater saß in einem Sessel, sein Blick war in zerfilzten Teppichfasern versenkt. Mutter zitterte und bebte, das Haar hing ihr ungebunden ins Gesicht. Nie vorher und nie nachher erlebte ich sie in derartiger Auflösung. Das Gesehene bannte ich aus dem Gedächtnis, die Jahre schütteten ihre Tage darüber, sodass nichts mehr an die Oberfläche kam. Auf den Knien näherte ich mich dem Stapel im Blech und ziehe einen weiteren Brief heraus.

20. Februar 1961

*Liebste Edith, Du antwortest nicht auf meine Briefe, Hilferufe, lässt mich Stunden lang vor der Türe harren. Deine Strenge grenzt an Grausamkeit. Es gibt Tage, an denen ich Dich verfluche, Deine Geradlinigkeit, Deine Anspruchslosigkeit, Deine Selbstbeschränkung. Du wirfst mir vor, ich sei labil, wetterwendisch, flattere wie ein Fähnchen im Wind, aber meine Liebe zu Dir ist ungebrochen, heute wie vor dreizehn Jahren. Ich verspreche, ich werde arbeiten, die offenen Rechnungen begleichen, Dir beweisen, dass ich dieses Mal Wort halte!*

*Für immer, Richard.*

*Deine Strenge grenzt an Grausamkeit. Es gibt Tage, an denen ich Dich verfluche, Deine Geradlinigkeit, Deine Anspruchslosigkeit, Deine Selbstbeschränkung.* Diese Worte könnten die meinen gewesen sein.

In der Nacht nach dem Streit umarmte ich das Federbett, es sollte mich trösten, ich heulte in seinen Bauch und wusste, Schlimmes stand bevor.

Am nächsten Morgen war Vater verschwunden. Ich rief hinunter in den Keller, hinauf in den Dachboden, zur Türe hinaus, kroch in sein Bett, lugte unter die Decke, marschierte in seinen Schuhen durch die Wohnung, als könnte ich ihn dadurch zurück holen, ich zog an Mutters Rock, wo Vater sei, sie müsse es sagen. Mutter presste die Lippen aufeinander, den Namen Richard, die vier Buchstaben PAPA strich sie aus ihrem handfesten Wortschatz.

Irgendwann fragte ich nicht mehr nach ihm. Es kamen Frühling, Sommer und Herbst, Mutter wusch und wechselte meine Schulkleider. Wahrscheinlich wäre er in süße Vergessenheit geraten, hätte nicht ein Unbekannter am letzten Tag in jenem Jahr mit einem Blumenstrauß, so groß, dass er den Menschen dahinter verdeckte, und einer Stoffpuppe unterm Arm vor unserer Türe gestanden. Als wolle er Frühling und Farbe ins Haus bringen. Mutter ließ ihn grußlos herein. Misstrauisch trippelte ich hinter ihm

her. Was wollte der Mann mit der Puppe, wusste er nicht, dass ich eine Schildkröte zum Geburtstag wünschte? Umständlich deponierte der Besuch die Geschenke auf dem Sofa, und sobald alles dort war, wo er es haben wollte, wandte er mir sein gealtertes Gesicht zu und versuchte ein Lächeln. Es verunglückte. Fast grob fasste er mich daraufhin an den Gelenken, drückte meine Fäuste an seine Wangen und schluchzte. Als ich zurückwich, flüsterte er, Alles Gute zum Geburtstag, Christin.

Aber nichts war gut. Da kauerte er, mein geliebter, beinahe vergessener Vater. Wieso war er fort gegangen? Warum sollte ich ihm jetzt um den Hals fallen? Tagelang entzog ich mich ihm und rannte aus dem Zimmer, wenn er eintrat. Seine Augen sah ich weinen, obwohl keine Tränen herauskamen. Und sein stummer Schmerz machte mich zufrieden. Höchst zufrieden.

Nach wenigen Wochen hatte ich mich an den zurückgekehrten Hausbewohner gewöhnt und konnte es kaum erwarten, von der Schule heim zu kommen. Wenn er einmal nicht da war, erfüllte mich panische Angst. Sie setzte sich auf den Rücken, sie würgte mich, als wäre sie ein lebendiges Wesen, und zupfte mir Luftkissen vor der Nase weg. Vater darf nicht wieder verschwinden! Er muss bei uns bleiben!

Die offenen Rechnungen begleichen ..., welche Rechnungen meinte Vater? Waren sie der Grund für diese Trennung, die meine heile Welt entzwei riss? Geld spielte eine Rolle in jenen lauten Nächten. Zwar vermieden die Eltern in meiner kleinen Gegenwart davon zu sprechen, aber ich fühlte den Mangel. Als hätte sich ein hässlicher Molch in unserem Haus eingenistet. Der Molch fraß sich durch Mauern und Menschen und hinterließ Verletzungen. Erst nach Jahren gelang es den Eltern das schlüpfrige Ungeheuer zu kontrollieren und ein ökonomisches Gleichgewicht pendelte sich ein. Die Ausgaben auf der schwingenden Waage wurden eng geschnürt, die Einnahmen blieben bescheiden, wogen jedoch kleinweis schwerer, so dass die ächzenden Kredite abgedeckt werden konnten. Meer und Winterurlaube, Skiausrüstungen, teure Fahrräder, neue Schulranzen – ich kannte und vermisste das alles nicht, hatte ich doch Vater, der mich für alles entschädigte.

22. August 1961

*Liebste Edith, ich liege hier auf zerschlissenen Leintüchern, in einem schäbigen Hotel. Geschlafen habe ich wenig, die Dame im Nebenzimmer empfängt bis in den Morgen hinein ihre Kunden, die Wände sind dünn wie Pappe und vollgespickt mit hunderten von Ohrmuscheln, ich höre das Stöhnen, sie schreien, kratzen und schlagen sich nächtelang. Linkerhand wohnt ein frisch entlassener Häftling, sein überschüssiges Kraftpotential lässt er an Schranktüren, Stühlen, Nachttischen aus, einmal hob er eine Pressplatte aus dem Bettgestell, schleuderte sie gegen unsere gemeinsame Wand, dass das Haus erzitterte, ja stell dir vor, dass es regelrecht zusammenschrumpfte, mein Zimmer war kleiner geworden, es schien sich vor einem neuerlichen Wutausbruch zu fürchten. Die übrigen Stockgenossen sind entweder gläserne Alkoholiker oder senile*

*Greise, die ihren Urin nicht bis zur gemeinschaftlichen Toilette halten können. Edith, warum musste ich in dieses Loch fallen, warum hast Du mich verlassen? Nimm mich wieder auf, ich verspreche, alles wird anders.*

*Für immer, Dein Richard.*

*2. Mai 1961*

*Liebste Edith, seit drei Tagen war ich nicht mehr dort. Am hellerleuchteten Eingang schlich ich vorbei, der Portier bemerkte mich nicht. Sein Grinsen will ich nicht mehr sehen, es erniedrigt mich, genauso wie der stumm übereinstimmende Blickeaustausch zwischen den Croupiers, sobald ich den Saal betrete. Einer saß früher in meiner Klasse, ein Tollpatsch, der rot anlief, wenn er Gedichte laut vorlesen sollte, jetzt mustert er seinen Lehrer mit dieser unerträglichen Mischung aus Verachtung und Mitleid. Seit 72 Stunden spiele ich nicht, bin clean sozusagen, heute bewarb ich mich bei einer Tankstelle, zwar entspricht der Job nicht meinen beruflichen Vorstellungen für die Zukunft, aber als Übergangslösung käme er ganz recht, Du sagtest oft, Wer das Kleine nicht ehrt, ist das Große nicht wert, das habe ich mir zu Herzen genommen, und vieles, was Du vor unserem Abschied gepredigt hast.*

*Für immer, Dein Dich liebender Richard.*

*7. April 1961*

*Liebste Edith, das ist mein 122. Brief an dich und von Dir erhalte ich nach wie vor kein Lebenszeichen. Du behandelst mich wie einen Pestkranken im tiefsten Mittelalter oder schlimmer, denn diesem wurde wenigstens einmal am Tag das Fressen vor die Tür gesetzt, während Du mich vollkommen ignorierst, die Tochter fern hältst, als läge ich bereits in der Leichengrube und der bloße Gedanke an den Gestank könnte die Seuche auf Euch übertragen. Du bist nicht fair, ich gehe vor die Hunde, ich krepriere im Verdruss und im Suff. Die Matratze, auf der ich eben liege, ist voll gekotzt, seit Tagen spucke ich sauren Schleim, weil der Magen nichts halten kann. Der Boss des „Grand Hotel“ teilte mir gestern mit, er werfe mich samt meinen stinkenden Socken hinaus, wenn ich die drei Monatsmieten nicht bezahle. Das gute Jackett zog ich über und bürstete meine Schuhe auf Hochglanz, dann ging ich in die Kneipe zu Mrs. Butterfly, von der meine Kumpels sagen, sie habe ein Faible für mich, sie stellt jedes Mal ein Bier an die Theke, schreibt auf Kredit, auch wenn sie weiß, dass ich nie bezahlen werde. Sobald sie die kräftigen Arme in ihren Tulpenkleidern erhebt, gleicht sie einem zyklopenhaften Schmetterling. Gestern Abend kokettierte ich mit ihr, lobte das Kleid und bat um Geld. Sie drückte schwitzend die Scheine in meine Hand und fragte, Kommst du heut Nacht?, ich nickte ohne ihre Augen zu sehen. Edith, ich will keine Geheimnisse mehr haben, will Dir jeden Tag, jede Stunde berichten, damit Du mich nie wieder mit dem Vorwurf beladen kannst, ich hätte nichts als belogen und betrogen, Dir mein zweites dunkles Leben vorenthalten. Auf Knien bitte ich Dich, erzähl unserem Kind niemals von den Ausrutschen, von den Fehlritten, von meinem schiefen Leben. Christin wird mich in guter Erinnerung behalten, der Vater, der liebevoll und stundenlang ihren Kopf streichelte,*

*das gemeinsame Herunterplappern der Abzählreime, wie wir losprusteten, weil ich, dusseliger Vater, sie nie voll und ganz beherrschte, ständig musste sie weiterhelfen, das Kakaotrinken in Cafés, sie durfte schlabbern und in Sahnetorten rühren, das Hüpfen über Granitsteine, all diese Erlebnisse wird sie im Gedächtnis horten wie ein hungriges Biberchen, aufbewahren für kältere Zeiten. Bitte nimm ihr die herbe Süße nicht, die ihre Kindheit begleiten wird.*

*Danke, Dein Dich liebender Richard.*

War Vater ein Spieler, ein Trinker, ein Frauenheld? Ich zittere und schwitze gleichzeitig. Die Flüssigkeit ergießt sich als Kaskade über meinen Körper und irgendwann sitze ich in einem salzigen See. Später beuge ich mich tiefend und weinend nach den verstreuten Briefen, um sie auf das trockene Bett zu retten.

Mama, was ist mit dir?

Eine Stimme, als käme sie von der anderen Seite eines langen Tunnels.

Mama, wach auf!

Es spricht mein Kind.

Ich öffne die Augen und sehe den verschwommenen Jungen. Schnell Christin, komm zu dir, bevor er in den Briefen liest. An seinen Hosenschlottern ziehe ich mich hoch und klopfe mein Gewand ab. Es spritzen Tropfen aus dem Kleid, sie hinterlassen Muster auf Johannes' heller Jeans. Er schaut ungläubig auf den Fleckenregen, in meine Augen und schließlich auf das Bett.

Was sind das für Briefe?

Ach, nichts Besonderes, Liebesbriefe, die Großvater an Großmutter schrieb, vor ihrer Heirat.

Er macht eine Kopfbewegung zur Tür und demonstriert Nichtinteresse am prickelnden Liebesgeflüster seiner Vorfahren. Er sagt, Lass uns heimfahren.

Ich raffe die Bögen und Kuverts in die Büchse, klemme diese unter den Arm an mein Rippenhaus, das mit jedem Herzschlag bersten könnte.

Daheim stopfe ich das elterliche Geheimnis in den Schrank, ich stau es zwischen Duftkarten und Winterpullovern im obersten Regal. Die Schiebetür schließe ich und verschnaufe erst, sobald ich das ruhige Wasserrauschen vernehme. Ich bücke mich in die Wanne, drehe am Stöpsel und hoffe, dass der einäugige Rachen mein vages Wissen spiralförmig abzieht und nichts als schäumendes Badewasser zurücklässt.

J. Fuhrmann wird nicht versetzt.

Diesmal fühle ich den Schlag mitten im Gesicht. Vor mir steht ein bleicher Johannes. Das Kind braucht einen Vater, höre ich Mutter aus Grabestiefen rufen. Solange sie lebte, sprach sie diesen Satz beinahe täglich, dass er irgendwann durch mein Kopfhaus rutschte. Die unliebe Information wurde nicht weitergeleitet, sondern verlor sich zwischen den Nervenbahnen.

Johannes' Vater machte sich bald aus dem Staub, Das Kind war ein Ausrutscher, er sagte es, als ob er sich entschuldigen wollte. Die Ausbildung zum Shiatsu Heiler hatte ihm eine gefügige, japanische Meisterin vor die Füße gelegt, sie lasse ihn *sein* und

schwinge die ihm ureigenste Seelenmusik. *Sie* nicht *ich* sei die Frau seines Lebens. So einfach war das für ihn. Später kam Manfred reumütig zurück, die Asiatin hatte sich wohl in der Klangfarbe seines Gemüts verhöhrt und Dissonanzen wahrgenommen, denn sie verließ ihn von einem Tag auf den anderen. Aber wie ich aufgewärmte Mahlzeiten vermeide und nach Möglichkeit umgehe, so halte ich es mit Beziehungen. Mutter bellte in meine geschwellenen Ohrmuscheln, Geh zu ihm zurück, Johannes braucht einen Vater! Drei Jahre hatte ich um den Mann getrauert und jeden Abend die Leere unserer Betten beweint. Dann wog ich seine Schwächen gegen die Vorzüge ab, zog einen Strich und mein Entschluss war nicht mehr rückgängig zu machen. Manfred besuchte Johannes in der ersten Phase der Trennung häufig, später sporadisch, seit sieben Jahren selten, wenn ihn die Sehnsucht nach dem Erstgeborenen packt oder das schlechte Gewissen. Johannes setzt alles daran, ihn sobald wie möglich loszuwerden. Kein Satz, keine Frage rutscht aus seinem Mund, ab und zu kollern einige Buchstaben heraus, die ein undeutliches ‚Ja‘ oder ‚Nein‘ oder beides sein können und ich schwelge und habe meine Genugtuung. Dass er zu seinem Vater keine innige Beziehung hat, kann ich ihm nicht verübeln. Charakter zählt nicht zu Manfreds Stärken. Anfängliche Sorgen von wegen männlicher Identifikationsfigur verzogen sich mit dem Wind, hatte er doch den Großvater, der ihm den Vater zehnfach ersetzte. Dachte ich.

Johannes' Seele wuchs und ich durfte von außen zusehen. Dass sie lange in einem unterentwickelten Kinderkörper klemmte wie in einer Zwangsjacke beunruhigte mich. Ich suchte einen Arzt auf, der Junge nehme nicht zu, der Junge nehme nicht zu. Der Arzt schickte mich gutmütig und schulterklopfend fort, der Junge sei so gesund, wie er nur sein könne. Als Lehrer sein Denkvermögen und die musische Begabung lobten, ging ich glückstrahlend nach Hause. Als wären sie mein Verdienst. Nun, da ich sein Zeugnis in der Hand halte, kneift mich Mutters Ohrwurm mit giftigen Zangen, Der Junge braucht einen Vater, der Junge braucht einen Vater! Ich fuhr sie damals an, Hör auf, du kannst Manfred nicht mit Richard vergleichen ...

Jetzt bleiben gedachte Worte in der Kehle stecken. Die unverdaulichen Brocken meiner Geschichte. Ich fange an zu heulen, das Ganze wird zuviel für mich. Johannes wirkt verstört. Nein, versuche ich ihm durch Blicke zu deuten, es liegt nicht an dir, mein Kind, nicht an diesem unbedeutenden Wisch Papier, es ist dein Großvater, der mich nach seinem Sterben erschreckt. Verzeih meine Weinerlichkeit möchte ich Johannes sagen und ihn umarmen, aber ich rühr mich nicht von der Stelle. Und wieder höre ich Mutter rufen, von weither rufen, *Der Vater ist unabhkömmlich, der Vater ist unabhkömmlich!*

Und plötzlich weiß ich, das ist der Titel eines Romans. Ich tippte ihn erst kürzlich von einer Karteikarte in den Computer, „*Der unabhkömmliche Vater*“ von Stan Lennart. Steinalt die Ausgabe. Sie wurde niemals neu aufgelegt. Hatte Mutter das Buch gelesen? Vielleicht schon vor etlichen Jahren? Hatte sie es tatsächlich aus der Bibliothek geholt? War das traditionell eingefahrene Muster der Grund, warum sie Vater damals wieder aufnahm und die zerstückelte Familie mit stillen Hoffnungen und wackeligen Versprechungen zusammenkleisterte? Als handle es sich um abgebrochene Gliedmaßen eines Paradiesvogels?

Johannes steht steif vor mir, es tränen seine Augen. Jetzt schließe ich ihn in die Arme und gemeinsam weinen wir wie Zwillinge, die ihre Eltern verloren haben.

27. Oktober 1961

*Liebste Edith, auch wenn Du nichts davon hören willst, ich muss es loswerden. Lange sträubte ich mich gegen dieses Verhältnis, denn sie ist Deine Schwester. Dies soll keine Rechtfertigung oder Entschuldigung sein, denn die gibt es nicht für unser Verhalten. Am Nachmittag, wenn Du im Geschäft warst und Christin die Schule besuchte, kam Karla beinahe täglich mit tiefen Ausschnitten, in Seidenstrümpfen, sie brachte Kirschkonfekt, brühte Kaffee für uns beide, streifte im Vorbeigehen meinen Rücken mit draller Weiblichkeit. Einmal, ich ging ins Schlafzimmer, wollte die Brille vom Nachttisch holen, um Zeitung zu lesen, da stand sie splinternackt vor mir und schlang ihre Arme um mich. Du warfst mir später vor, dass ich es mit ihr in unserem Bett gemacht hätte, könntest Du mir nie verzeihen, aber glaub mir, ich wollte sie wegschicken, da begann sie zu heulen, drückte sich an meine Brust, sie habe niemanden außer den zwei daneben geratenen Buben, sei eine verlassene Witwe, zu jung, um einsam zu sein, dabei presste sie ihr Becken an meines. Der Schwanz wollte, mein Kopf nicht, während ich sie vögelte (bewusst nehme ich dieses Wort in den Mund, denn ich tat nichts anderes), betrachtete ich unser Hochzeitsbild an der Wand und wie es sich brandrot färbte. Nach der lautlosen Vereinigung sprang Karla auf, zog das Spitzenhöschen und die Seidenstrümpfe über die Schenkel, als sie meinen entgeisterten Blick registrierte, lachte sie nur. Die Wahrheit ist, nicht Liebe trieb mich in ihren Schoß, sondern wildes Begehren, sie ist anders als du, sie ist egoistisch, energisch, herrschsüchtig. Du hattest damals kein Bedürfnis, warst zu müde an den späten Abenden, mein Geschlecht stand senkrecht und geriet außer Kontrolle, es verlangte nach dem Fleisch Deiner Schwester, ein halbes Jahr lief das so, bis zu dem Nachmittag, es war Freitag der 13., als Du uns ertapptest. Dass es mir aufrichtig leid tut, mehr kann ich dazu nicht sagen.*

*Für immer, Dein Richard.*

23. Dezember 1961

*Heute, liebste Edith gestehe ich. Das Betteln um Deine Liebe half nicht, Du willst einen ehrlichen Mann, so formuliertest du. Offen (du nenne es ehrlich!) will ich sein, vielleicht anerkennst Du die unerträgliche Wahrheit, die ich Dir in diesem Schreiben entgegenbringe. Du bist stark, viel stärker als ich, die kranken Ausläufer meiner Psyche kann ich Dir nicht mehr vorenthalten.*

*Viele Frauen hatte ich vor, während und nach unserer Zeit, in meinen Händen hielt ich glitzernde, matte, dunkle, weiße, feuchte, schuppige, weiche Körper, ich knetete, streichelte und schlug, die Mädchen weinten, lachten, schrien, bissen oder beteten, sie breiteten sich aus, öffneten ihre Unterleiber, bettelten nach meinem Samen und ich begoss. (An dieser Stelle unterbreche ich, weil mein Körper zu einem schmerzhaften Etwas wird, ich weine und kann nichts sehen. Es sind zwei Meere, die auslaufen. Ich stoße einen Fluch aus, Verdammst, du Schw... und Das hat Mutter nicht verdient!) Aber*

*ich schwöre, keine von ihnen habe ich je mit Dir verglichen, immer warst Du meine Frau, die einzige. Sobald Du Deine Handfläche auf meinen Rücken legst, lehne ich mich zurück, ich falle und weiß mich sicher aufgefangen, als wäre sie eine sonnenbeschienene Mauer eines Hauses, das nur für mich gebaut wurde. Bei Dir und Christin fühle ich Heimat und entkomme meinen Eskapaden, ich schwöre, sie haben nichts mit Dir oder einer möglichen Unvollkommenheit Deinerseits zu tun, durch meine Seele ziehen die Brüche! Seit Wochen spiele ich und verliere dabei ein Vermögen, ich trinke Wein aus bauchigen Flaschen, die Wäsche klebt am Leib, ich kauere im eigenen Dreck. Gleichgültigkeit hat sich meiner bemächtigt. Ich warte auf die bevorstehende Apokalypse. Seit unserer Trennung ist eine nicht abzuwendende Sonnenfinsternis über den Erdball hereingebrochen, sie harrt seit 357 Tagen aus, wälzt sich in rußiger Schwärze, schickt ihr grollendes Poltern, die Erdkruste reißt entzwei und spuckt die Lava in gewaltige Höhen, zusammen werden wir vor dem glühenden Abgrund stehen (uns an Händen halten, eine richtige Familie!), unsere Leiber umklammern sich, während Körperteile aufweichen in der Hitze wie fließendes Wachs, wir schmelzen in einer Dreiergruppe zusammen und wenn sich das Ungetüm beruhigt hat, alles langsam erkaltet, werden wir als einförmiger Klumpen in die Ewigkeit eingehen.*

*Dein Dich endlos liebender Richard.*

Mir wird kalt, eiskalt und es graust mich. Ich stopfe die geöffneten Briefe in die Büchse zu den übrigen, deren ungeheurer Inhalt mich nie erreichen wird. Am Sekretär sitze ich tief gebeugt, tiefer als jemals und schreibe kurzatmig auf weißem Papierbogen, *Mutter, aus deinem Bauch fiel ich ins Leben, unsere Herzen und Hände berührten sich nicht seit jenem Geburtstag, meine Schritte flüchteten an dir vorbei, jetzt, wo sich mir ein bitterer, im Vergangenheitsschatten liegender Pfad auftut, ist es zu spät, deine dich liebende Christin.*

Die Zeilen und all das, was ich nicht mehr aushalten kann, schiebe ich in das Blech.

Danach renne ich hinaus in die städtische Nacht, ich suche und finde mein Auto dort, wo es immer steht und dirigiere es zum Friedhof. In regelmäßigen Abständen durchfahre ich die Lichtkegel der Straßenlaternen und wundere mich, dass ich jedes Mal unversehrt in den schattigen Flächen ankomme. So als hätten sie mich erwartet, lange erwartet. Das letzte Stück des Weges ist schwarz. Ich denke, so muss es sein, wenn man durch einen Schlauch fährt.

Den Motor und die Scheinwerfer mache ich aus, denn ich darf kein Misstrauen säen. Die Kränze liegen gleichgültig übereinander, die Totenkerze begrüßt mich und flackert. Ich falle mit der papierenen Last zu Boden. Eine Hand greift in die Erde, die andere tut es ihr gleich, wider Erwarten fühle ich besänftigende Kühle, die von den Unterarmen in den Rumpf, in den Kopf und in die Beine wandert, so als würde diese Berührung reichen, die gelassenen Täler des Todes zu beschreiten. In meinen Schoß schaufle ich hinein, die Fingernägel fressen sich in den nahrhaften Boden, das Loch wird größer, der Schoß voller, bis ich auf dem Bauch liegend weiterbuddle, Durchhalten bis du zum

Holz stößt!, sage ich mir, und dann höre ich ein weinerliches Scharren, Mutter, du wirst doch nicht geschluchzt haben? Liebevoll streichle ich den Sarg und breite die Briefe und meine Tränen darüber.

Später erhebe ich mich. Müde. Schwer.

Und dann werde ich zornig und werfe mit Schlamm. Ich werfe Schlamm auf die schmerzhaft entzifferten und noch ungelesenen Teile meines Daseins, auf die verletzenden Glasstücke meines Lebenskaleidoskopes. Es hat inzwischen zu regnen begonnen, der Himmel hat sich meiner erbarmt und beweint sein verirrtes Schaf. Eine Weile liege ich mit dem Rücken auf den Kränzen, das Gesicht verdeckten Sternen zugewandt. Die Nässe dringt durch die Kleider, sie sickert ein, ich sauge mich voll ähnlich einem Schwamm, der aufnimmt und gleichzeitig über alle erdenklichen Öffnungen abgibt. Mein Vater, mein Vater, warum hast du mich verlassen, stöhne ich.

Irgendwann fühle ich einen warmen Atem und öffne die Augen. Johannes steht dicht über mir, Ich habe dich überall gesucht. In seiner Stimme lauern Furcht und verdeckte Vorwürfe. Er wickelt mich in eine Decke, zieht mich nach Hause, er lässt das Bad einlaufen und stellt den springenden Heißluftofen an, als wäre ich sein Kind, nicht er meines. Den Ofen hatte ich unmittelbar nach Johannes' Geburt gekauft, aus Angst, der zarte Säugling könnte unter meinen Händen erfrieren.

Es ist stockdunkel, als ich auf Zehenspitzen durch die Wohnung streiche. Aus Johannes' Zimmer vernehme ich ruhige Atemzüge. Er hat die Tür offen stehen lassen, vielleicht damit ich nicht fortlaufen kann, vielleicht damit er mir näher ist. Irgendwo muss der Koffer mit den Fotografien sein. Fotografien, die nicht eingeklebt wurden. Aus Nachlässigkeit. Oder weil sie nicht schön genug erschienen. Die Ablichtungen gleiten durch meine Hände. Ich sitze am Sekretär und habe die Leselampe heruntergezogen. Dann halte ich sie fest, Mutter, vergrößert, in Schwarzweiß. Ein zerkniffenes Lächeln entwischt mir, diese Farben hast du dir selbst ausgesucht und während ich den Schatten ihrer Nase betrachte, fällt eine Träne ins Glanzpapier.

Ein neuer Tag. Die Häuser meiner Straße ragen in klarem Licht auf, die Berge sind nahe und ungewöhnlich grün. Früh verlasse ich die Wohnung und fahre Johannes zu einem Freund. In der Bibliothek warten Stapel von Büchern auf mich, die neuen werde ich katalogisieren, die alten entrümpeln und für immer aus den Inventarlisten streichen. Über Mittag habe ich eine Freistunde, ich fahre zur Gärtnerei, dann weiter zum Friedhof. Der Wärter hat das Grab in Ordnung, die Kränze in die Kapelle gebracht. Vor mir liegt ein sauber geharktes Rechteck. Ich bücke mich, zeichne mit dem Finger Linien und Kreise und hinterlasse geheime Botschaften in der Erde. Die schwarzen Rillen bepflanze ich mit Blumen, violette Tupfer drängeln sich dicht nebeneinander, warmes Gelb fängt sie wogend ein. Stiefmütterchen, flüstere ich und berühre in einer leichten Bewegung ihre wankenden Köpfchen.



## Interview mit Gertrud Fussenegger

Den folgenden Ausschnitt aus einem Interview, das Rainer Hackel mit der Autorin geführt hat und das im Böhlau-Verlag erscheinen soll, hat G. F. zusammengestellt.

J. H.

**R.H.:** Frau Fussenegger, in vielen Ihrer Romane begegnet der Leser einer historischen Welt, sei es die des Dreißigjährigen Krieges, sei es die des 19. Jahrhunderts oder sogar die Zeit Christi: Welchen Sinn besitzt für Sie die Beschäftigung mit der Vergangenheit? Was soll oder was kann die Lektüre historischer Romane beim Leser bewirken?

**G.F.:** Was kann der Mensch von sich selbst wissen, wenn er das, was am Menschen und was durch ihn geschah, aus seinen Erwägungen ausklammert?

Die Geschichte ist ein Riesenbilderbuch „de homine“, vom Einzelnen, von Völkern, Klassen, Gemeinschaften aller Art, von ihrem Werden und Zerfallen. Und all das sollte kein Thema für „Geschichten“ sein? Vieles mag sich obenhin als Zufall darstellen. Derjenige, der sich darauf versteht, wird immer wieder Sinnzusammenhänge finden, die ihn überraschen, beglücken, vielleicht beängstigen und die er auch weiterspinnen kann. An manchen historischen Figuren hängen ganze Fächer solcher Zusammenhänge, das sind die „Großen“ der Weltgeschichte, durch sie werden dann noch größere Zusammenhänge und Sinnfiguren freigelegt. Ich denke da an Fragen: Was verbindet die großen Eroberer oder Reformatoren oder Legalisten? Was unterscheidet sie? Inwiefern hat sich die Menschheit durch sie weiterentwickelt? Und, nicht zuletzt: Was hat die Menschheit durch sie verloren?

Herr Hackel, Sie haben – im Zusammenhang mit meinen böhmischen Romanen – das 19. Jahrhundert angesprochen; für mich als Schriftstellerin war das 19. Jahrhundert keine im engeren Sinn „historische Zeit“, denn ich glaube es wenigstens in Ausläufern miterlebt zu haben, vor allem durch den Umgang mit Menschen, in denen es noch präsent war. Ich bin zwar im 20. Jahrhundert geboren, aber da war noch so viel Älteres vorhanden: Häuser, Wohnungen, Mobiliar, Sitten und Gebräuche, Stimmungen und Grundsätze. So habe ich das 19. Jahrhundert niemals als eine mir fremde Zeit empfunden. Natürlich mußte ich mich über mancherlei – wie etwa über die Weltausstellung in Wien – im Detail informieren. Aber sonst fühlte ich mich in der Zeit unangefochten zu Hause.

Schwieriger wird es, wenn man in entferntere Zeiten zurückgreift. Da muß man sich als Schriftsteller sozusagen auf Schritt und Tritt fragen: Wie sah die Welt damals aus? Etwa: Trugen die Leute Bein- oder Holzknöpfe auf ihren Kleidern – oder solche aus Metall? Man muß sich jede Kleinigkeit vorstellen können, auch wenn man über diese Kleinigkeiten gar nicht schreiben will. – Nun bin ich hier in Tirol sehr viel Noch-Archaischem begegnet, von dem ich annehmen konnte, daß es sich schon seit Jahrhunderten kaum mehr geändert hat, in der Almwirtschaft zum Beispiel: die Tröge, aus denen das Vieh gesoffen hat, oder die Umzäunungen aus Weidengeflecht. Auch die Bauweise war noch ganz altertümlich, besonders von Nebengebäuden ...

Sie könnten fragen: Was hat das Historische überhaupt in der Belletristik zu suchen? Grenzt es nicht bereits an das Sachbuch? Es setzt Kenntnisse voraus, die mit dem Poetischen nichts zu tun haben, nichts zu tun zu haben scheinen? – Aber, kann ich Ihnen dagegenhalten: Sind nicht unzählige Werke der Weltliteratur „historisch“? Allein bei Goethe: *Götz von Berlichingen*, *Egmont*, *Tasso*, *Iphigenie*, im 19. Jahrhundert Tolstois *Krieg und Frieden*, im 20. Thomas Manns *Josephslegende*. Da ist jeweils viel Wissen transportiert, aber daneben leuchtet immer wieder reine Poesie auf. – Ich möchte sagen: Historische Epik kann und soll im Leser nichts anderes bewirken als *Dichtung* überhaupt. Wie sagten die Alten? Furcht, Mitleid – und Katharsis.

**R.H.:** Welche Vorteile und welche Nachteile birgt ein historischer Stoff grundsätzlich in sich?

**G.F.:** Viele Vorteile. – Um nur ein Beispiel zu nennen: Christoph – aus meinem Roman *Die Brüder von Lasawa* ist auf seiner Suche nach dem unbekanntem Bruder auf seinem Pferd unterwegs, also weit längere Zeit als wenn er – etwa als Mensch des 20. Jahrhunderts – im D-Zug unterwegs gewesen wäre. Er verändert sich, er reift auf diesem langen, langsamen Weg, das wird dem Leser glaubhafter, *weil* es ein langer Weg war. Ich sage im Roman kein Wort, *wie* er sich verändert, doch durch seine wechselnden Erlebnisse (Fähre über die Donau, Begegnung mit Jakob am Schwarzbach, Linz, die Irre usw.) bekommt der Leser etwas davon mit. – Ich kann nicht sagen, daß mir bei der Konzeption des Buches ganz bewußt gewesen wäre, was ich mit der langen Reise meines Christoph bewirken wollte; wahrscheinlich brauchte ich sie selbst, um ihn auf die Begegnung mit dem Bruder vorzubereiten.

Ich glaubte ja lange, daß sich die Bildhaftigkeit einer Erzählung leichter herstellen läßt, wenn man sie in die Vergangenheit projiziert, denn diese halte uns Bilder und Symbole bereit, die wir, wenn wir uns in der Gegenwart bewegen, erst selbst aus der Banalität befreien und transparent machen müssen, während wir sie im historischen Stoff bereits präexistent vorfinden. – Nun glaube ich, das war ein Irrtum. Es ist ja immer gefährlich, den leichteren Weg zu wählen. Nur zu gern vertraut man sich den Reizen pittoresker Topoi an und merkt nicht, wo die Substanz aufhört – und das Kostüm anfängt. Ich habe mich freilich immer bemüht, *unter* das Kostüm zu blicken.

**R.H.:** Sie schrieben einmal, daß Sie unter dem Eindruck des drohenden Zweiten Weltkriegs die Handlung der *Brüder von Lasawa* aus der Zeit der Befreiungskriege in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges verlegt haben. Das scheint auf ein Wechselspiel zwischen der Zeitgeschichte und der Wahl des historischen Stoffes hinzudeuten?

**G.F.:** So ist es – und ist es nicht ganz natürlich? Die Zeitgeschichte erzeugt Stimmungen, denen sich der Einzelne – bei einiger Nachdenklichkeit – kaum widersetzen kann. Und meine Stimmung war damals weit eher gespannt als heiter, um nicht zu sagen, schon vor dem Krieg voll böser Vorahnungen. Deshalb drängte es mich, die Handlung des Buches aus den Befreiungskriegen in die so viel düsterere Szenerie des Dreißigjährigen Krieges zu versetzen.

Und da war mir dann der Untergang Magdeburgs eine Art Vorwegnahme der drohenden Allgemeinkatastrophe.

**R.H.:** In Ihren großen Romanen und auch in Ihrer Autobiographie zeigen Sie den Menschen oft als Spielball der Geschichte, was an Heideggers Begriff des Geschicks oder auch an den der Geworfenheit erinnert.

**G.F.:** Von „Geworfensein“ war nach dem Krieg in jedem zweiten Feuilleton die Rede. Begreiflicherweise. Man hatte es ja im Krieg nachdrücklich erlebt: Jede Bombennacht, jede Einberufung war ein Beweis hilflosen „Geworfenseins“. – Wie oft war ich damals auf dem Münchner Bahnhof, etwa weil ich jemanden dahin begleiten mußte, – da standen diese armen Urlauber, die an die Front zurückmußten, reihenweise, mit ihren Frauen oder mit ihren Eltern, und es war jeweils wie ein Abschied für immer, vor allem in den späteren Jahren des Krieges. Ein erschütternder Vorgang ...

**R.H.:** Welcher Philosoph hat Sie am meisten beschäftigt?

**G.F.:** Sprangers *Lebensformen* haben mich beschäftigt. Aus ihnen ließ sich etwas über die Typologie des Menschen lernen. Aber wer spricht heute noch von ihm? Von C.G. Jung habe ich mir viel erwartet – und von Freud. Aber Zwingendes habe ich nicht aus ihnen erfahren. Tieferen Eindruck machte mir Wittgenstein mit seinen Aussagen zum *Nicht-Aussagbaren*. Da war ich als Schriftstellerin berührt. Meine Erfahrung: Es gibt gar viel, was sich der Aussage entzieht. Aber als Schriftsteller kann man an den Kreis dessen, was sich erst einmal als Nicht-Aussagbares darstellt, Tangenten legen, da eine, dort eine ...

So wird es möglich, das An-und-für-sich-Nicht-Aussagbare einzukreisen und mindestens – in gleichsam indirekter Beleuchtung – erahnbar zu machen.

**R.H.:** Welches Verhältnis besteht in Ihren Augen zwischen Dichtung und Philosophie?

**G.F.:** Man kann Schriftsteller sein, ohne Philosoph zu sein, und die meisten Philosophen sind auch etwas mühsame Schriftsteller. Die Großen freilich haben beides in sich vereint. Jede philosophische Aussage erhebt Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Jeder schriftstellerische Satz erhebt Anspruch auf Glaubwürdigkeit, auf „Wahrheit“ in einem – zugegeben – fiktiven Kontext ... Als Leser kannst du nur eins am anderen messen; dann wirst du wissen, wo du dir selbst genauer begegnest.

Aber: In großer Dichtung webt immer auch ein Stück Philosophie. Vielleicht webt auch in der Philosophie etwas wie Dichtung. Beide sind benachbart im menschlichen Geist und, wie es sich jetzt herausstellt, im menschlichen Gehirn.

**R.H.:** Glauben Sie, daß die Erhellung der Zusammenhänge zwischen Leben und Werk eines Autors zum Verständnis seines Werkes beiträgt?

**G.F.:** Ich glaube: Ein Kunstwerk muß als solches wirken, auch wenn man nichts weiß vom Autor. Es kann zwar interessant und anregend sein, etwas über die biographischen Hintergründe zu wissen, es ist manchmal aber auch nur indiskret. Wenn Sie den *Werther* nehmen: Ob Sie etwas über Goethes Verhältnis zur Buff wissen oder nicht, ist doch eigentlich ganz gleich. Im Gegenteil: Es nimmt fast etwas weg. Je vollkommener das Kunstwerk ist, desto weniger wird es durch seine Entstehungsgeschichte erklärt.

**R.H.:** In Ihrem Lebensbericht erwähnen Sie den Schriftsteller Franz Tumler, mit dem Sie befreundet waren. Sie schreiben, daß Tumler Sie zu Ihrem frühen Roman *Die Leute auf Falbeson* (1940) angeregt hat und daß Sie sich an seinem Begriff von Sprache orientiert haben. Was hat Sie an Tumler und seiner Autorschaft beeindruckt? Inwiefern haben Sie von ihm gelernt?

**G.F.:** Ja, mit Tumler war ich befreundet, das war eine lange und schmerzliche Geschichte. Darüber habe ich auch in meinem Lebensbericht *Ein Spiegelbild mit Feuersäule* geschrieben, doch nur wenig und andeutungsweise. An Tumler imponierte mir zuerst einmal, was er schrieb, wie ernst er seine Kunst nahm, wie ausschließlich er für sie leben wollte. So wollte auch ich meinem Beruf folgen. Wir haben aber aneinander vorübergelebt. Ich habe kurz nach dem Ende unserer Freundschaft einen anderen Mann geheiratet und habe mit ihm 35 Jahre in glücklicher Ehe gelebt.

**R.H.:** Aus vielen Ihrer Werke scheint mir ein radikaler Geschichtspessimismus zu sprechen. Würden Sie diese Einschätzung bejahen?

**G.F.:** Ja, der Gründe für einen solchen Pessimismus gäbe es wohl genug, übergenug. Trotzdem zögere ich, Ihre Frage glatt zu bejahen. Ich weiß zwar: Unsere Zeit neigt zu pessimistischen, ja nihilistischen Antworten. Dennoch glaube ich: Das Unternehmen *Mensch*, der Entwurf homo sapiens ist auf dieser Erde – zwar nur punktuell, dennoch wenigstens punktuell, da aber eindeutig nachweisbar geglückt. Daß die Menschheit Individuen wie Pascal, Bach, Goethe, Mozart (um nur die nächstliegenden zu nennen) hervorgebracht hat, halte ich für einen eindeutigen Sieg der Hominität, für ein eindeutiges Gegenargument hinsichtlich Geschichtspessimismus. Sie können mir erwidern: Sie nennen einsame Einzelne, wie steht es um die namenlose Masse? – Ja, da kommt es wohl auf den Maßstab an, auf den Zielpunkt der Evolution der Gattung. Im Grunde war ja auch Darwin ein Pessimist ganz großen Stils gewesen; auch er opferte Hekatomben von Generationen, um eine einzige Lebenschance an weitere Generationen weitergegeben erklären zu können.

Dagegen war der Christ Blaise Pascal ein strahlender Optimist, wenn er den Menschen definierte als *das* Wesen, das sich immer wieder um ein Unendliches übersteigt.

**R.H.:** Frau Fussenegger, ich danke für das Gespräch.

## Trakls Goethe-Rezeption

Trakl hat sich einmal – wie Karl Röck in seinem Tagebuch zum 27.6.1912 notiert – zu Goethe geäußert:

[Er] furchtbar gegen Goethe. [...] Aller Ehrgeiz, alle Dichterwerke Unzucht, ein Wort Christi – Selig sind die Armen im Geiste – mehr als aller Goethe usw.<sup>1</sup>

Er sprach ihm alle *Höhe* ab, dafür habe er eine ungemein erstaunliche Weite; gleiche so dem Weibe. Sei ganz oberflächlich, bleibe überall an der Oberfläche. Sei herzlos. Seine Art lüge, teuflisch (ich dachte an Loki). Er sei kein echter Dichter, habe sich nicht daran gegeben wie Mörike. Wie Liliencron, der sich verblutet habe an seinen Stoffen. Goethe habe niemals, auch nicht als junger Mensch neurasthenisch gedichtet, Liliencron schon. Alles Gedichtemachen sei nichts; was brauche man Gedichte und Welt als Wille und Vorstellung, wenn man das Evangelium habe. [...] Alle Dichter sind eitel und Eitelkeit sei widerlich. Die Wahrhaftigkeit billigt er Goethe zu. Daß er diese *trotzdem* habe, das sei seine Größe. Mitteilen könne man sich auch nicht mit Gedichten. Man kann sich überhaupt nicht mitteilen. Das sei alles Ausspruch. Goethe sei schamlos oft; voll Ausspruch, voll Bekenntnis und doch gab er sich der *Sinnlichkeit* hin.<sup>2</sup>

Zu berücksichtigen wäre freilich die Situation, in der sich Trakl derart als „Bekannter“ gerierte (wie Röck es empfand), nämlich ein Umtrunk mit einem *Brenner*-Mitarbeiter in einer Stehbierhalle, zu einer Zeit, als es für ihn galt, als Dichter im *Brenner*-Kreis Fuß zu fassen. Auch wäre zu berücksichtigen, dass Trakl in wichtigen Lebenssituationen auf briefliche bzw. poetische Aussagen seiner ‚Vorbilder‘ oder auf deren Biografien zurückgreift, in diesem Fall offenbar auf jene Hölderlins, in der es heißt, Goethe scheine ein Gegenstand von Hölderlins stiller Abneigung zu sein.<sup>3</sup>

Fest steht jedoch, dass sich in Dichtungen Trakls aus der frühen Periode wörtliche oder bearbeitete Zitate aus Werken Goethes finden. Zu einer bestimmten Zeit haben sie offenbar für Trakls poetisches Vokabular eine Rolle gespielt.

Die Verse „Wer faßt mich so hart, wer beugt sich zu mir? / Mein Kind, ich falte die Hände dir“ aus *Melusine* I (Textstufe 1 H von Ende April/Mai 1909) und die Verse „Die Nacht ist stumm, es weint wohl der Wind, / Der Wind, wie ein verlornes Kind“ aus *Melusine* II (Textstufe 1 t vom Mai 1909) erinnern an Verse aus *Erkönig*: „Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an“, „Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind; / In dürren Blättern säuselt der Wind“.

Dominierender sind Anspielungen auf Goethes *Faust*. Der Satz „die erblassenden Sterne tanzend ertönen“ im Gedicht *Das Morgenlied* (Textstufe 1 D vom 26.4.1908) erinnert an die pythagoreische Lehre von den tönenden Himmelskörpern, der Harmonie der Sphären. Zu denken wäre dabei an „Die Sonne tönt“ in *Faust*, doch vielleicht liegt auch hier der Bezug zu Hölderlin näher: „Sterne klingen“ (*Hymne an die Schönheit*).

Auch die Wortgruppe „schreckliches Gesicht“ im Drama *Don Juans Tod* (Textstufe 1 H von Herbst 1908) kann auf *Faust* zurückgeführt werden: „Schreckliches Gesicht“. Auch in der Aussage „Hier öffne ich dem Leben weit die Pforten [...] Bin Wohllaut, farbenheißer Abglanz – bin / Unendliche Bewegung“ kann man eine Anspielung auf *Faust* erkennen: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben“. Aber hier mag ebenfalls der Bezug zu Hölderlin näher liegen: „Mir ist lange nicht gewesen, wie jetzt. Wie Jupiters Adler dem Gesange der Musen, lausch' ich dem wunderbaren unendlichen Wohllaut in mir. Unangefochten an Sinn und Seele, stark und fröhlich, mit lächelndem Ernste, spiel' ich im Geiste mit dem Schicksal und den drei Schwestern, den heiligen Parzen. Voll göttlicher Jugend frohlockt mein ganzes Wesen über sich selbst, über alles. Wie der Sternenhimmel, bin ich still und bewegt.“ (*Hyperion*).

Schließlich hat wohl auch das Wort „Himmelsangesicht“ im Gedicht *Traumwandler* (Textstufe 1 D vom 7.11.1908) seine Quelle in *Faust*: „Himmels-Angesicht“.

Im Drama *Blaubart* (Textstufe 1 H vom 5./6.2.1910) reagiert die von Blaubarts aggressiv-sexuellen Äußerungen und Handlungen bedrängte weibliche Hauptfigur, Elisabeth, mit dem Hilfeschrei „Heinrich! Lieber! Hilf!“ bzw. später „Heinrich! Mein Knabe! Hilf!“ und „Heinrich! Hilf!“ (verändert zu: „Liebster! Rette mich!“), ohne dass bis dahin ein Heinrich im Text vorgekommen wäre. Überdies nennt Blaubart sie „Hur“ und sie ihn „Höllentier“, und sie fleht: „Gott steh mir bei!“ Das alles erinnert – in einer charakteristischen Verkehrung – an die Kerker-Szene in *Faust*, wo Margarethe sich anklagt: „Meine Mutter, die Hur / Die mich umgebracht hat!“, sich in Bedrängnis durch Mephistopheles an Gott wendet: „Gericht Gottes! dir hab ich mich übergeben! [...] Dein bin ich, Vater! Rette mich!“ und Faust ihren Abscheu gesteht: „Heinrich! Mir graut' vor dir“, bevor mit ihrem sehnsüchtigen Ausruf „Heinrich! Heinrich!“ die Tragödie schließt.

In Trakls Dichtungen der mittleren und späten Periode finden sich meines Wissens keine Goethe-Zitate. Anders verhält es sich mit brieflichen oder mündlich überlieferten Äußerungen jenes Zeitraums. In seinem Brief an Ludwig v. Ficker vom 26.6.1913 nennt er sich selbst eine „Spottgestalt aus Kot und Fäulnis“, was lexikalisch und syntaktisch an „Spottgeburt von Dreck und Feuer“ aus *Faust* erinnert. Kurz vor seinem Tod hat Trakl noch einmal auf Elemente aus *Faust* zurückgegriffen. Bei Fickers Besuch im Garnisonsspital in Krakau am 24./25.10.1914 erzählte er von seinen Erlebnissen nach der Schlacht bei Grodek: Als er in einer Scheune ohne ärztliche Assistenz die Betreuung von 90 Schwerverwundeten übernehmen musste; als einer von ihnen seine Schmerzen nicht mehr ertragen konnte und sich vor seinen Augen erschoss, worauf blutige Gehirnpartikel an der Wand klebten; als er an jedem Baum auf dem Dorfplatz einen Gehenkten baumeln sah, von denen einer sich die Schlinge selbst um den Hals gelegt hatte: „Tief habe er sich den Anblick eingepägt: der Menschheit *ganzer* Jammer, hier habe er einen angefaßt! Nie könne er das vergessen, und auch den Rückzug nicht; nichts nämlich sei so schrecklich als ein Rückzug in Verwirrung“.<sup>4</sup> Das findet sich vorgebildet in der Kerker-Szene, die mit den Worten Fausts einsetzt: „Mich faßt ein längst entwohnter Schauer, / Der Menschheit *ganzer* Jammer faßt mich an“.

E. S.

## Anmerkungen

---

- <sup>1</sup> Karl Röck: Tagebuch 1891-1946. Hg. u. erl. v. Christine Kofler. 3 Bände. Salzburg 1976 (Brenner-Studien. Sonderbände 2-4), Bd. 1, S. 189.
- <sup>2</sup> Hans Szklenar: Beiträge zur Chronologie und Anordnung von Georg Trakls Gedichten auf Grund des Nachlasses von Karl Röck. In: Euphorion 60, 1966, S. 222-262, hier S. 227.
- <sup>3</sup> Friedrich Hölderlin: Hyperion. Mit Einleitung und Auswahl seiner Briefe. Hg. v. Wilhelm Böhm. Jena, Leipzig 1905 (Gesammelte Werke 1), S. LXVI.
- <sup>4</sup> Ludwig Ficker (Hg.): Erinnerung an Georg Trakl. Innsbruck 1926, S. 159.



## Bert Breit

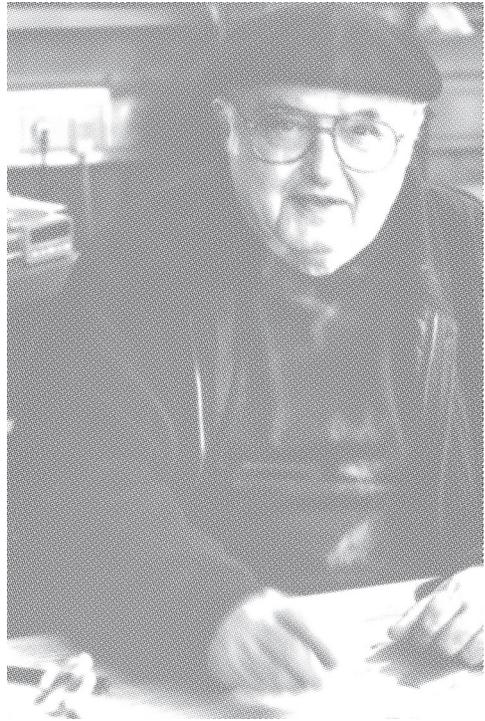
25.7.1927 – 17.9.2004

Im September 2004 ist Bert Breit nach langem, schwerem Leiden in der Klinik in Innsbruck gestorben. Ich war jahrzehntelang einer seiner Wegbegleiter und war in seiner letzten Lebenszeit immer wieder bei ihm. In diesem Nachruf möchte ich nicht wiederholen, was schon gesagt worden ist, sondern ergänzen, was vielleicht noch zu sagen ist, wobei mir bewusst ist, dass Worte nicht ausreichen.

1987 haben wir übers Brenner-Forum zum 60er von Bert Breit eine Dokumentation mit zwei Radiophonien und den Kompositionen *Impulse*, *Tensions II* und *Meditationen* auf zwei CDs herausgebracht. Im Frühjahr 1990 habe ich mit Bert Breit in der Zeitschrift *das Fenster* (Nr.47) ein umfangreiches Interview als Porträt gemacht. Im Herbst 1999 wurde, ebenfalls im *Fenster* (Nr.68), meine Rede zur Überreichung des Landespreises an Bert Breit veröffentlicht. Auch am Buch mit zwei CDs *Dokumentation und Hommage für Bert Breit zum 75er* war ich als Mitherausgeber im Jahr 2002 beteiligt.

Bert Breit war am Beginn seiner Berufstätigkeit Musiker und ist in den letzten Jahren zur Musik zurückgekehrt. Die letzte abgeschlossene Komposition Andere Jodler für die seltene Besetzung drei Violinen und Viola besteht aus sechs Konzertstücken mit den Nummern 16A, 18B, 19B, 21B, 22B und 23B und ist Anfang 2005 bei [www.prod.circus.at](http://www.prod.circus.at) als CD erschienen (Kochstraße 10, A-6020 Innsbruck).

Krankheitsbedingt wurden die Pläne reduziert, die Fristen wurden kürzer, bis die Möglichkeiten überhaupt schwanden. Die Dokumentation und Hommage zum 75er enthält eine Werkliste, gegliedert in Kompositionen; Chor- und Ensemblesmusik; Bearbeitungen; Bühnen- und Hörspielmusik; Filmmusik; Radiophonien; Signations; Features; Filme (Drehbuch, Regie); Sendereihen in Radio; Hörspielregie. Bert Breit hat in seiner letzten Lebenszeit mit einer gewissen Genugtuung oder Erleichterung gesagt: „Gut, es gibt einige Stücke von mir“. Innsbruck, das zeit des Lebens von Bert Breit eher säumig war, wird wohl die eine oder andere Aufführung nachholen, auch der ORF hat die Möglichkeit, im Archiv fündig zu werden. Andreas Schett mit [www.prod.circus.at](http://www.prod.circus.at) und die Tiroler Festspiele Erl haben in der letzten Zeit, 2004, am meisten getan, früher



einmal, in den 90er Jahren, hat die Galerie St. Barbara, Hall, Interesse gezeigt, und nicht ganz ohne Interesse sind die Klangspuren Schwaz geblieben, wenn sich auch der mainstream der Entwicklung des Komponierens ziemlich weit von dem, was Bert Breit notiert hat, entfernt hat.

Was hat den Komponisten und Menschen Bert Breit ausgezeichnet, was waren einige Charakteristika? In seinen Ansprüchen an das Leben war er sehr bescheiden: alters- und gesundheitsbedingt ist er immer bescheidener geworden. Toleranz, Zuwendung und Respekt hatte er vor kleinen Leuten, für die vom Schicksal und von der Gesellschaft Benachteiligten, für die sonst Vergessenen und Ausgegrenzten. Bert Breit hat zu den etablierten Machthabern Distanz gehalten, die Reichen und Schönen in seitenblicke-tauglichen Events hat er gemieden. Überhaupt nicht bescheiden war Bert Breit in menschlichen und künstlerischen Ansprüchen. Da lebte er nach dem Grundsatz, dass man von Ansprüchen, die man einmal entwickelt hat, nicht abgehen kann. Seine Ansprüche wurden immer strenger, er war nicht bereit, seine Forderungen zu reduzieren oder an Gegebenheiten anzupassen.

Bert Breit war von der Wichtigkeit seiner Vorhaben überzeugt. Die Voraussetzung bei der Umsetzung aller Pläne war die möglichst umfassende Information über die Sache. Er selbst blieb im Hintergrund. Er hat weder Zeit noch Mühe noch Geld gescheut, gründlich zu recherchieren. Er ist zum Beispiel wegen eines O-Ton-Wortes für ein Radiofeature einen ganzen Tag über Land gefahren, er hat alle Streichquartette von Joseph Haydn studiert, er hat sich um alle verfügbaren Informationen in Sachen *Wachsfiguren* bemüht, er hat nicht nur deutsche, sondern auch internationale Quellen gesucht. Im Zuge der Recherche ist es zu Änderungen ursprünglicher Pläne gekommen. Für das Textbuch der dritten Radiophonie *Memento* wollte er Erich Fried gewinnen – er hat ihn persönlich am Bahnhof in Ötz abgefangen und nach Längenfeld gefahren –, den Text hat er schließlich aber selber verfasst. Das 2. Violakonzert war ursprünglich als *Wachsfiguren-Kabinett* angelegt, hat sich im Zuge der Arbeit als Konzert mit der Viola als Spielführer stabilisiert, das *Wachsfiguren-Kabinett* ist in seiner Vorstellung zu einem Ballett oder einer Oper mutiert. Die Verwirklichung war nicht mehr möglich.

Bert Breit war für viele Menschen wichtig. Er war grenzenlos in seiner Zuwendung und in seinen Ansprüchen. Manche Beziehung hat diese Belastung nicht ausgehalten. Distanz oder Rückzug der Beteiligten, der Betroffenen, von seiner Seite oder seltener des Partners, war die Folge. Einige Freundschaften haben sich verbraucht, haben das Ausmaß der Spannung nicht ausgehalten. Die Folge im Alter war Vereinsamung. Bis zum Schluss ist die Arbeit, das Komponieren, geblieben. Bert Breit hat mehrere Leben gelebt. Sein Leben war Arbeit. Er hat kurz vor seinem Tod festgestellt: „Jetzt bin ich 77 und kein bisschen weise“. In seinem Werk sind Gedanken und Gefühle, die Wert für viele haben. Ich kann mit ihm sagen: „Gut, dass es einige Stücke von Bert Breit gibt“.

Othmar Costa

## Rezensionen und Buchzugänge

*Peter G.J Pulzer: Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1867-1914. Aus dem Englischen von Jutta und Theodor Knust. Neuauflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004. 381 S. ISBN 3-525-36954-9. 29.90*

Warum sollte man ein Buch, das schon vierzig Jahre alt ist, heute besprechen? Die Antwort auf diese Frage hängt weniger mit den Einzelheiten der Entwicklungen in Deutschland und Österreich vor dem Ersten Weltkrieg, die hier – es ist zu betonen: hervorragend – erzählt werden, zusammen als mit der begrifflichen Raffinesse, mit wem der Verfasser diese äußerst bedeutende und ebenso schwierige Sache darstellt – und mit der Tatsache, dass dieses heikle Thema inzwischen aus verschiedensten Gründen alles anders als leichter zu diskutieren geworden ist. Das Letztere verleiht Pulzers scharfsinniger Analyse des gesellschaftlichen und geistigen Rahmens für die Diskussion der Entwicklungen in beiden Ländern eine besondere Relevanz für jeden, der sich heute mit dem Antisemitismus auseinandersetzt. Von seinen sozialen Bedingungen her gesehen ist der politische Antisemitismus „ein Produkt des Nachliberalen Zeitalters, eines Zeitalters, das die Auswirkungen der Industrialisierung, des naturwissenschaftlichen Denkens und der demokratischen Ideale erlebt hat“. Also handelt es sich hier um eine durchaus komplizierte historische Erscheinung, die nur auf Grund einer strengen interdisziplinären Auslegung zu begreifen ist. Außerdem ist die Lage der Juden in der mitteleuropäischen Gesellschaft genauso kompliziert und genauso wichtig für das Verständnis des Antisemitismus. Es war und bleibt der Verdienst Pulzers, eine solche Analyse mit Präzision und Eleganz durchzuführen. Seine Fähigkeit differenzierend an den Gegenstand seiner Untersuchung heran zu gehen ist eine besondere Stärke in seiner Darlegung der Entwicklungen in Deutschland und Österreich, die sowohl vergleichend als auch unabhängig von einander diskutiert werden. Politischer Antisemitismus ist ein Nachzügler auf der historischen Bühne, der auf den traditionellen religiösen und modernen wirtschaftlichen und biologischen Formen des Antisemitismus aufbaut, wobei in concreto die verschiedenen Formen nicht ohne weiteres auseinander zu halten sind. Wie auch immer man kann die Geschichten der antisemitischen Parteien in Deutschland und Österreich nicht ohne Bezug auf christliche – sowohl evangelische als auch katholische – Traditionen, den Börsenkrach von 1873, die Entwicklung – besser die Verkehrung – des Darwinismus in eine Rassentheorie und schief gelaufene demokratische Bewegungen, die in eine „Tyrannei der Mehrheit“ münden, erzählen und Pulzer erzählt sie ausführlich und schillernd. Besonders zu betonen ist, wie es Pulzer durch seine sorgfältige Gestaltung der Rahmen, worin die politischen Entwicklungen in diesen Ländern sich abgespielt haben, gelungen ist, seine Leser nicht nur zum Verständnis der Geschehnisse zu bringen sondern auch die eigene Fähigkeit, Urteile darüber zu bilden, zu fördern. Wer sich mit dem häufig in der modernen österreichischen Kultur zu begehrenden Thema Antisemitismus auseinandersetzt, muss daher imstande sein,

diese verschiedenen Formen jener hässlichen Erscheinung auseinander zu halten und die hier dargestellten komplexen gesellschaftlichen Zusammenhänge zu behandeln. In dieser Hinsicht ist Pulzers durch einen umfangreichen Forschungsbericht, der Einblick in die neueren Entwicklungen in der Geschichte der Antisemitismus in Deutschland und Österreich bietet, versehenes Buch unübertroffen. Es war und bleibt Pflichtlektüre für jeden, der sich mit dieser erschütternden Erscheinung auseinandersetzt.

Allan Janik

*Alena Wagnerová: Das Leben der Sidonie Nádherný. Eine Biographie. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt 2003. 207 S. ISBN 3-434-50543-1. 20,60 €.*

*Karl Kraus: Wiese im Park. Gedichte an Sidonie Nádherný. Hg. v. Friedrich Pfäfflin. Frankfurt, Leipzig: Insel 2004 (Bibliothek Janowitz 2; Insel-Bücherei 1254). 126 S. ISBN 3-458-19254-9. 13,20 .*

*Friedrich Pfäfflin: Vom Verglühen der „Fackel“. Karl Kraus und sein Verlag. 1930-1936. Warmbronn: Keicher 2004 (Bibliothek Janowitz 3). 25 S. ISBN 3-932843-91-6. 10,- .*

Biografien schlagen leicht ins Triviale um; diese (erste) Darstellung des Lebens von Sidonie Nádherný durch Alena Wagnerová ist leider keine Ausnahme. Gewiss: Es ist nichts wirklich falsch, Vermutungen sind (meistens) als Vermutungen gekennzeichnet, der politische und noch mehr der gesellschaftliche Hintergrund werden sogar recht gründlich einbezogen. (Genaueres erfährt man insbesondere über die Enteignungen in der 2. Tschechoslowakischen Republik, die fast zur Zerstörung von Schloss Janowitz geführt haben.)

Aber die Figur Sidonie Nádherný (oder Nádherná) ist jetzt nicht viel deutlicher greifbar als bisher, obwohl Alena Wagnerová viele kaum bekannte Quellen zur Verfügung gestanden sind; sie hat sie jedoch nicht optimal genützt, weder die Briefe von Kraus an Sidonie Nádherný noch deren eindrucksvollen Briefwechsel mit Albert Bloch (vgl. *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* 21, 2002, S. 195-202) noch die unveröffentlichten Materialien. So sehr die Baronin ihre Briefe an Bloch stilisiert hat, so leicht wäre es gewesen, unter der Oberfläche dieser Stilisierung zu spüren, was die Briefschreiberin an Kraus, was Kraus an ihr geliebt hat. Unverständlich das Übergehen der Information (aus den Briefen an Bloch), Kraus habe 1934 oder 1935 aus Verzweiflung über die politische Entwicklung gemeinsam mit Sidonie Nádherný freiwillig in den Tod gehen wollen.

Gerade diese Lücke macht Grenzen biografischen Schreibens bewusst: Einen solchen Wunsch einem breiten Publikum mitteilen verletzt die Intimsphäre, auf die auch Tote Anspruch haben; andererseits ist das Bild des dargestellten Menschen unvollständig, wenn derartiges verschwiegen wird. Das gilt für Sidonie Nádherný noch mehr in einem anderen Bereich: Offensichtlich machte ihre sexuelle Freizügigkeit diese Frau für

Kraus besonders attraktiv; doch ein Verweilen auf diesem Thema würde wiederum den gebotenen Respekt vor ihrem Privatleben verletzen. Alena Wagnerová ist bei diesem Punkt sehr diskret, zu Recht; doch bleibt so eine wichtige Dimension der Person im Dunklen. Das Dilemma ist unlösbar, die Zurückhaltung der Verfasserin zu achten. In (durch Quellen vielleicht sogar zu belegenden) Klatsch ist diese Biografie nicht verfallen, was ausdrücklich anerkannt sei.

Ihr Problem liegt mehr als in dieser Diskretion in Wagnerová's Verzicht, Sidonie Nádherný's Kultiviertheit und sprachliche Sensibilität in den Mittelpunkt zu rücken (vgl. aber S. 62). Die Baronin bleibt die, die wir aus den Briefen und Gedichten von Kraus umrisshaft kennen: eine eng mit ihrem Schloss und dessen Park verbundene, unabhängige, intelligente Frau, aber die von ihr ausgehende geistige Faszination (welche die Briefe an Bloch beweisen) wird nur behauptet. Umfangreichere Zitate aus ihren Briefen und Tagebüchern hätten da mehr geholfen als die eher ungeschickten allgemeinen Bemerkungen über die femme fatale (z.B. S. 47) und das Frauenbild der Jahrhundertwende. Švabinskys Porträt der Sidonie Nádherný von 1912 hätte sich interpretieren lassen ...

Gewiss ist eine Reihe von Informationen neu, über das Janowitz-Milieu, über Sidonie Nádherný's Zuneigung zum älteren Bruder Johannes (obwohl mir die Seiten 42f. fast zu dick aufzutragen scheinen) und über dessen Schicksal, über ihre frühe Bertha von Suttner-Lektüre (S. 44), über ihre Abneigung gegen große gesellschaftliche Veranstaltungen (S. 50), über Ansätze zu schriftstellerischen Versuchen (S. 61), über ihr Verhältnis zur tschechischen Sprache und ihre (beschränkte) Kenntnis der tschechischen Literatur, über ihr Leben nach 1936.

Eher triviale Formulierungen finden sich zuhauf, z.B. über Sidonie und Johannes Nádherný: „So wie sie früher im Park und auf den großen Dachböden im Schloß [...] Versteck spielten, tauchen sie jetzt in die unendliche Welt der Kunst, Literatur und Philosophie ein.“ (S. 42; vgl. u.a. auch S. 109 über Kraus)

Fehler sind selten und eher belanglos: In Österreich gab es keine „Landgerichte“ (S. 64); Kraus hat kein Buch „über den Untergang der Sprache“ geschrieben (S. 129), noch ist „Menschheitsdämmerung“ ein Kraus-Zitat (S. 8); Ludwig v. Ficker ist nicht 1914 eingezogen worden (S. 96); auf S. 28 wird eine 'Maiandacht' beschrieben. Bedauerlich ist, dass Wagnerová die englischen Tagebuchstellen übersetzt und nicht wenigstens in den Anmerkungen das Original mitteilt. Dem Lektorat ist anzulasten, dass bei der Beschreibung von May-Mays Sterben das norddeutsch-umgangssprachliche „laufen“ nicht korrigiert worden ist, so dass der Satz „[...] und bald konnte [die Todkranke] kaum noch laufen“ (S. 143) unfreiwillig makaber komisch wirken muss.

Leider ist schließlich Wagnerová's Charakterisierung von Art und Umfang ihrer Quellen recht unzureichend. Die Briefe an Bloch hat sie wenig, die (nicht sehr zahlreichen) an Ficker überhaupt nicht heran gezogen. Doch auch Kraus' und Rilkes Briefe werden letztlich kaum für mehr als fürs Faktische genutzt.

Als Wissenschaftler ist man von dieser Biografie enttäuscht. Ein gut lesbares Buch über eine faszinierende Frau aus dem böhmischen Adel ist Alena Wagnerová jedoch gelungen.

Aus den Briefen von Kraus an Sidonie Nádherný und denen der Baronin an Albert Bloch ist bekannt, welche 'Worte in Versen' an die böhmische Geliebte und Freundin gerichtet sind; von vielen kennt man sogar die genauen Anlässe. Friedrich Pfäfflin hat diese Texte nun aus dem Zusammenhang der Gedichtbände gelöst und, chronologisch geordnet, in einem schön ausgestatteten Bändchen der *Insel-Bücherei* zusammen gestellt, verbunden mit einigen wenigen Gedichten, die Kraus zu seinen Lebzeiten nicht der Öffentlichkeit übergeben hat.

Ich muss gestehen, dass ich bei aller Freude über das schöne kleine Buch Vorbehalte gegenüber diesem Verfahren habe. Einmal sind diese Gedichte in den *Worten in Versen* (und, soweit sie überhaupt dort erschienen sind, schon in der *Fackel*) in eine Architektur des Buches und des Heftes eingebaut, welche die Bedeutung der Verse mitbestimmt; aus dieser Architektur heraus gelöst, verändern sie sich. Zweitens war zwar, nicht nur durch die Akrosticha, schon für die zeitgenössischen Leserinnen der persönliche Charakter dieser Gedichte erkennbar; aber ihre Veröffentlichung im Umfeld anderer Gedichte fordert zum Verallgemeinern auf – ganz abgesehen davon, dass Wenige das entlegene Janowitz kannten und nur Vertraute in der Lage waren, die Anspielungen zu verstehen, dass die Meisten das Private nur zu ahnen vermochten. Eine Sammlung mit dem Untertitel *Gedichte an Sidonie Nádherný* rückt den halb verhüllten persönlichen Bezug dieser Verse in den Vordergrund, privatisiert sie und reduziert sie gewissermaßen auf den Status biografischer Zeugnisse. (Das hat Sidonie Nádherný in den Briefen an Bloch auch selbst getan. Aber ob das eine Ausgabe unter diesem Aspekt rechtfertigt?) Pfäfflin geht insofern sogar recht radikal vor, als er, der stets Sorgfältige, offensichtlich bewusst die Erstveröffentlichungen der Gedichte nicht angibt, um so zu unterstreichen, dass diese Ausgabe auf den Manuskripten – nur von 9 Gedichten ist bisher keine Handschrift auffindbar gewesen (S. 108) – beruht; andererseits erweckt er so den (freilich auch nicht ganz falschen) Eindruck, es handle sich um eine Art Gedichtzyklus.

Diese kritische Überlegung berührt die grundsätzliche Frage des Verhältnisses zwischen Werk und Leben eines Dichters, für deren Diskussion selbstverständlich hier nicht der Ort ist. Ich gebe zu, dass ich zu diesem Problem einen recht radikalen Standpunkt vertrete und am liebsten alles Biografische aus der Interpretation von Gedichten ausschliesse. Friederike Brion hat mich stets nur als Figur von *Dichtung und Wahrheit* interessiert ...

Diesen grundsätzlichen Einwand musste ich vorbringen. Dass der Band an sich sehr gelungen ist, darf und will ich deshalb nicht leugnen. Einmal ist es ein sehr schönes kleines Buch geworden, in dem ein großer Teil der schönsten Gedichte von Kraus vereinigt sind: *Vallorbe* und *Landschaft* liest man in jeder Ausgabe gern wieder.

Pfäfflin macht auch Varianten zugänglich. Die Textgestalt der Gedichte hat sich zwischen Manuskript und Druck allerdings nur selten verändert (die Anapher „Jetzt .../ jetzt ...“ im 21. Reimpaar von *Memoiren* statt „Hell ... / jetzt ...“, S. 26, ist eine der wenigen Ausnahmen; der Ersatz von „flieg“, S. 7, durch „steig“ im nachmaligen *Leben ohne Eitelkeit* eine andere); am häufigsten hat Kraus die Titel verändert. Von unterschiedlichen Fassungen kann man eigentlich nur bei *Sendung* (vgl. S. 111) und bei

den *Klagelauten zum 25. Juni 1918* (S. 54ff.) (in den *Worten in Versen* unter dem Titel *Schäfers Abschied*) sprechen. Der recht hohe Anteil der Epigramme selbst an diesen Sidonie Nádherný berührenden oder ihr gewidmeten Gedichten überrascht.

Die Ausgabe schließt mit einem knappen Nachwort und mit Erläuterungen zu den Gedichten, die neben exakten Entstehungsdaten weitere Informationen enthalten, zumeist zum Anlass. Diese auf Notizen Sidonie Nádhernýs und auf den Briefen von Kraus beruhenden Mitteilungen tragen wesentlich zur Reduktion aufs Biografische bei – und sind doch interessant. Eben das ist das Dilemma dieser kleinen Edition.

Es ist schön und sehr sinnvoll, dass Pfäfflin den Band dem Andenken Werner Krafts gewidmet hat, der schon früh die Bedeutung von Kraus' Lyrik erkannt hat und dem wir einige besonders schöne Deutungen dieser Gedichte danken.

Nur in mittelbarem Zusammenhang mit Sidonie Nádherný, in direktem mit Böhmen steht das dritte der hier anzuzeigenden Bücher, dessen bibliophile Gestaltung scheinbar in Widerspruch zu seinem auf den ersten Blick banalen (in Wahrheit höchst interessanten) Thema steht. Pfäfflin, dessen gründliche Kenntnisse des Verlagswesens allenthalben zu spüren sind, gibt zunächst (aufgrund von Kraus' Steuererklärungen, die ab 1925 erhalten sind) ins Einzelne gehende Informationen zur wirtschaftlichen Entwicklung des bis 1932 ertragreichen, in den zwanziger Jahren geradezu blühenden Verlags Die Fackel und behandelt dann, über einen „vorläufigen Hinweis“ (S. 18) weit hinaus gehend, die wirtschaftlichen Probleme in Folge der aus politischen Gründen notwendigen Verlegung der Verlagsauslieferung nach Prag (1934). Die Informationen über den späten Streit mit dem tschechischen Publizisten Jan Münzer und mit dem Prager Melantrich-Verlag ergänzen unser Wissen über das Leben von Kraus. Vielleicht lassen sich tschechischen Gerichtsakten noch weitere, auch über Hermann Böhms Publikation der einschlägigen (von Pfäfflin kenntnisreich einbezogenen) Samek-Akten hinaus gehende Details dieses Streits entnehmen; alles Wesentliche dürfte hier gesagt sein. Besonders interessant (aber nicht wirklich überraschend) die Höhe der Ausgaben des Verlags für Rechtsberatungen (S. 6); besonders schön die Abbildung des von Ladislav Svtnar gestalteten Einbands von Münzers Übersetzung der *Letzten Tage der Menschheit*.

Sigurd Paul Scheichl (Innsbruck)

*Alois Pichler, Wittgensteins Philosophische Untersuchungen. Vom Buch zum Album. Amsterdam / New York: Editions Rodopi 2004. (Studien zur Österreichischen Philosophie, Bd. XXXVI).*

Wenn man heute ein Buch über Ludwig Wittgensteins Werk rezensiert, muss man wohl zuerst einmal innehalten und feststellen: Es gibt, grob gerastert, drei Arten von Texten, die über L. W. und seine Arbeit geschrieben werden, nämlich (i) biographische, (ii) werkbezogene und (iii) ›Wittgenstein-beeinflusst«. Bei den werkbezogenen Texten

müssen wir noch einmal unterscheiden zwischen jenen, die sich (ii a) mit der Erläuterung und Interpretation Wittgensteinscher Texte beschäftigen, und den anderen, die (ii b) editionstechnische Fragen behandeln. Auch die von L. W. beeinflussten Texte, die, wie wir wissen, nicht philosophische Texte sein müssen, sollten noch einmal unterteilt werden. Da sind zum einen (iii a) jene Aufsätze und Bücher, die ein eigenes Thema haben, zu dem Wittgenstein, wie andere auch, etwas gesagt hat, so dass sich der Autor/die Autorin eben auch mit Wittgensteins Einlassungen beschäftigt. Und es gibt eine Beeinflussung, die anders und tiefer ist. Sie betrifft Menschen, die (iii b) irgendwann einmal Wittgensteins Leben und Werk kennen gelernt haben, sich immer wieder einmal von diesem Werk und vor allem: von W.s Art zu leben und zu denken haben faszinieren lassen und mehr oder weniger bewusst begonnen haben, selbst in W.scher Manier zu fragen und denken. In welchem Umfang der persönliche Lebensstil dieser Menschen von L. W. beeinflusst worden ist, ist eine geistesgeschichtlich gewiss nicht uninteressante Frage, die hier aber nichts zur Sache tut.

Warum diese Einteilung vorweg? Nun, ein Buch über Ludwig Wittgensteins *Philosophische Untersuchungen* lässt sich einer oder mehrerer dieser Rezeptionsgruppen zurechnen und es lässt sich aus der Sicht einer dieser Rezeptionsgruppen betrachten. Klar ist: je nach Zuordnung des Buches und des Rezensentenblicks werden notwendig höchst unterschiedliche Wahrnehmungs- und Beurteilungsstile entstehen; es ist wichtig, vorab festzustellen, welcher der Sichtweise-Gruppen ein Buch zuzuzählen ist, und es ist eine Frage der Ehrlichkeit, zu sagen, aus welcher Sicht ein Rezensent ein Buch über Ludwig Wittgensteins »Philosophische Untersuchungen« gelesen hat.

Alois Pichlers Buch lässt sich klar einordnen. Es ist zuvorderst ein überaus kenntnisreicher und penibler editionsphilologischer Bericht. An zweiter Stelle ist festzuhalten, dass aus den editionstechnischen Befunden heraus Schlüsse gezogen werden, die den – auf den ersten Blick ja doch kryptisch anmutenden – Untertitel »Vom Buch zum Album« begründen. Ein solches Buch hat nun ohne Frage zunächst einmal eine fest umrissene Zielgruppe, nämlich jene hoch spezialisierten Fachleute, die sich in der Wittgenstein-Philologie sehr gut auskennen und darum auch die Schlüsse, die der Autor Pichler zieht, kritisch würdigen können. Zweifellos wird das vorliegende Buch von diesen Fachleuten gebührend wahrgenommen und kritisch gewürdigt werden. Wer sich diesem inneren Zirkel der Wittgenstein-Kenner zurechnet und diese spezifische Diskussion sucht, sei auf diese Besprechungen verwiesen.<sup>1</sup>

Die vorliegende Besprechung kommt aus der Richtung, die oben unter (iii b) umrissen worden ist: Ich bin Linguist, und L. W., der als der große geistige Anreger des *linguistic turn* in der Philosophie gilt, wurde und wird seit Anfang der 1970er Jahre von Linguistinnen und Linguisten als jener Mann gesehen, der – hochabstrakt und auf den ersten Blick nicht immer klar zu sehen, in welchen Punkten im Einzelnen – die linguistische Pragmatik und dazu noch eine Richtung der Semantik, die »Gebrauchstheorie der Bedeutung«, begründet hat.<sup>2</sup> John L. Austin und John R. Searle haben also, das ist nach wie vor *communis opinio* in Linguistenkreisen, ihre Sprechakttheorie auf Wittgensteinschen Fundamenten errichtet, und wenn in der Linguistik heute die

Bedeutung von Wörtern vom *Gebrauch* der Wörter in der Sprache her bestimmt wird, wenn nach Auffassung vieler Linguisten und Linguistinnen die Wortbedeutungen in *Sprachspielen* hergestellt werden, dann steht dahinter, geheimnisvoll und schillernd, das Denken des Ludwig Wittgenstein. Das ist freilich nicht alles, und es ist, in Richtung Linguistik gesehen, wahrscheinlich nicht einmal das Wichtigste. Viel wichtiger ist, dass L. W.s Art, philosophische Probleme als sprachliche Probleme zu sehen und diese Probleme tastend, umkreisend und immer wieder reformulierend allmählich transparent zu machen, das Denken in der Linguistik verändert hat.

Unter diesen Voraussetzungen jetzt also zurück zu Pichlers Buch. P., so erfahren wir knapp auf der hinteren Umschlagseite, ist 1966 geboren und heute Leiter des Wittgenstein-Archivs der Universität Bergen in Norwegen. Seine philosophischen und editionsphilologischen Wurzeln liegen, wie der Danksagung des Autors zu Beginn des Buches entnommen werden kann, in Innsbruck: Er nennt als seine Lehrer Vladimir Richter, Allan Janik und Hanspeter Ortner. Bereits 1990 kam Pichler nach Bergen, wo er nach seinen eigenen Worten »ein fruchtbares Arbeits- und Diskussionsklima und guten menschlichen Kontakt« fand (7). Die Verbindung nach Innsbruck riss nicht ab. Der Autor bedankt sich ausdrücklich bei Monika Seekircher und dem Brenner-Archiv dafür, dass er eine Vorstufe der in Innsbruck erarbeiteten elektronischen Ausgabe des Wittgenstein-Briefwechsels einsehen durfte.

Es sind, neben einer ganzen Reihe von anderen, drei Fragen, die P. in der Einleitung des vorliegenden Buchs in den Mittelpunkt rückt:

- »Wo ist die Wittgensteinsche Wende zur Spätphilosophie und zu den *Untersuchungen* zu orten?«
- »Was soll überhaupt als erste Fassung der *Philosophischen Untersuchungen* angesehen werden?«
- »Welche Funktion hat der Stil der *Untersuchungen*?« (9) (Reihenfolge von mir geändert. W. Z.)

Der ersten Frage ist natürlich eine andere vorgeordnet, die der von Wittgenstein beeinflusste Leser so formulieren wird:

- Wie kommt es überhaupt, dass L. W. jenen auf formallogische Systematisierungs- und Ableitungsmöglichkeiten setzenden Denkstil des *Tractatus*, der sich schon allein äußerlich in der Zahlengliederung zeigt, über Bord wirft, sich gegen die traditionelle Philosophie wendet – soweit ihn diese überhaupt interessiert –, alles auf die Karte »Alltagssprache« setzt und dabei, was die Arbeitsweise angeht, zu einem fanatischen Zettelschreiber und Formulierungsvariierer wird?

Es ist schade, dass P. dieser vorgeschalteten Frage kaum Aufmerksamkeit schenkt und nur anmerkt, dass es die verbreitete Feststellung gibt, in W.s Denken habe es nun einmal den »Wandel von der Abbildtheorie zu einer Gebrauchstheorie von Bedeutung« gegeben (12). Vielleicht ist es aber auch zuviel verlangt, wenn man sich wünscht, dass P. in seinem doch recht speziell ausgerichteten Buch auch diese Frage noch behandelt. Die Forschungen P.s setzen also mit der Spätphilosophie W.s und der Periodisierung dieser Spätphilosophie ein, und sogleich stehen wir mitten drin in einer recht typischen

Expertendebatte (13f.). P. referiert, dass Pitcher 1966 vier Phasen von W.s Entwicklung postuliert habe, nämlich die Tractatus-Periode 1913-1929, die Übergangsperiode von 1929-1935, die Periode der ›Untersuchungen‹ von 1936-1951. Eingeschoben ist dann noch ein gesonderter Bereich des Nachdenkens über die Grundlagen der Mathematik 1936-1944. Dazu heißt es dann: »In der nachfolgenden Wittgensteinliteratur ist diese Auffassung aber unter Beschuss geraten.« Und es folgen sodann alternative Periodisierungen. Die Differenziertheit der damit verbundenen Auseinandersetzungen soll hier mit der Wiedergabe einer Textstelle aus P.s Buch dargestellt werden:

»Obwohl es richtig ist, dass die einzelnen Bemerkungen der *Untersuchungen* zu einem großen Teil schon ab 1929 entstanden sind (siehe z. B. Hallett 1977, von Wright 1979, Baker/Hacker 1980, Hilmy 1987, Hark 1990, Maury 1994, Pichler 1997), ist es deswegen nicht weniger richtig zu sagen, dass die *Philosophischen Untersuchungen* 1936 begonnen wurden. *Genauer gesagt*: Der Beginn [der Arbeit (? W. Z.)] an den *Philosophischen Untersuchungen*, so wie wir sie heute kennen, fällt zusammen mit dem text- und formgenetischen Übergang von der deutschen Umarbeitung des *Brown Book* (Ts310) im zweiten Teil des Ms115 zu der handgeschriebenen Fassung des ersten Teils der ›Frühversion‹ der *Untersuchungen* in Ms142. Dieser Übergang fand Anfang November 1936 statt, wie es Wittgenstein zu Beginn vom Ms142 selbst festgehalten hat. 1938 bezieht sich Wittgenstein auf dieses Ereignis dann als den Übergang von dem letzten Versuch, ›meine philosophischen Gedanken in eine Reihe zu ordnen‹, zu dem ›Fragment‹ dieses letzten Versuchs: [...]« (14)<sup>3</sup>

Es folgt die oben in Teilen zitierte Wittgenstein-Stelle:

»Ich beginne diese Veröffentlichung mit dem Fragment meines letzten Versuchs, meine philosophischen Gedanken in eine Reihe zu ordnen. Dies Fragment hat vielleicht den Vorzug, verhältnismäßig leicht einen Begriff von meiner Methode vermitteln zu können. Diesem Fragment will ich eine Masse von Bemerkungen in mehr oder weniger loser Anordnung folgen lassen. (Ts225, August 1938)« (14)

Die beiden zitierten Stellen sind Belege für etwas, das auch und vor allem aus der Sicht des Wittgenstein-Beeinflussten von Interesse ist. Das erste Zitat mit seiner Fülle von Belegen und Nachweisen macht etwas deutlich, das zu erwähnen gewiss nicht originell ist: Die Wittgenstein-Edition hat einen Grad der Differenziertheit und Kennerschaft erreicht, dass daraus eine hermetische Abschottung der ›Eingeweihten‹ gegenüber den Außenstehenden resultiert. Die Eingeweihten, das sind heute nicht mehr so wie einst die, die L. W. als Schüler persönlich gekannt haben, sondern diejenigen, die, meist in feste Forschungsfunktionen eingebunden, Zugang zu den Quellen haben und mit der Aufarbeitung und der Kommentierung des Quellenmaterials beschäftigt sind.

(Man könnte diese Kenner natürlich mit Theologen vergleichen, die Heilige Schriften einordnen und auslegen; aber dieser Vergleich hat, außer einer gewissen spöttischen Polemik, die ihm innewohnt, nichts weiter für sich.)

Nun gibt es ja viele Editorenzirkel. Meist haben es diese Zirkel mit dem Nachlass von Dichtern zu tun. Genau diese Parallelisierung aber zeigt ein Problem der Wittgenstein-Edition auf, das es bei Dichter-Nachlässen so nicht gibt. Wird der Nachlass eines Dichters in einer ›kritischen Ausgabe‹ herausgegeben, so ist der oberste Maßstab klar. Die Frage ist im Bereich des unveröffentlichten Dichter-Nachlasses immer: Wie hätte der Dichter, hätte er diesen Text selbst veröffentlicht, die Schlussfassung aussehen lassen? Herausgeber-genialische Umformungen des manifest vorliegenden Texts sind mithin verboten. Es braucht da Fingerspitzengefühl, wenn man Durchstreichungen und Korrekturen richtig lesen will. In diesem Sinn – und nur in diesem Sinn – ist in solchen Fällen Interpretation bei der Texterstellung mit dabei.

Auf der anderen Seite: Hat ein Dichter einen Text zu seinen Lebzeiten selbst autorisiert und veröffentlicht, so ist dieser Text gültig. Alles, was die Herausgeber tun können, ist: für die interessierte Gelehrtengemeinde den Kampf des Dichters hin zur Schlussform nachzuzeichnen. Vielleicht kommt auf diese Weise die eine oder andere Hilfe für das Interpretieren des autorisierten Texts heraus. Mehr ist nicht zu erwarten, und der normale Leser, dem Anmerkungsapparate nur Lesehindernisse sind, wird zu einer guten unkommentierten Ausgabe greifen.

Bei Wittgenstein verhält es sich nun, wie mit P.s Buch eindrucksvoll gezeigt wird, anders. L. W. aus der Zeit der *Philosophischen Untersuchungen* hat sich durchaus danach gesehnt, seine fragmentierte Philosophie zu einem geschlossenen Manuskript zu ordnen, dieses Manuskript zu veröffentlichen und dann ›sein Buch‹ in Händen zu halten; nur – er war unfähig, eine solche Schlussfassung herzustellen.<sup>4</sup> Damit ist auch gesagt: Im Grunde genommen hat es keinen Sinn, zu versuchen, aus vorhandenem Material eine Ausgabe ›Philosophische Untersuchungen‹ kompilieren zu wollen, die Wittgenstein, hätte er nur mehr Zeit gehabt, als *sein* Buch hätte autorisieren können. Auf der anderen Seite kann wohl kaum jemand, der sich nicht ständig mit Wittgensteins Nachlass beschäftigt, aus einer Unzahl von Zetteln, von denen sich viele nur in einigen wenigen Wörtern unterscheiden, Gedanken herausdestillieren, die verstehbar sind und für das eigene weiterführende Nachdenken die Grundlage bilden könnten.

Welche Position bezieht nun P.s Buch mit Blick auf diese hochkomplexen Probleme? Ich gebe, bevor ich mich mit einer Antwort auf diese Frage versuche, zunächst einen Überblick über die Anlage des Buches, da, wie sich zeigen wird, diese inhaltliche Anordnung des Buches wichtig für die Antwort ist.

Der Beginn von P.s ›Einleitung und Zusammenfassung‹ stürzt, vom ersten Absatz an, auf den Leser als eine Kaskade von schwierigen Fragestellungen herab. Das sei mit einem umfangreichen Zitat belegt, in dem sich auch die Fragen finden, die oben als die zentralen herausgestellt worden sind:

»Was ist es, was die *Philosophischen Untersuchungen* nicht nur im Kontext der philosophischen Weltliteratur, sondern auch im Kontext des Wittgensteinkorpus zu etwas Besonderem macht? Oder vielleicht verdienen die *Philosophischen Untersuchungen* doch nicht mehr Aufmerksamkeit, als es das *Big Typescript* oder das *Blue* und *Brown Book* tun? Ist das Werk dogmatisch als Argumentation für bestimmte philosophische Thesen zu lesen oder soll man es therapeutisch als Befreiung von aller philosophischen Thesenbildung verstehen? Was unterscheidet die erste Fassung der *Untersuchungen* von ihrem textgenetischen Umfeld? Was soll überhaupt als erste Fassung der *Philosophischen Untersuchungen* angesehen werden? Was passierte damals im Spätherbst 1936 in Norwegen, als Wittgenstein die deutsche Umarbeitung des *Brown Book* aufgab und sich an einen Text machte, der heute ›Urfassung‹ der *Untersuchungen* genannt wird (Joachim Schulte in PU 2001)? Wo ist die Wittgensteinsche Wende zur Spätphilosophie und zu den *Untersuchungen* zu orten? Warum nennt Wittgenstein die *Untersuchungen* ein ›Album‹? Gibt es in den *Untersuchungen* eine besondere Verbindung von Inhalt und Form? Welche Funktion hat der Stil der *Untersuchungen*? Warum sind der Stil, Gedankengang und Inhalt der *Untersuchungen* vielerorts und unter vielerlei Hinsicht schwieriger und undurchsichtiger als der Stil, Gedankengang und Inhalt ihrer Vorstufen? Wie sollen wir damit umgehen, wenn es stimmt, dass Wittgenstein hier ein Buch vorgelegt hat, das undogmatisch und nicht auf Thesen aus ist (auch wenn es Thesen enthält oder zu enthalten scheint)?« (9)

Das Überraschendste an diesem Eingangsabsatz ist sicherlich P.s Annahme, »dass Wittgenstein hier [*doch!*] ein Buch vorgelegt hat«. Das »wenn es stimmt« stellt ja offenkundig nicht das ›Buch‹ zur Diskussion, sondern die Auffassung, dieses Buch sei »undogmatisch und nicht auf Thesen aus«. Und auch die Frage, was denn »als erste Fassung der *Philosophischen Untersuchungen* angesehen werden« kann, unterstellt, dass es das Buch ›Philosophische Untersuchungen‹ *gibt*. Im Umkehrschluss: die PhU sind nach Auffassung P.s kein bloßes Konstrukt der Schüler und Herausgeber W.s. Auf diese Dinge, auch auf den Weg ›vom Buch zum Album‹, den P. mit dem Untertitel seiner Untersuchung hervorhebt, wird gleich noch einzugehen sein.

Doch zunächst weiter mit dem Aufbau von P.s Buch. Er stellt im 2. Kapitel verschiedene Einschätzungen der Textvorlagen und der Verstehensmöglichkeiten vor, die in der der W.-Forschung bisher vorhanden sind, und er fragt auch, dankenswerterweise sehr klar und schlicht: »Die Veröffentlichungen: Wittgensteins oder der Herausgeber Werk?« (48ff.<sup>5</sup>)

Das vierte Kapitel mit der Überschrift »Das Buch« zeichnet minutiös die Entstehung der PhU-Textfragmente und ihrer vielen Um- und Überarbeitungen nach, und wir erfahren hier viel über W.s Anstrengungen, einen konzisen, in sich geschlossenen Text zu erstellen und über das von W. lebhaft kommentierte Scheitern dieses Vorhabens.

Das fünfte Kapitel, »Das Album«, beschäftigt sich mit diesem ominösen, gewiss nicht jedem W.-Leser im Zusammenhang mit den PhU geläufigen und ja doch im Zusammenhang mit einem philosophischen Werk auch recht eigenartigen Wort »Album«. Hier wird herausgestellt, dass W. in seinem Arbeiten vom »olympischen Erzählen« weggegangen ist und seine eigenen »Selbstgespräche« entwickelt hat, die freilich etwas anderes waren als normale, das Schreiben begleitende dialektische Reflexionen. Dass auf diese Weise, wie P. herausarbeitet, eine »Abkehr vom Dogmatismus« gemeint ist, wird manchen Leser, der sich für W.s Biographie interessiert, ein wenig überraschen, scheint es doch ein Charakterzug W.s gewesen zu sein, zwar sich selbst gegenüber radikal selbstkritisch zu agieren, aber eben anderen gegenüber durchaus, sicher, bestimmt, ja herrisch aufzutreten.<sup>6</sup>

Ein wenig erstaunt es, dass P.s letztes Kapitel mit »Stilfragen« (199ff.) überschrieben ist, und das nicht nur und nicht in erster Linie, weil *Stil*, in dieses Kompositum gepackt, ja die meisten Leserinnen und Leser an Fragen der Selbstdarstellung einer Person und an Fragen des guten Benehmens denken lässt. Diese Möglichkeit hat P., in sein Thema vertieft, wahrscheinlich nicht in Erwägung gezogen, und sie kann auch im Folgenden unberücksichtigt bleiben. Wichtiger ist: Es wird nicht so recht klar, warum die Reflexionen zum Stil W.s nicht in das vierte und das fünfte Kapitel integriert worden sind. Eine Feststellung wie die, dass »zur anthropologischen Betrachtungsweise [...] auch die Verwendung des Fragments« gehört (205), hätte an vorausgehenden Stellen ja durchaus eine Erklärung dafür sein können, dass W., nach anstrengenden Versuchen, ein normales Buch zu schreiben, schließlich bei *seiner* Methode ankommen musste. Und wenn P. schon an früherer Stelle den Leser mitgenommen hätte, um mit ihm »einen genaueren Blick in die Wittgensteinsche Arbeitsstube [zu] werfen und die Entwicklung von PhU: §§ 1-4 an ausgewählten Textstücken direkt [zu] verfolgen« (231), so hätte das sicherlich dazu beigetragen, verständlich zu machen, wie die Fragmentarisierung dieses Abschnitts des Wittgensteinschen Denkens zustande gekommen ist.

Natürlich gibt es auch eine nahe liegende Erklärung dafür, warum P. diesen »Blick in die Arbeitsstube« so spät gewährt: Die Form der Darstellung, mit Parallelschreibungen und mit dem textkritischen Hereinnehmen von Varianten, rückt diesen Blick sozusagen »aus technischen Gründen« in die Nähe des Anhangs, »Appendizes« genannt, und der umfangreichen Bibliographien (264-325), wo sich der Editionsphilologe P. dann, was die technischen Hinweise und die Listung von Literatur angeht, keinen Zwang mehr auferlegen muss und also die Grundlagen und die Früchte seiner Arbeit in beeindruckenden Aufstellungen ausbreitet.

Noch einmal zurück zum Kapitel »Stilfragen«: Ein wenig ist es natürlich ein Konzession an das *Genie* Ludwig Wittgensteins, für das normale Forderungen und Erwartungen außer Kraft gesetzt werden, wenn P. formuliert, es sei »genau das Schreiben in »Fragmenten«, welches es ihm [Wittgenstein] bei seiner philosophischen Arbeit erlaubte, bisher Getrenntes zusammenzubringen und damit neue Zusammenhänge zu schaffen« (204). Diese Formulierung unterstellt, Philosophen, die normale Bücher schreiben, würden nicht »Getrenntes zusammenbringen«, und es legt zumindest die

Annahme sehr nahe, dass die Normal-Bücher schreibenden Philosophen nicht viel Zeit damit zubringen, das Stadium der ›Zettel‹, der Entwürfe und der wiederholten Umarbeitungen der Entwürfe hinter sich zu bringen, um dann diese Entwürfe zu ordnen und in mehreren Schritten zu ›bändigen‹ und in Kapitel und Unterkapitel zu verbringen. Genau das aber, die verschiedenen Stadien des Schreibens, von den Fragmenten und den Rohentwürfen bis hin zum geordneten Buch, durchschreiten, von Vielschreibern einmal abgesehen, die meisten Geisteswissenschaftler.

Die soeben skizzierte Feststellung ist geeignet, die Einschätzung von P.s Buch auf eine weite Ebene der Betrachtung zu stellen, um es, von der Warte dessen, der von W.s Denken angeregt und – ja, auch: von W.s Person fasziniert ist, zu betrachten. Was ist der Gesamteindruck, der sich ergibt, wenn man aus diesem Blickwinkel P.s Untersuchung liest? Der Gesamteindruck ist: Hier interpretiert und schreibt einer aus der Gruppe jener Wittgenstein-Faszinierten, die ihre Fasziniertheit transformiert haben in kühles Editoren- und Spezialistenwissen. Dass die Befunde so kühl daherkommen, findet der Wittgenstein-Beeinflusste, der auch an der Person W.s interessiert ist und die Lebensumstände W.s als Bedingungen des philosophischen Arbeitens versteht, natürlich jammerschade. Auf der anderen Seite ist klar: Auch die ›Beeinflussten‹ können aus der Lektüre von P.s Buch erheblichen Gewinn ziehen; sie müssen sich nur auf die wesentlichen Gedankengänge P.s konzentrieren und dabei über die manchmal zu sehr ins Detail gehenden Abfolgen von Sekundärliteratur- und Stellenverweisen hinweglesen. Im Zentrum der Lektüre steht dann der Bericht über die allmähliche Formung des Materials zu einem Buch und die Erkenntnis, dass sich W. dieses Material in einer Art ständigem Gedanken- und Sprachoszillieren erkämpft hat. Das Oszillieren, das sich nach außen hin im Zwang zum Be- und Umarbeiten einzelner Stellen Bahn gebrochen hat, es hat am Ende W.s Kraft zum Ordnen und Abschließen in immer heftigere Schwingungen versetzt, und es hat schließlich diese – nie sonderlich ausgeprägte – Kraft gänzlich zerstört. Wer dieses Kämpfen und tragische Resignieren W.s verfolgen will, erfährt durch P. zunächst zusammenfassend:

»Spätestens ab dem November 1930 hatte Wittgenstein das Vorhaben, ein – nach dem *Tractatus* – zweites Buch zu schreiben und auch zu veröffentlichen. Dieses Buchprojekt war bis zum Spätherbst 1936 weitgehend als ein Buchprojekt nach traditionellem akademisch-philosophischem Muster konzipiert, wurde aber im November 1935 bewusst zu einem ›Albumprojekt‹ umgestaltet.« (15)

Diese Zusammenfassung legt nahe, dass W. eine bewusste, eine von ihm positiv getragene Entscheidung gegen das ›traditionelle Buch‹ getroffen hat. P. stützt diese Sicht, wenn er schreibt: »Im Spätherbst 1936 [...] erkannte Wittgenstein, dass die bisher angestrebte Form des Buches nicht eine Form war, die ihm und seinem Projekt angemessen war. Sein Buch erhält nun die Form des ›Albums.« (175) Als Kennzeichen des Albums – man wird unterstreichen müssen: des ›Albums‹ im W.schen Sinn – wird die Fragmentarisierung

und »der Rückzug aus der bisher eingenommenen olympischen Erzählperspektive« von P. herausgestellt (175). Mit dem Verzicht auf eine herausgehobene Erzählerperspektive verbunden ist dann, folgt man P., eine spezifische Form der ›Entdogmatisierung‹.

Es ist ausgesprochen schade, dass sich P., was diese drei zentralen Begriffe seiner Untersuchung, nämlich (i) Fragment / Fragmentarisierung, (ii) Dogma bzw. Entdogmatisierung und (iii) Album angeht, von seinem Gegenstand hat anstecken lassen. Das heißt, die Erläuterungen zu diesen zentralen Begriffen sind selbst fragmentarisiert und über das gesamte Buch verstreut. Für den Leser wäre es sehr viel angenehmer, wenn diese wichtigen Termini zu Beginn in einer zusammenfassenden kritischen Darstellung eingeführt worden wären. Als Beispiel sei das ›Album‹ herausgenommen:<sup>7</sup> Man erfährt Wesentliches zu dem – bis zu dieser Stelle schwebend-vagen – Begriff des ›Albums‹ erst zum Schluss, unter ›Stilfragen‹ (258ff.). ›Album‹ meint nicht das Wort, woran wir heute sicherlich zuerst denken, nämlich: das Fotoalbum, sondern es meint eher die Sammelmappe des Künstlers, und das, was in dieser Sammelmappe zusammengehalten wird, sind nicht Zeichnungen, sondern Collagen und Montagen, und am Ende macht P. auf diese Weise die PhU zu einem in harter Arbeit erkämpften Erfolg.

»Das *Album* kam zum Leser als ein Buch ›ohne Anfang und Ende‹, ›voller Leben wie ein Ameisenhaufen‹ und war daher ein Buch für das synoptische Sehen.<sup>8</sup> Es bot auch die Form, mit der Wittgenstein nicht zu verstecken brauchte, dass es weder ihm selbst noch seinem Untersuchungsgegenstand natürlich war, die Gedanken ›in *einer* Richtung weiterzuzwingen‹.« (263)

Für den ›Wittgenstein-Beeinflussten‹, der W.s Schriften nüchtern und kritisch gegenübertritt, stellt sich hier natürlich die Frage, ob das nicht eine Zusammenfassung ist, in der ganz still die Summe der vorab immer schon vorhandenen Genieverehrung zusammengefloßen ist. Der Verdacht bleibt, dass W. – bei dem P., gestützt auf Sekundärliteratur, intellektuelle Schwachpunkte zumindest nennt<sup>9</sup> – am Ende doch als jener Heros gesehen wird, der die Form des philosophischen Buches nicht nur zerbrechen *durfte*, sondern, als der geniale Sucher, der er war, nachgerade zerbrechen *musste*.

Das also ist die Summe dessen, was der Wittgenstein-beeinflusste Rezensent am Ende kritisch, wenngleich mit viel Sympathie für die Bemühungen des Autors konstatieren muss: P. hat harte Arbeit und viel interpretatorisches Geschick darauf verwendet, zu zeigen, dass Ludwig Wittgenstein mit dem Versuch, ein normales Buch zu schreiben, gescheitert ist und dennoch, als Genie eben, in diesem Scheitern das philosophisch Große und Neue präsentiert. Was natürlich das Scheitern in einen Triumph verwandelt.

Dieser Sicht P.s muss man nicht folgen, und man findet sogar viele gute Gründe in P.s Untersuchung selbst, wenn man da nicht folgt. Die Gründe, die gegen die Genie-Interpretation P.s angeführt werden können, gruppieren sich um das, was P. lange vorher zum Thema ›Wie interpretiert man Texte?‹ sagt. Es heißt da einmal: »Von Savigny hat [...] völlig recht: Man kann einen Text interpretieren, ohne auch nur ein bisschen über seinen Verfasser zu wissen; die textimmanente oder kotextuelle Interpretation ist nicht

weniger eine Interpretation als es eine kontextuelle ist.« (22f.) Dann allerdings schränkt P. ein: »Die textimmanente Interpretation kann das kontextuelle Element, das mit dem ›Vorurteil‹ des Lesers verbunden ist, nicht abschütteln.« (23) Mit diesem ›kontextuellen Element‹ meint er allerdings nicht etwa Kenntnisse hinsichtlich der Person L. W., sondern Kenntnisse des Gesamtwerks W.s und Kenntnisse der philosophischen Literatur allgemein.

Ein paar Seiten später spielt P. dann ein Gedankenexperiment durch, um den Begriff des Verstehens zu problematisieren (27f.). Wenn in ferner Zukunft ein paar aus allen Kontexten herausgelöste Seiten aus dem zweiten Abschnitt der PhU Menschen in die Hände fallen, und diese Menschen nehmen diese Seiten ganz realistisch als Spielanleitung für ein Bau-Spiel – kann man dann sagen, sie haben W. nicht bzw. sie haben ihn falsch verstanden? Dann kann es, wie P. annimmt, natürlich auch in jener Zukunft jemanden geben, der Hintergrundforschungen betreibt und ein besseres Verständnis des Texts entwickelt und seine Zeitgenossen davon überzeugt, dass man den Text besser versteht, wenn man ihn nicht als Spielanleitung liest. Und schließlich heißt es dann, doch recht abstrakt:

»Stabilität und Gleichheit in den Verstehensweisen sind auf Stabilität und Gleichheit in der Verstehenspraxis zurückzuführen, und das heißt u. a. auf Stabilität und Gleichheit in den die Verstehensweisen bestimmenden Vorverständnissen. Textverstehen geschieht also innerhalb einer bestimmten Sprachgemeinschaft und gemäß der Verstehenspraxis ebendieser Sprachgemeinschaft; ändert sich die Verstehenspraxis, werden sich auch die Textbedeutungen ändern.« (29)

Das ist natürlich, man wird es nicht betonen müssen, selbst gut PhU-Wittgensteinisch gedacht. Allerdings wird hier der Begriff der Sprachgemeinschaft idealisierend und fast möchte man sagen: systemlinguistisch unterfüttert eingeführt. Es ändern sich die Vorverständnisse *der* Sprachgemeinschaft mit der Zeit. Nicht hinzugezogen wird die ja doch nahe liegende Überlegung, dass es unterschiedliche Gruppen mit unterschiedlichen, das Verstehen bestimmenden Kenntnissen und Interessen innerhalb einer Sprachgemeinschaft ein und derselben Zeit gibt.

Natürlich hat P. diese eher schlichte Tatsache nicht einfach übersehen. Wie könnte er auch, da doch seine Interpretation der PhU in der Konkurrenz zu anderen steht, die anderer Auffassung sind als er und mit denen er sich auseinandersetzt. Dass nicht – heute, in *dieser* Sprachgemeinschaft – hinsichtlich von Wittgenstein-Texten Einigkeit besteht, ist mithin evident und P. bekannt. P. hat die Sache mit den Gruppen und ihrem jeweiligen Textverständnis und ihren Einschätzungen der Relevanz von Texten nicht übersehen, er hat dieses sein Wissen nur einfach vorübergehend ausgesetzt. In ganz ähnlicher Weise, so ist zumindest zu vermuten, hat er in der Zusammenfassung seiner Untersuchungsergebnisse auch etwas anderes ausgesetzt oder vielleicht auch nur zur bloßen Bescheidenheitsrhetorik uminterpretiert, das er vorher gesehen, angeführt und kommentiert hat, nämlich W.s Verweise ›über sich selbst hinaus.

An einer Stelle kommentiert und interpretiert P. eine Stelle aus W.s Manuskripten, und P. schreibt da: »Das Fragment steht hier für den Samen, in dem schon das Ganze enthalten ist, wenn auch noch nicht *voll entwickelt*. Auf diese Art, können wir sagen, ist der Leser der *Untersuchungen* gefordert, selbst die ›Fragmente‹ des Textes nach seinen Bedürfnissen zu entwickeln.« (207)

Halten wir einmal fest, dass dieses Bild zumindest auf den ersten Blick einen Denkfehler beinhaltet. Einen Denkfehler, der nicht P., sondern W. anzulasten ist. Der Samen entwickelt sich ja nicht unterschiedlich, in Abhängigkeit von der Person, die ihn mit nach Hause nimmt und in die Erde setzt. Analog: Das Fragment, wenn es denn als eine unentwickelte Idee von W. angesehen wird, kann von dem, der diese Idee schließlich ›ausbrütet‹, nur zu dem gemacht werden, was W. wollte. Oder die Idee wird nicht richtig ausgebrütet und damit – zerstört. Hat W. wirklich annehmen können, dass Menschen, die seine Fragmente lesen, diese in seinem Sinne zu Ende denken und dann zu Ende formulieren werden? Vor der Antwort auf diese eigenartige Frage soll eine Feststellung stehen: Diese Sicht steht für die eine, die egozentrische und wohl auch egoistische Denkweise des L. W.<sup>10</sup>

Es gibt dann noch eine ganz andere Sicht W.s auf das eigene Weiterwirken. Auch diese Sicht wird von P. überliefert. »Meine Sätze erläutern dadurch, dass sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist.« (TLP 6.54. Bei P. auf S. 26 in Fn. 9 zitiert.) Das ist der andere, der demütige W. Dieser Satz ist so klar, dass wohl kaum etwas dazu gesagt werden muss. Oder vielleicht doch so viel: W. hofft, in späteren Zeiten *als Person* verstanden zu werden. Seine Sätze sind, zumindest teilweise, Vehikel zum Verständnis *der Person* L. W. Sie sind Vehikel, die, werden sie von der Person W. abgetrennt, tatsächlich unsinnig sind. Das muss dann aber auch heißen: Diese Sätze helfen, die intellektuellen Begrenztheiten und menschlichen Unzulänglichkeiten W.s zu begreifen.

Nun denn, hat W. wirklich angenommen, dass Menschen, die seine Fragmente lesen, diese in seinem Sinne zu Ende denken und zu Ende formulieren werden? Nach der Lektüre von P.s Untersuchung kommt der Wittgenstein-beeinflusste Leser zu dem Ergebnis, dass jener Dialog, den L. W. mit sich selbst führte, jener Dialog, der W.s rastloses Denken ständig vorantrieb und dabei auch fortlaufend so zerstörte, dass ein Systematisieren unmöglich wurde – dass diese Dialogisierung auch da ihre Entsprechung hatte. Der egozentrische W. hat wahrscheinlich, irgendwann von einer guten Portion Hybris davongetragen, tatsächlich geglaubt, dass seine philosophischen Fragmente die Samen seien, die andere in ihrem Denken hegen, reifen und, in Blüte und Frucht, zur ganzen Entfaltung bringen werden. Dieser egozentrische W. hätte unterschrieben, dass es die PhU als Buch geben kann, wenn nur die richtigen, die begabten Interpreten sich der nachgelassenen Fragmente annehmen. Der demütige W. aber hat begriffen, dass seine Art des Formulierens und des mit dem Formulierens-nicht-Fertig-Werdens eines Tages den Blick auf das Innerste seiner Person möglich machen werden.<sup>11</sup> Der demütige W. hat sicherlich gewusst, dass seine Fragmente-Sammlungen kein ›System im Hintergrund‹ beinhalten, sondern nur Zeugnisse eines großen Mühens sind. Der

demütige W. hat sich einen keineswegs wehevollen, sondern einen eigenständigen und einen im gewissen Umfang auch respektlosen Blick der ›Beeinflussten‹ auf seine Philosophie gewünscht. Einen Blick, der mit Skepsis und eigenständigem Fragen über ihn, W., hinausgeht und, wenn es denn möglich ist, zu einem philosophischen Ausformulieren und Systematisieren in einer neuen Dimension gelangt. Diesen Blick und diese Erkenntnis in einer neuen, auf das Fragmente-Material W.s gestützten Weise möglich zu machen, das ist für einen Wittgenstein-Beeinflussten wie mich das große Verdienst von Pichlers Untersuchung.

Werner Zillig

### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Mir ist bislang noch keine bekannt. Das wird sich wohl bald ändern. – Gerhard Gelbmanns Essay ›Skript, Text, Werk, Album. Zu Alois Pichlers Umgang mit Wittgensteins Schreiben‹ ist keine Rezension, sondern eine aufschlussreiche Vorab-Analyse aus der Entstehungsphase von P.s Buch, die der Frage nachgeht, wie überhaupt W.sche Texte zu editieren seien. (Vgl. <http://h2hobel.phl.univie.ac.at/~yellow/Wittgenstein/Pichler.html>)
- <sup>2</sup> In jener Zeit der Orientierung waren es vor allem die Informationen, die Eike von Savigny in ›Die Philosophie der normalen Sprache‹ (1969) und in ›Analytische Philosophie‹ (1970) sowie Anthony Kenny in ›Wittgenstein‹ (1972) gaben, die das Wittgensteinsche Gesamtdenken zu erschließen halfen. Damals wollten wohl nicht nur Linguisten die verborgenen Ordnungen im Spätwerk W.s erkennen und waren für Hilfen dankbar. Erst heute wird allmählich sichtbar, dass jede Suche nach der geheimen Ordnung in Wittgensteins Werk möglicherweise von falschen Erwartungen ausgeht.
- <sup>3</sup> Ich übernehme hier die Abkürzungen so, wie P. sie gebraucht. (Es ist, nebenbei gesagt, eine der lesetechnischen Unannehmlichkeiten des Buches, dass die Siglen-Wüsten der Seiten 271-301 nicht zumindest mit einem alphabetischen Querverweis-Register erschlossen sind. Wenn denn nicht gleich auf eine durchgehende alphabetische Ordnung gesetzt wird. Da die Ausgaben auch innerhalb der Gruppen nicht alphabetisch, sondern nach Entstehungs- bzw. Herausgabe-Jahr geordnet sind, wird die Suche nach der Auflösung einer einzelnen Abkürzung mitunter zu einer zeitaufwendigen Angelegenheit.)
- <sup>4</sup> Ob W. diese Unfähigkeit bereits, und sei es auch nur umrisshaft, als überaus wirkmächtigen Teil einer späteren Publikationsgeschichte seiner Zettelsammlungen sehen konnte, ist eine Frage, deren Beantwortung man wohl als von einer zukünftigen Wittgenstein-Biographie einfordern müsste. Der Editionsphilologe P. gestattet es sich natürlich nicht, dieser hochspekulativen Frage nachzugehen.
- <sup>5</sup> Es ist, hier wie an anderer Stelle, verwirrend, dass in P.s Buch die Abschnitte unterhalb der Überschriften zweiter Stufe (2.2 usw.) im Inhaltsverzeichnis genannt werden, sich aber im Text nicht wieder finden. Auch Seitenzahlen werden bei den Abschnittsüberschriften des Inhaltsverzeichnisses nicht angeführt, und die Anzahl der nicht-nummerierten Abschnittsüberschriften des Inhaltsverzeichnisses stimmt mit den im Text vor Abschnitte gesetzten arabischen Ziffern nicht immer überein. Das macht das Nachlesen einzelner Stellen mitunter recht umständlich.
- <sup>6</sup> Ich gebe zu, dass mir Ray Monks Wittgenstein-Biographie sehr geholfen hat, W.s Denken in einem gewissen Umfang nachzuvollziehen. (Ich sage bewusst nicht: W.s Denken zu verstehen!) Ja selbst die gut aufgebaute Recherche, die die Journalisten David J. Edmonds und John A. Eidinow unter dem Titel ›Wie Ludwig Wittgenstein Karl Popper mit dem Feuerhaken bedrohte‹ (2001) herausgebracht haben, sagt viel über das intellektuelle Klima jener Zeit, in der W. längst ein, wenn vorerst auch nur Eingeweihten bekannter, philosophischer Guru war, während Karl Popper sich mit viel Ehrgeiz bemühte, in den Philosophen-Zirkeln Englands bekannt zu werden.
- <sup>7</sup> Zum Begriff des Dogmas bzw. des Dogmatismus vgl. vor allem 87ff., 161ff. und 222ff. Die Stellen mit Hinweisen zum Verständnis von Fragment und Fragmentierung wurden oben bereits genannt.
- <sup>8</sup> Bei diesem Satz sind zahlreiche Auslassungen – die vor allem Stellennachweise betreffen – nicht gekennzeichnet, um den Lesefluss nicht zu stören. W. Z.

- <sup>9</sup> Bei der Analyse von PhU §§ 1-4 führt P. mit Verweis auf Hilmy W.s ›Schreibschwäche‹ an, nicht ohne den Verdacht auf eine solche Schwäche einer gewissen ›unernsten‹ Betrachtung anzulasten. Wenn man W.s Formulieren ernsthaft betrachte, könne man erkennen, dass Inkonsistenzen in den Formulierungen bei W. »eine wichtige Funktion haben und von ihrem Verfasser bewusst gesetzt sind« (219).
- <sup>10</sup> Hierzu gehört auch die Bemerkung W.s vom 8. Mai 1930, die P. anführt: »Was ich auch immer schreibe, es sind Fragmente, aber der Verstehende wird daraus ein geschlossenes Weltbild entnehmen | ersehen.« (209) Es gibt wohl nichts, was gegen die nahe liegende Interpretation dieses Satzes spricht, dass nämlich W. meinte, er könne zwar sein geschlossenes Weltbild nicht selbst – geschlossen-systematisch – darstellen, gleichwohl aber der Auffassung war, er besäße ein solches Weltbild, das andere schon re-systematisieren würden. In Wirklichkeit aber galt und gilt, was W. viel später mit dem Aperçu ›Le style c'est l'homme même‹ fasste. Entsprechend also: W. war nicht in der Lage ein philosophisches System seiner Fragen und Antworten zu entwerfen, weil er kein solches System in sich trug. Ob man dies nun negativ deutet oder, wie P. das am Ende seines Buches tut, positiv, hängt von der Frage ab, ob man solche Systeme als eigene, immer der Verwirrung abgerungene Denkleistungen würdigt oder aber als im Grunde genommen prämoderne Angebereien relativiert.
- <sup>11</sup> Damit ist auch ganz nebenbei zumindest eine Antwort-*Richtung* für die zu Anfang gestellte Frage gegeben: W. hat den Denkstil des *Tractatus* über Bord geworfen und sich der Alltagssprache zugewandt, weil er bemerkt hatte, dass mit seiner *Tractatus*-Philosophie nur ein dogmatischer und dazu ein sehr enger Blick auf die Welt geworfen werden konnte. Das Leben in seinen vielfältigen Formen blieb, wie die dazu gehörige Sprache, ausgesperrt. Es gehört zur Tragik W.s, dass er begreifen musste: den neuen, den weiten Blick auf die Sprache und auf die Welt konnte er nicht begrifflich-systematisierend meistern. Die Grenzen des *Tractatus* waren die Grenzen seiner Welt, und alles, was jenseits dieser Grenzen lag, zerbrach in das Stammeln der Fragmente.



## Bericht des Institutsleiters

Der folgende Bericht über das Kalenderjahr 2004, in dem das Brenner-Archiv sein 40jähriges Bestehen gefeiert hat, konzentriert sich auf die wichtigsten Daten; mehr Informationen, vor allem über die laufenden Arbeiten und Projekte sowie über die Publikationen, vermittelt die Homepage des Instituts unter <http://brenner-archiv.uibk.ac.at>.

Das Forschungsinstitut Brenner-Archiv ist seit der Neustrukturierung der Universität Innsbruck am 1. Oktober 2004 der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät zugeordnet.

### Personalangelegenheiten

Der Personalstand des Instituts hat sich im Berichtszeitraum kaum verändert: Tina Wörgötter (Salzburg) und Lukas Steinacher (Tübingen) – er gehört bereits beinahe zum Stammpersonal – haben im Sommer 2004 am Brenner-Archiv ein Praktikum absolviert.

Neu im Team ist seit diesem Sommer auch Mag. Daniela Rummel-Volderauer; sie arbeitet am Josef-Leitgeb-Projekt und seit Dezember 2004 am Christine-Lavant-Projekt mit. Die Vorbereitungen für das Johannes-E.-Trojer-Projekt (Leitung: Dr. Erika Wimmer. Mitarbeit: Mag. Ingrid Fürhapter, Dr. Martin Kofler, Mag. Sandra Unterweger) sind im Dezember 2004 abgeschlossen worden, 2005 sollte das geplante Projekt starten.

Frau Traudl Mayr und Herr Mag. Hans Prantl arbeiten nach wie vor ehrenamtlich für das Institut mit.

Em. Univ.-Prof. Brian McGuinness (Siena/Oxford), Mitherausgeber des Wittgenstein-Gesamtbriefwechsels, erhielt – aufgrund eines Antrags des Brenner-Archivs – am 24.9.2004 das Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst 1. Klasse.

### Archivierungsarbeiten

Unter den neu aufgenommenen Nachlässen und Teil-Sammlungen sind vor allem die Sammlungen Franz Gschnitzer, Rudolf Stibill, Josef Wenter und Lilly von Sauter hervorzuheben; zu erwähnen sind ferner zahlreiche Nachträge zu bereits bestehenden Sammlungen (Christine Lavant, Johannes E. Trojer; Sammlung französischer Zeitschriften der Nachkriegszeit u.a.m.) sowie eine komplette Sammlung des *Brenner* (neuwertige Originalhefte), Jg. 1 – Jg. 5 (die Gabriele und Dr. Rüdiger Lutz dem Institut geschenkt haben).

### Erwerbsliste 2004

- 1 Foto von Linus Kefer (als Geschenk von seiner Witwe über Vermittlung von Ursula Schneider und Annette Steinsiek)

28.1. Nachlass Viktor Kraft.

- 9.3. Nachlass Franz Gschnitzer (Geschenk Hans Gschnitzer, Brandjochstr. 7b, 6020 Innsbruck)
- 12.3. Nachlass Gerhard Riedmann (Geschenk Familie Riedmann, vertreten durch Wolfgang Riedmann)
- März: Paul Engelmann: Ludwig Wittgenstein (Typoskript, Durchschlag) (Geschenk Marcel Faust, Opernring 19, 1010 Wien)
- 31.3. Nachlass Rudolf Stibill (Schenkung Gisela Stibill)
- 5.4.: Teilnachlass Josef Wenter (Schenkung Elisabeth Konschegg)
- April: Rudolf Greinz: Tiroler Hirtenspiel. Volksspiel in 5 Bildern (Manuskript, Durchschlag) (Geschenk Georg Ott, Ravensburg)
- April: 4 Briefe von Christine Lavant (1949-1950) (ein Brief mit maschinschr. Gedicht umseitig) (Schenkung von Evelyn und Josef Wolf, Perchtoldsdorf, über Vermittlung von Dr. U. Schneider und Dr. A. Steinsiek)
- 28.4.: Sammlung französischer Zeitschriften aus den Jahren 1945-1953 (Geschenk Turmbund, Innsbruck)
- 26.5. Briefe aus dem Vorlass von Walter Schlorhauser (Geschenk Walter Schlorhauser)
- Juni: Unterlagen zum 1. u. 2. Tiroler Literaturwettbewerb für Jugendliche 1998, Verein für Kultur Inzing (Geschenk von Georg Oberthanner, Riedweg 15, 6401 Inzing)
- Juli/August: Nachtrag zum Nachlass von Raoul Henrik Strand (Übernahme aus dem Nachlass von Traute Strand): Manuskripte, Fotos, Dokumente.
- August: Zeitschriften aus dem Nachlass von Alma Holgersen (Schenkung von Hugo Bonatti)
- 7.9.: 11 Briefe von Christine Lavant an Elfriede Canal (1960), 8 Fotos von Christine Lavant, 1 Foto von Lavant mit Ingo Canal, ein Zeitungsausschnitt über Lavant und ein Programmentwurf „Musik“ zu Lyrik von Christine Lavant von Helmut Schinagl (Geschenk Ingo Canal, Mieders über Vermittlung von Ursula Schneider und Annette Steinsiek).

14.10.: 9 Briefe und eine Postkarte von Johannes E. Trojer an Siegfried Höllrigl:1983-1986 (Schenkung Siegfried Höllrigl)

2.12.: Der Brenner (Originalhefte), Jg. 1 - Jg. 5 (Schenkung von Gabriele und Dr. Rüdiger Lutz)

6.12.: Nachlass von Lilly von Sauter (Schenkung von Sebastian und Andreas Sauter)

Das (illustrierte) Nachlassverzeichnis des Brenner-Archivs ist auf der Homepage des Instituts veröffentlicht (Sachbearbeiter: Dr. Anton Unterkircher).

## Digitales Archiv

Mitte 2002 wurde der Beschluss gefasst, ein digitales Archiv zu errichten mit der Zielsetzung, den umfangreichen Bestand an Briefen, Manuskripten und anderen Materialien

- digital zu sichern
- über Internet zugänglich zu machen.

Der Gedanke der Sicherung, zuletzt durch den Brand der Amalienbibliothek in Weimar wieder aktualisiert, bedarf kaum einer weiteren Begründung.

Darüber hinaus wird jedoch durch die Digitalisierung der Bestände auch eine neue Möglichkeit eröffnet: Materialien, die nicht dem Archiv gehören (und auch nicht hier gelagert werden), aber im Archiv wissenschaftlich bearbeitet werden, können mit Genehmigung der Erben digital erfasst und auch in Innsbruck zugänglich gemacht werden (wie zuletzt Nachlass-Bestände des Südtiroler Autors Franz Tumlner).

Das zweite, gleich wichtige Anliegen gilt der Unterstützung der Forschung. Materialien sollen in digitaler Form im Internet für eine Einsichtnahme zur Verfügung stehen, und zwar in einer Qualität, die der Forschung als Arbeitsgrundlage dienen kann (z.B. eindeutiges Erkennen von Überarbeitungen). Das bedeutet, dass in absehbarer Zukunft den Forscherinnen und Forschern der physische Weg ins Archiv erspart und zu jeder Zeit mit den Quellen gearbeitet werden kann.

Es wird eine Trennung von allgemein öffentlich zugänglichen Materialien und von Materialien geben, deren Veröffentlichung aus verschiedenen Gründen noch nicht erlaubt ist und die nur einem berechtigten Nutzerkreis über das Intranet zugänglich sein werden.

Durchaus auch für eine interessierte Öffentlichkeit gedacht ist die Digitalisierung der umfangreichen Fotosammlung; sie umfasst mehrere tausend Fotos, die künftig auch für Publikationen (gegen Entgelt) zur Verfügung stehen.

Darüber hinaus soll auch ein Ausbau der Fotogalerie erfolgen – sie versammelt zeitgenössische Autorinnen und Autoren aus der Region sowie alle jene, die im Literaturhaus am Inn vorgestellt werden.

Mittlerweile ist der alte Katalog des Brenner-Archivs digitalisiert – abrufbar unter [www.literature.at](http://www.literature.at) – Brenner-Archiv. Dieser Katalog beschreibt den gesamten bis zum Beginn der 90er Jahre registrierten Bestand des Archivs: Bücher, Zeitschriften, Zeitungsausschnitte, Nachlass-Materialien.

Als eines der wichtigsten Eigenprojekte unseres Instituts sehen wir die Verknüpfung der digitalisierten Zeitschrift *Der Brenner* (digitale Abbildung der Seiten und Text: AAC der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) und des bisher nur in Auszügen edierten Briefwechsels Ludwig v. Fickers samt einer möglichst umfassenden Transkription an. Als Vorarbeit dazu wurden im Hinblick auf die Dallago-Tagung in Bozen (8. – 10.10.2003) die Briefe Carl Dallagos an Ficker aus dem Nachlass Ludwig v. Fickers digitalisiert und ins Netz gestellt

In ähnlicher Weise wird ein im Frühjahr 2005 in Vorarlberg stattfindendes Max-Riccabona-Symposium ebenfalls mit den gescannten Manuskripten aus dem Brenner-Archiv ausgestattet.

Zurzeit wird der Nachlass Ludwig v. Fickers erfasst, der schätzungsweise 30.000 Dokumente enthält.

Insgesamt wird der Bestand an Nachlassmaterialien (sehr grob) auf 500.000 Dokumente geschätzt.

Das Projekt *Digitales Archiv* wird von A. Univ.-Prof. Dr. Eberhard Sauer mann geleitet und ist derzeit mit einer Halbtagsstelle ausgestattet (Gerti Kratzer).

## Forschungsarbeiten

Die zentralen Forschungsprojekte des Instituts werden zu einem guten Teil über Drittmittel finanziert: Neben dem Land Tirol, dem Land Vorarlberg, dem Wissenschaftsfonds und dem Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank fördert seit 2004 auch das Kultur-Ressort der Autonomen Provinz Bozen–Südtirol die Forschungsaktivitäten des Instituts, vor allem die Weiterführung der Datenbank „Dokumentation Literatur in Tirol“ und den Ausbau des Digitalen Archivs.

Über die unmittelbar am Brenner-Archiv angesiedelten Forschungsarbeiten hinaus (die auf der von Mag. Andreas Hupfauß betreuten Homepage sorgfältig registriert werden) hat sich das Institut auch im Rahmen des Forschungsschwerpunkts *Kunst und Kulturtransfer im Alpenraum* engagiert; die Publikation der letzten einschlägigen Ringvorlesung an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät ist unter dem Titel *Brüche und Brücken. Kulturtransfer im Alpenraum von der Steinzeit bis zur Gegenwart*, hrsg. von Johann Holzner und Elisabeth Walde, im Folio-Verlag erschienen. Das Institut wirkt weiterhin mit an dem inter fakultären Forschungsschwerpunkt *Weltordnung – Religion – Gewalt*, der an der Theologischen Fakultät begründet worden ist, es wirkt neuerdings auch mit an der Entwicklung eines literaturwissenschaftlichen Schwerpunkts der noch jungen Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät (in dem der Editionsphilologie eine wichtige Rolle zukommen soll; vorläufige Bezeichnung:

*Prozesse der Literaturvermittlung*) und es arbeitet nach wie vor eng zusammen mit dem Institut für Christliche Philosophie der Universität Salzburg (beide Institutionen planen gemeinsam eine mehrbändige Ferdinand-Ebner-Ausgabe).

#### Notizen zu einzelnen Schwerpunkten bzw. Projekten:

Im Rahmen der Ringvorlesung „Wissen gestalten. Kultur- und sozialwissenschaftliche Forschungsmethoden“, die vom Institut für Philosophie der Universität Innsbruck im Sommersemester 2004 veranstaltet worden ist, referierte Eberhard Saueremann über: „Archivieren und Forschen im Forschungsinstitut Brenner-Archiv – Methoden der wissenschaftlichen Erschließung literarischer Nachlässe“.

Das Projekt „Die Familienerinnerungen der Hermine Wittgenstein“ wurde 2004 abgeschlossen. – Im Haymon-Verlag erschien: Ludwig Wittgenstein, Licht und Schatten. Ein nächtliches (Traum-)Erlebnis und ein Brief-Fragment. Hrsg. und mit einem Essay von Ilse Somavilla. Innsbruck 2004.

Die elektronische Ausgabe des Wittgenstein-Gesamtbriefwechsels, die seit 1988 bearbeitet worden ist, wurde im September 2004 von IntelLex veröffentlicht.

Ursula Schneider erhielt den Theodor-Körner-Preis für das Projekt „Arbeitswelt einer Schriftstellerin. Christine Lavants Korrespondenz mit dem Otto Müller Verlag“. Im Oktober 2004 genehmigte der FWF die Fortführung ihres Projekts „Christine Lavant. Kommentierter Gesamtbriefwechsel“.

Aus der Datenbank „Dokumentation Literatur in Tirol“, die Christine Riccabona gemeinsam mit Anton Unterkircher betreut, sind die Beiträge über Raimund Berger, Niklaus Mazohl und Karl Röck auf die Homepage überstellt worden. Im Rahmen ihrer Lehrveranstaltung „Dokumentation Literatur in Tirol. Praktisches Arbeiten am Literaturarchiv“ im SS 2004 haben Christine Riccabona und Anton Unterkircher Arbeiten über Sophie Gasser, Klara Pölt-Nordheim, Reimmichl, Kaspar Speckbacher, Caroline von Terlago, Franz Tumler und Anna Zoller betreut (die einschlägigen Artikel sind auf der Homepage publiziert). Anton Unterkircher präsentierte anlässlich verschiedener (Gedenk-)Veranstaltungen Kleinausstellungen zu Raimund Berger, Fritz von Herzmanovsky-Orlando, Martin Heidegger – Ludwig v. Ficker und zur Geschichte des Brenner-Archivs (in Auswahl sind diese Ausstellungen ebenfalls auf der Homepage des Brenner-Archivs zu sehen).

Johann Holzner hat (im Auftrag der Stadt Innsbruck) die wissenschaftliche Leitung der Aktion *Innsbruck liest...* übernommen und im Redaktionsteam des Bandes *Literatur und Film der Kulturberichte aus Tirol & Südtirol* mitgearbeitet; in dieser Sondernummer der *Kulturberichte* finden sich u. a. auch Beiträge von Christine Riccabona, Anna Rottensteiner, Anton Unterkircher, Sandra Unterweger und Erika Wimmer, ein Aufsatz von Sigurd P. Scheichl über die Innsbrucker Germanistik und die Tiroler Literatur sowie ein Essay von Michael E. Sallinger über Ludwig von Ficker, Martin Heidegger und Paul Celan.

In Vorbereitung: Max-Riccabona-Symposium in Feldkirch (im Pförtnerhaus) vom 27. - 29. April 2005 (Organisation: Johann Holzner, Barbara Hoiß und Sandra Unterweger).

## Öffentlichkeitsarbeit Veranstaltungen / Tagungen:

Österreichisch-Polnische Literaturtagung 15. - 17.9.2004  
(gem. mit dem Institut für deutsche Sprache, Literatur und Literaturkritik der Universität Innsbruck)

Festveranstaltung 40 Jahre Brenner-Archiv 17.9.2004

Internationaler Wittgenstein Workshop 24. - 25.9.2004  
(Leitung: Univ.-Prof. Dr. Allan. Janik)

Lange Nacht der Museen 9.10.2004

## Veranstaltungen des Literaturhauses am Inn im Jahr 2004 Eine Rückschau

Evelyn Schlag und Christoph W. Aigner: Gedichte über die Liebe. Lesung

beziehungsweise – schreiben & malen

Margit und Hans Aschenwald – Lesung und Ausstellungseröffnung in der Galerie Notburga [Raum auf für Kunst!]

Peter Stamm – In fremden Gärten. Lesung und Gespräch mit dem Autor

Alberta empfängt einen Liebhaber

Ein Theater-Projekt nach der Erzählung von Birgit Vanderbeke in der Produktion von Theater etc. [Literatur in Szene]

Vladimir Vertlib – Letzter Wunsch. Lesung und Gespräch mit dem Autor

Macht Literatur Betrieb?

Podiumsdiskussion mit Konrad Paul Liessmann, Walter Grond, Thomas Glavinic  
(Im Rahmen der Aktion „Innsbruck liest...“ des Kulturamts der Stadt Innsbruck)

Für ein Theater des Menschlichen. Lesung in Memoriam Raimund Berger anlässlich des 50. Todestages, mit Josef Kuderna

Priessnitz und die Repoetisierung der Avantgarde. Buchpräsentation mit Thomas Eder und Lesung von Priessnitz-Texten durch Ulf Stolterfoht

Text&Bild mit Markus Köhle und Christian „Yeti“ Beirer  
[Raum auf für Kunst]

Sprachalchemi. Oskar Pastior trägt Velimir Chlebnikov vor

That's what it's like. Österreichische AutorInnen übersetzen englische Lyrik. Lesung und Gespräch mit Ludwig Laher, Peter Waterhouse, Erwin Einzinger

drei-sprachig. Amelia Rosselli in der Übersetzung von Alma Vallazza und Theresia Prammer  
Lesung und Gespräch

schreiben / übersetzen. Ilma Rakusa liest eigene und von ihr übersetzte Texte

Fayum und andere Erzählungen. Buchpräsentation und Lesung mit Hans Augustin Einführung von Bernhard Sandbichler

Außenseiter wider Willen? Vortrag von Eric Leroy du Cardonnoy zum 50. Todestag von Fritz Herzmanovsky-Orlando  
[Schätze aus dem Brenner-Archiv]

Martin Heidegger - Ludwig von Ficker. Buchpräsentation - Briefwechsel 1952 - 1967  
Lesung mit Walter Sachers  
[Schätze aus dem Brenner-Archiv]

100 Jahre Bloomsday - Open reading  
[LITERATURaußerHAUS]

Herzland Süden - Lesungen. Gedanken. Musik  
Stefanie Holzer - Bettina Galvagni - Renata Zuniga - Anne Marie Pircher - Bernhard Aichner - Peter Oberdörfer - Kurt Lanthaler  
Zur Eröffnung Gedanken von Iso Camartin - Am Akkordeon: Harald Pröckl  
[LITERATURaußerHAUS]

Lesung mit Bettina Baláka und Rosa Pock . Mit einer Einführung von Barbara Hoiß

Ludwig Wittgenstein. Licht und Schatten. Ein Traum und ein Brief .  
Buchpräsentation.

Mit einer Einführung von Ilse Somavilla. Johannes Nikolussi liest  
[Schätze aus dem Brenner-Archiv]

Lesung mit Katja Oskamp und Antje Rávic Strubel. Mit einer Einführung von Michael Klein

Spätlese – Wanderung durch Orte und Zeiten. Literarisches - Musikalisches -  
Kulinarisches  
[Lange Nacht der Museen]

Lesung mit Waltraud Mittich. Mit einer Einführung von Irene Prugger

Lesung mit Werner Kofler. Mit einer Einführung von Sigurd Paul Scheichl.

mitSprache. Literatur und Politik. Veranstaltungsreihe

Eröffnung: Lesung deutscher und italienischer Texte von Hans Raimund.

Vernissage zu den Installationen „kein teppich für den duce\_zeigt her eure füße,  
zeigt her eure schuh“ (Anna Maria Mackowitz, Gitti Schneider, Erika Wimmer)  
und „Carl Dallago. querdenken“ (Verena Gollner/Literaturhaus)

Literatur und Politik – Grenzüberschreitungen? Podiumsdiskussion mit Josef Haslinger, Marianne Gruber, Marco Lodoli, Lidia Ravera. Moderation: Benedikt Sauer

Lesé-Matinée mit Josef Haslinger, Marianne Gruber, Marco Lodoli, Lidia Ravera  
Moderation: Gerhild Fuchs und Christa Kofler

Italien Europa Österreich. Gespräch zwischen Angelo Bolaffi und Robert Menasse  
Moderation: Günther Pallaver

Hedy Danneberg liest „Das Treffen in Telgte“ von Günter Grass. Einführung von Michael Klein

Walter Methlagl: Von Steinen, Bäumen, Bildern, Worten und Musik. Vortrag mit Lichtbildern

Ingeborg Bachmann: Ein Tag wird kommen. Gespräche in Rom. Ein filmisches Portrait von Gerda Haller [nahaufnahme]

Elfriede Jelinek: Filmische Portraits [nahaufnahme]

Kooperationspartner: Südtiroler Autorenvereinigung, GAV Tirol, Institut für Romanistik, Institut für deutsche Sprache, Literatur und Literaturkritik, Italienisches Kulturinstitut Innsbruck, Landesmuseum Ferdinandeum, PEN-Club Tirol, Brenner-Forum.

J.H.



## Neuerscheinungen

---

*Ludwig Wittgenstein. Licht und Schatten. Ein nächtliches (Traum-)Erlebnis und ein Brief-Fragment. Hg. und mit einem Nachwort von Ilse Somavilla. Innsbruck: Haymon, 2004. 79 S. ISBN 3-85218-463-0. 17,-*

Anhand von zwei bisher unveröffentlichten Texten Wittgensteins - einer tagebuchartigen Aufzeichnung vom 13.1.1922 und einem Brief-Fragment, vermutlich im Jahre 1925 an seine Schwester Hermine gerichtet - geht die Herausgeberin den Spuren von Wittgensteins Spannungsverhältnis zum Glauben nach. Einerseits verband er mit diesem etwas Dunkles, Angsteinflößendes, die Vorstellung von einem gestrengen obersten Richter, der von ihm das Äußerste verlangen kann; andererseits bedeutete die Religion für Wittgenstein das reine, geistige Licht im Gegensatz zu den gefärbten Lichtern, die durch eine bloß kulturbezogene Betrachtung der Welt entstehen.

---

*Ursula Schneider u. Annette Steinsiek: Christine Lavant an Tuvia Rübner. Aerogramm vom 8.9.1956. Dazu: U.A.Sch. u. A.St.: Jüdische Linie. Weite Kreise. Christine Lavant und Tuvia Rübner. Innsbruck 2004 (Faksimiles aus dem Brenner-Archiv. Hg. v. Annette Steinsiek. Nr. 3). 3,-*

Mit Christine Lavants Antwort an den israelischen Schriftsteller Tuvia Rübner beginnt eine intensive Korrespondenz zwischen zwei mit Worten Schaffenden, die sich persönlich nie begegnet sind (Tuvia Rübners Briefe gingen leider verloren). Das Aerogramm ist eine inzwischen historische Postsorte. Die Stempel dokumentieren den komplizierten Postweg über Zürich und Haifa. Der Begleittext zeigt den Brief u.a. im Zusammenhang mit dem (Brief-)Kontakt Christine Lavants zu Martin Buber. Für den „Kommentierten Gesamtbriefwechsel Christine Lavants“ schenkte Tuvia Rübner dem FIBA seine Briefe im Jahr 2000. Ihm zum 80. Geburtstag ist das Faksimile gewidmet.

---

*Fritz v. Herzmanovsky-Orlando: Der Gaulschreck im Rosennetz. Eine Wiener Schnurre aus dem modernen Barock. Hg. v. Susanna Goldberg. Mit Illustrationen des Autors. Neuauflage. St. Pölten, Salzburg: Niederösterreichisches Pressehaus, Residenz 2004. 218 S. ISBN 3-7017-1381-2. 18,-*

*Martin Heidegger - Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1952 - 1967. Hg. u. komm. v. Matthias Flatscher. Stuttgart: Klett-Cotta 2004. 176 S. ISBN 3-608-91318-1. 22,-*

Ludwig von Ficker nennt Martin Heidegger den „aufschlußbereiten Mund“, dessen es bedarf, „um das schwer Durchschreitbare“ der Gedichte Trakls „kenntlich zu machen“. Ausschlaggebend für die Freundschaft und hohe gegenseitige Wertschätzung waren Martin Heideggers wegweisende Einsichten in das Wesen der Sprache und in das menschliche Sein.

Anlässlich einer Gedenkfeier lernen sich 1952 Martin Heidegger und Ludwig von Ficker auf der Bühlerhöhe bei Baden-Baden kennen. Die Begegnung hinterläßt bei beiden einen tiefen Eindruck und mündet in einen Briefwechsel, der bis 1967, dem

Todesjahr Ludwig von Fickers, geführt wurde und erstmals vollständig publiziert und kommentiert vorliegt. Die Briefe belegen, wie vertraut beide mit Trakls Werk waren und wie sehr sie sich gegenseitig schätzten.

Briefe und persönliche Begegnungen sowie Heideggers Laudatio bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Ludwig von Ficker zeugen von einer herzlichen Beziehung. In seinem sehr persönlichen Beitrag „Der Abschied“ schildert Ludwig von Ficker erschütternd die letzten Wochen Georg Trakls und ihre letzte Begegnung vor dem Tod des jungen Dichters.

---

*Grete Gulbransson: Tagebücher. Hg. und komm. v. Ulrike Maria Lang.*

*Bd. 1: Der grüne Vogel des Äthers. 1904–1912. Basel/Frankfurt/M.: Stroemfeld/Roter Stern 1998. 472 S. ISBN 3-87877-X.*

*Bd. 2: Meine fremde Welt. 1913–1918. Frankfurt/M./Basel: Stroemfeld/Roter Stern 2001. 414 S. ISBN 3-87877-692-6.*

*Bd. 4: Geliebtes Liechtenstein. 1927–1929. Frankfurt/m./Basel: Stroemfeld/Roter Stern 2003. 393 S. Pro Band 64,-, Subskription: 49,-.*

Der vierte Band der Tagebücher Grete Gulbranssons ist Liechtenstein gewidmet: Für die Autorin ist das Fürstentum (in den zwanziger Jahren) ein Ort moralischer Integrität und (noch) stabiler Weltordnung.

---

*Georg Trakl: Sämtliche Werke und Briefwechsel. Innsbrucker Ausgabe. Historisch-kritische Ausgabe mit Faksimiles der handschriftlichen Texte Trakls. Hg. v. Eberhard Sauer mann u. Hermann Zwerschina. Frankfurt/Basel: Stroemfeld/Roter Stern.*

*Bd. II: Dichtungen Sommer 1912 bis Frühjahr 1913. 1995. 520 S. ISBN 3-87877-513-X.*

*Bd. III: Dichtungen Sommer 1913 bis Herbst 1913. 1998. 476 S. ISBN 3-87877-515-6.*

*Bd. IV/1 und IV/2: Dichtungen Winter 1913/1914 bis Herbst 1914. 2000.*

*365 u. 382 S. ISBN 3-87877-517-2. Pro Band 74,-, Subskription 64,-*

*Supplementbände im Schubert: Georg Trakl: Gedichte. Sebastian im Traum. Reprint. 1995. 65 u. 88 S. ISBN 3-87877-555-5. 50,40 .*

Grundlagen der textkritischen Arbeit sind die Faksimiles der überlieferten Handschriften sowie der vom Autor selbst veränderten Typoskripte. Die verschiedenen ‚Textstufen‘ ergeben sich aus Handschriften, Typoskripten und Druckfassungen. Es geht darum, jenen Prozeß deutlich zu machen, der Dichten bedeutet – den Vorgang, der Vorrang hat vor dem Ergebnis.

Das *Brenner-Archiv* (der Name geht auf die Kulturzeitschrift *Der Brenner* zurück) ist ein Forschungsinstitut der Universität Innsbruck und zugleich das Tiroler Literaturarchiv.

Das *Brenner-Archiv* verwahrt rund um den Nachlass des *Brenner*-Herausgebers Ludwig von Ficker etwa 160 weitere Nachlässe, Teilnachlässe und Sammlungen, vor allem von Schriftstellerinnen und Schriftstellern, vielfach aus Nord- und Südtirol, aber auch von Philosophen, Musikern und Künstlern.

Das *Brenner-Archiv* hat seit seinem Bestehen einen besonderen Schwerpunkt auf die Forschung gelegt. Es macht Materialien für die Forschung zugänglich, indem es

- Manuskripte und zuverlässige Transkriptionen zur Verfügung stellt,
- Editionen mit kulturwissenschaftlichen Kommentaren herausgibt (Ludwig von Ficker, Georg Trakl, Ludwig Wittgenstein, Carl Dallago, Franz Tumlner u.a.),
- Forschungsprojekte durchführt,
- Publikationen in Buchform und in elektronischer Form erstellt,
- ein Digitales Archiv errichtet, das Originalmanuskripte, -briefe und -fotos im Netz zugänglich macht,
- einmal im Jahr die *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* veröffentlicht und
- wissenschaftliche Kontakte mit zahlreichen Institutionen im In- und im Ausland unterhält.

Das *Brenner-Archiv* ist darüber hinaus ein Forum für Vorträge, Lesungen, Kontroversen, Symposien und andere Veranstaltungen. Diese werden vor allem vom Literaturhaus am Inn, das ins Forschungsinstitut eingebunden ist, und von einem Verein, der das Institut unterstützt, vom Brenner-Forum, organisiert. – Fördernde Mitglieder (2003/2004): Paul Flora, Johannes Fragner-Unterpertinger, Maya Hasenöhr, Gisela und Johann Holzner, Karin Janik, Emilie Klotz, Gabriele und Rüdiger Lutz, Werner Luxbacher, Chryseldis Mitterer-Hofer, Felix Mitterer, Gerhard Orion, Hans Prantl, Edith und Georg Punt, Walter Schlorhauser, Albert Tusch, Elisabeth und Wolfgang Wiesmüller.

